

Aus Vergangenheit und Gegenwart

6. Band

Jüdische Erzählungen

von

Dr. M. Lehmann

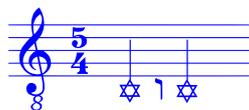
+

Noten für das Stück

Voskobari 301

für

klassische Gitarre



© 2021 Musikverlag Ulrich Greve
Musikverlag Ulrich Greve, Keßlerstr. 14, D-90489 Nürnberg
Website: <http://ulrich-greve.eu>
UG 1180

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Nur standhaft	3
Verschollen und vergessen	217
Nechamah	277

Aus
Vergangenheit
und
Gegenwart

Jüdische Erzählungen
von

Dr. Lehmann,

Rabbiner der israelitischen Religionsgesellschaft zu Mainz,
Redakteur des „Israelit“.

Sechster Teil.

Frankfurt a. M.
Verlag von J. Kauffmann
1888

Nur standhaft.

I.

Es ist ein reizendes Städtchen, das Städtchen D., die Residenz des Landesfürsten, mit breiten Straßen, meist einstöckigen, saubern Häusern, mit Schlössern, Gärten und Springbrunnen, in einer von einem Flüsschen bewässerten, wiesenreichen und walddurchwachsenen Gegend. Die ganze Stadt macht einen angenehmen Eindruck, und überall erkennt man den Wohlstand der Bewohner derselben. Doch gibt es auch arme Leute dort. Wo gäbe es deren nicht?

In einen entlegenen Gässchen steht ein kleines Haus, dem man es schon von außen ansieht, dass seine Bewohner nicht zu der haute volée des Städtchens gehören. Und doch macht das ärmliche Stübchen, in das wir den geehrten Leser führen, einen fast feierlichen Eindruck. Der Tisch ist mit schneeweißem Linnen bedeckt und auf demselben stehen zwei Leuchter, auf denen zwei Lichter brennen, wiewohl die Sonne noch am Horizont sichtbar ist, und mit ihren Strahlen die Dächer der gegenüberliegenden Häuser vergoldet. Es war Freitagabend und Frau Friederike Lissauer hatte soeben die Sabbatlichter angezündet. Sie streckte die Hände gegen die Lichter aus und sprach: Gelobt seiest Du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der und geheiligt hat durch seine Gebote und uns befohlen hat, das Sabbatlicht anzuzünden.

Kaum hatte sie den Segensspruch vollendet, als die Türe geöffnet wurde, und ein Mann, der offenbar zu viel getrunken hatte, hereinwankte.

„Was“, schrie der Betrunkene, „Licht am hellen Tage! Was sind das für Dummheiten! Du meinst auch, ich habe mein Geld gestohlen!“

Bei diesen Worten wankte er auf den Tisch zu und machte eine Bewegung mit der Hand, um die Lichter auszulöschen.

Die Frau hielt ihn zurück.

„Abraham“, sagte sie sanft, „bedenke doch, es ist Schabbes.“

„Was kümmert mich der Schabbes! Ich habe alle Tage Schabbes! Ha, ha, ha!“

„Leider! Du arbeitest die ganze Woche nicht.“

„Was! Du willst mir Vorwürfe machen? Ich bin Herr im Hause und kann tun und lassen, was ich will. Ist es nicht gescheiter, für das Geld, das die Lichter kosten, Branntwein zu kaufen?“

Mit heiserer Stimme fing er an zu singen:

Wasser stiftet nichts als Übel,
Wie wir lesen in der Bibel,
Als die Sintflut brach herein,
Soff sich Jedermann zu Tode,
Da war Branntwein noch kein Mode,
Darum trinket lieber Branntwein!“

Die Frau seufzte tief auf.

„Warum seufzest Du?“, schrie der Betrunkene. „Willst Du mir jede Freude verderben, kannst es nicht leiden, wenn ich einmal lustig bin? Gehe hin zu Deinem Salomon Solinger. Das ist auch ein so griesgrämiger, alter Narr!“

„Das Unrecht, das ich gegen Salomon verübt, rächt sich schwer an mir und meinem Kinde.“

„Willst Du das Maul halten, alte Hexe!“

Mit hochehobener Hand stürzte Lissauer auf seine Frau zu, um sie zu schlagen.

Da trat ein schöner, etwa zwölfjähriger Knabe zur Türe herein und rief: „Gut Schabbes!“ —

Er war in der Synagoge gewesen und eben nach Hause gekommen.

Der Zorn des Betrunkenen wandte sich sofort gegen den Knaben.

„Geh' zum Henker“, schrie er, „mit Deinem gut Schabbes! Weißt Du nicht, Du Kröte, dass ich vom Schabbes nichts wissen will!“

Der Knabe schwieg.

„Abraham“, sagte die Frau, „ich bitte Dich, lass das Kind gehen! Gehe zu Bett und schlafe Deinen Rausch aus.“

„Ohne gegessen zu haben? Ich verstehe, Du und Dein Herzenssöhnchen, Ihr wollt allein die guten Barches essen und die köstlichen sauren Fische, die Du zu Schabbes gekocht hast. Daraus wird nichts. Ich werde mitessen.“

Die Frau ging hinaus, um das Essen hereinzuholen.

Lissauer setzte sich auf einen Stuhl. Nach wenigen Minuten war er fest eingeschlafen. Allein er schlief so unruhig, dass er vom Stuhle herunterfiel. So lag er dem auf dem Boden und schnarchte laut.

August, so hieß der Knabe, öffnete die Stubentüre und rief hinaus:

„Liebe Mutter, ich bitte Dich, komm herein!“

Frau Lissauer folgte dem Rufe.

„Ach Gott“, sagte sie, „da haben wir die Bescherung! Wenn wir den Vater nicht zu Bette bringen, so bleibt er die ganze Nacht auf dem Boden liegen und ist morgen an allen Gliedern zerschlagen. Dann ist es morgen gar nicht mit ihm auszuhalten!“

„So wollen wir ihn zu Bette bringen“, sagte der Knabe.

Vergebens bemühten sich die schwache Frau und der zarte Knabe, den Betrunkenen von der Stelle zu bewegen.

„Mutter“, sagte August, „ich rufe die Frau Kopp, dass sie uns helfe!“

Frau Kopp war eine Nachbarsfrau, die am Sabbat der Frau Lissauer kleine Dienstleistungen zu tun pflegte.

August eilte ins Nachbarhaus. Die Familie Kopp saß beim Abendessen.

„Guten Abend“, sagte August. „Entschuldigen Sie, dass ich Sie beim Essen störe. Mein Vater hat einen Krankheitsanfall, und da möchte ich Frau Kopp bitten, uns zu helfen, ihn zu Bette zu bringen.“

„Ha, ha“, lachte der Gatte der Angeredeten, „Dein Vater wird wieder einmal betrunken sein! Schon gut, ich komme mit meiner Frau gleich hinüber.“

August dankte und ging.

„Schade um die brave Frau und den hübschen Jungen“, sagte Kopp aufstehend, „dass sie solch einen Mann und Vater haben! Der Lump arbeitet die ganze Woche nichts und vertrinkt Alles. Wenn die mitleidigen Juden sich nicht der Frau und des Kindes annehmen möchten — es wäre vielleicht besser. Die bittere Not würde ihn zur Arbeit zwingen.“

Bei diesen Worten begab sich der Mann mit seiner Frau in das Nachbarhaus. Es war ein widerlicher Anblick, wie Lissauer da auf der Erde lag und laut schnarchte.

„Arme Fran“, sagte Kopp, „was müssen Sie leiden! Es wäre besser, Sie gingen von dem Trunkenbolde fort und überließen ihn seinem Schicksale.“

„Ich meinen Mann verlassen?“, sagte Frau Lissauer, „den Vater meines Kindes! Nimmermehr!“

Kopp und seine Fran. hoben den Schnarchenden auf und brachten ihn zu Bette, ohne dass er erwachte.

Nachdem sich die Nachbarn entfernt hatten, setzten sich Mutter und Sohn zu Tische. August machte Kiddusch über die zwei Sabbatbrote, und in stummer Trauer verzehrten die Beiden ihr einfaches Mahl.

„Liebes Kind“, sagte dann die Mutter, „wie Du auch die Leute über Deinen Vater urteilen hörst, verachte ihn deshalb nicht in Deinem Herzen. Er ist und bleibt Dein Vater, dem Du Ehrfurcht und Liebe schuldest.“

„Dasselbe sagt auch mein Onkel Solinger zu mir. Sag einmal, liebe Mutter, wieso ist Solinger eigentlich mein Onkel? Er ist doch nicht der Bruder meines Vaters, denn sonst müsste er ja Lissauer heißen. Er ist auch nicht Dein Bruder, denn sonst würde er nicht Frau Lissauer zu Dir sagen,“

„Herr Salomon Solinger, liebes Kind, ist gar nicht mit uns verwandt. Er ist ein edler, braver, frommer, gottesfürchtiger Mensch, der es sich zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, Armen und Verlassenen Gutes zu erweisen. Ich habe ihm einst ein schweres Unrecht zugefügt, und dafür rächt er sich jetzt an uns, indem er uns in unserer Elende hilft und uns vor dem Hungertode schützt.“

„Verzeihe mir, geliebte Mutter, wenn ich Dir nicht glaube. Du, Unrecht getan, und noch dazu dem guten Onkel Solinger? Nein, das ist unmöglich. Du tust keinem Menschen unrecht und hast gewiss auch Solinger niemals Unrecht getan.“

„Doch, doch mein Sohn, Gott ist gerecht, und das viele Schwere und Traurige, das ich jetzt erdulden muss, ist von mir selbst verschuldet worden. Dass aber auch Du, mein unschuldiges Kind, darunter leiden musst, schmerzt mich tief. Aber ich hoffe zu

Gott, dass es Dir noch einmal recht gut gehen wird. Du erträgst die Unbilden, die Dir Dein Vater in der Trunkenheit oft zugefügt, in Geduld, mit Liebe und Sanftmut, und niemals noch ist Dienem Munde ein herbes Wort gegen ihn entflohen.“

„Das habe ich von Dir gelernt, geliebte Mutter. Und nun sage mir auch, was für ein Unrecht Du dem Onkel Solinger getan haben willst.“

„Ich werde es Dir später erzählen, wenn Du älter geworden sein wirst. Jetzt könntest Du das doch noch nicht verstehen. Sprich jetzt das Tischgebet und das Nachtgebet und begib Dich zur Ruhe. Gebe Gott, dass uns der morgige Sabbat nicht verstört werde!“

August tat, wie ihm seine Mutter befohlen hatte; dann umarmte und küsste er sie und begab sich in sein Kämmerchen, wo bald der gesunde Schlaf der Jugend ihn jedes Leid vergessen ließ. Frau Friederike aber saß noch lange bei den herniederbrennenden Lichtern. Sie gedachte der Tage, da auch sie jung gewesen und voll Frohsinn in die Zukunft geblickt hatte.

II.

Friederike war das einzige Kind des Synagogendieners Baruch Anselm gewesen. ihre Eltern liebten sie unaussprechlich und suchten jeden ihrer Wünsche zu erfüllen; auch ließen sie ihr eine gute Erziehung zuteilwerden und sie in allen Dingen unterrichten, welche heutzutage ein junges Mädchen, das auf Bildung Anspruch machen will, wissen muss. Baruch Anselm hatte nur ein geringes Einkommen und suchte dasselbe dadurch zu vermehren, dass er gegen bescheidene Vergütung Knaben vom Lande, die in der Residenz die Schule besuchen wollten, zu sich in Kost

und Logis nahm. So war auch Salomon Solinger zu ihm ins Haus gekommen. Salomon war ein guter, braver Knabe, der sich in der Schule durch Fleiß und Aufmerksamkeit und außerhalb derselben durch ein gesittetes Betragen auszeichnete. Aber schön war er nicht; die eine Schulter war etwas höher als die andere; er schien sehr schwächlich zu sein, wiewohl sein Gesundheitszustand nichts zu wünschen übrigließ. Der um einige Jahre ältere Salomon schloss mit der kleinen Friederike ein intimes Freundschaftsbündnis. Er half ihr bei ihren Schularbeiten, er suchte im Sommer Feldblumen für sie und fuhr sie im Winter in einem Handschlitten spazieren. — Als Salomon die Schule verließ, trat er in das weltberühmte Geschäft der Herren Philipp Baumann u. Comp. als Lehrling ein. Durch Fleiß, Geschicklichkeit und Treue erwarb er sich die Liebe und das Vertrauen seiner Principäle, in deren Geschäft er nach beendeter Lehrzeit als Buchhalter verblieb. Noch immer wohnte er beim Synagogendiener Baruch Anselm, dessen Tochter inzwischen zu einer schönen Jungfrau herangeblüht war. Salomon fühlte sich unaussprechlich glücklich. Durfte er doch täglich mit der Freundin seiner Kindheit verkehren. Weiter gingen seine Wünsche nicht. Er selbst wusste es nicht, dass er Friederike liebte.

Da starben Baruch Anselm und seine Frau in einem Zeitraume von wenigen Wochen. Friederike fühlte sich sehr unglücklich. Sie war arm und verwaist und glaubte ganz verlassen zu sein. Man riet ihr, ein Unterkommen als Erzieherin oder Gesellschafterin zu suchen. Jetzt ward sich, Salomon seiner Liebe bewusst, die er unter Zagen und Bangen dem schönen Mädchen gestand. Friederike aber liebte den hässlichen, etwas verwachsenen Salomon wie einen Bruder; ihren künftigen Gatten hatte sich ihr Mädchenherz ganz anders gedacht. Trotzdem, nahm sie

Salomons Antrag an; hatte er doch eine auskömmliche Stellung; und sie, was sollte sie tun? Durfte ein armes, verwaistes Mädchen hoffen, dass sich für sie ein Gatte finden würde, der ihren Idealen entsprach? Sollte sie in die Fremde ziehen, einem ungewissen Schicksale entgegen? Sollte sie das bittere Brot der Dienstbarkeit vorziehen, da sich ihr die Gelegenheit bot, die Herrin eines, wenn auch nur bescheidenen Haushaltes zu werden? Und überdies, war nicht Salomon Solinger ein edler, braver, frommer Mensch, ein Mann von gediegener Bildung? Alle diese Erwägungen brachten Friederike zu dem Entschlusse, Salomons Antrag anzunehmen und ihm eine treue Gattin zu werden.

Wer beschreibt Salomons Freude, als er von Friederike deren Zusage erhielt! Er sorgte für ein Unterkommen seiner Braut in einer anständigen Familie. Jede freie Stunde suchte er in ihrer Nähe zuzubringen. Vor dem Tore mietete er ein Häuschen mit einem allerliebsten Gärtchen. Dort gedachte er glückliche Tage an der Seite der geliebten Gattin zu verleben.

Eines Tages trat ein junger Mann in das Comptoir der Herren Philipp Baumann u. Comp. und fragte nach Salomon Solinger. Dieser erhob sich von seinem Sitze, ging auf den Fremden zu und erkundigte sich nach seinem Begehre.

„Salomon“, rief der Fremde, „kennst Du mich nicht? Hast Du Deinen alten Spielkameraden, Deinen intimen Freund ganz vergessen?“

„Abraham Lissauer“, rief Salomon, den Fremden erkennend aus. „Bist Du aber groß und stark geworden!“

Bewundernd ließ Salomon seine Blicke über den Fremden streifen. Derselbe war ein ungewöhnlich schöner junger Mann. Er war von hoher Statur, wohl proportioniert, hatte schöne, regelmäßige Gesichtszüge, die durch ein schwarzes Bärtchen noch ver-

schönert wurden. Salomon konnte sich nicht satt sehen an dem ehemaligen Spielkameraden.

„Ich bin, wie Du weißt, Lackierer“, sagte Abraham, „und habe hier in der Wagenfabrik von J. C. Hammacher Arbeit gefunden. Die Stellung, die ich dort einnehmen werde, bietet mir Aussicht auf ein festes und auskömmliches Unterkommen. Ich gedenke hier längere Zeit, vielleicht für immer, zu bleiben. Nachdem ich mit meinem Prinzipale alles Nötige verabredet, war mein erster Gang zu Dir, meinen teuren Jugendfreunde.“

„Daran hast Du Recht getan!“

Solinger zog seine Uhr.

„Warte noch eine Viertelstunde hier“, sagte er, „dann habe ich das Notwendigste erledigt und kann mit Dir gehen.“

Nach einer Viertelstunde verließen die beiden jungen Leute das Comptoir.

„Vor allen Dingen“, sagte Solinger im Fortgehen, „will ich Dir eine freudige Mitteilung machen. Ich bin verlobt und werde bald heiraten.“

Lissauer blieb stehen und maß den Freund mit einem etwas spöttischen Blicke.

„Wer ist die Glückliche?“, fragte er.

„Ich fürchte“, antwortete Solinger seufzend, „das Glück ist nur auf meiner Seite. Meine Braut, Friederike Anselm, ist das schönste, edelste, gebildetste, anmutigste Mädchen der ganzen Welt.“

„Ha, ha“, lachte Lissauer, „man weiß, wie Verliebte zu urteilen pflegen.“

„Nun“, sagte Solinger, „Du wirst Dich selbst überzeugen. Ich werde Dich meiner Braut vorstellen, und Du wirst sehen, dass ich nicht übertrieben habe.“

Solinger führte seinen Jugendgefährten in das Kosthaus, wo er selbst seit dem Tode Baruch Anselms speiste. Dann war er ihm beim Mieten einer Woh-

nung behilflich. Darauf verabredeten sie, am kommenden Sabbat einen gemeinsamen Besuch bei der Familie zu machen, bei welcher Friederike wohnte. Als Solinger seine Braut dem ehemaligen Jugendgespielen vorstellte, waren Beide sichtlich betroffen. Sie hatte noch nie einen so schönen jungen Mann, er noch nie ein so schönes Mädchen gesehen. Die beiden schönen jungen Leute schienen füreinander geschaffen zu sein, und Jeder, der sie sah, musste sich sagen: das gäbe ein herrliches Paar!

Abraham und Friederike unterhielten sich lange miteinander. Abraham war weit in der Welt umhergewandert, hatte viele größere Städte gesehen, und wusste davon zu erzählen. Friederikens Lieblings-Lektüre waren Reisebeschreibungen. So kannte sie Manches aus Büchern, was Abraham nach eigener Anschauung lebhaft schilderte. Durch allerlei Bemerkungen zeigte sie ihr Verständnis, und bald waren die Beiden in eine Unterhaltung vertieft, bei welcher Salomon Solinger den stummen Zuhörer machen musste. Er war als Knabe von seinem Dorfe in das Städtchen gekommen und hatte dieses nur dann verlassen, wenn er seine Eltern in seinem Heimatdorfe besuchen wollte. Reisebeschreibungen zu lesen, hatte er nie Zeit gefunden, und so kannte er die großen Städte und schönen Gegenden des deutschen Vaterlandes nur dem Namen nach. Ein schmerzliches Gefühl überkam ihn. Er fühlte, dass er an einem traurigen Wendepunkte seines Lebens angekommen sei. Trotzdem ertönte eine Stimme in seinem Innern, welche ihm zurief: „Besser jetzt als später.“

III.

Als Salomon Solinger und sein Freund sich entfernt hatten, blieb Friederike in einem sonderbaren Zustande zurück. Gefühle unnennbaren Glückes kämpf-

ten in ihrer Brust mit Empfindungen des tiefsten Schmerzes. Abraham Lissauer, das war der Mann ihrer Ideale! Schön wie Apollo, geistvoll, lebhaft, unterhaltend, witzig — er hatte ihr Herz im Sturme erobert. Mit Grauen dachte sie daran, dass sie bald des kleinen hässlichen, verwachsenen Salomon Gattin werden sollte. Sie eilte in ihr Kämmerchen, schloss sich ein und weinte bitterlich.

Unterdes gingen die beiden Freunde eine Zeit lang stumm neben einander her.

„Nun“, fragte Lissauer, „bist Du gar nicht neugierig, zu erfahren, wie mir Deine Braut gefallen hat?“

„Ich brauche Dich nicht zu fragen; ich weiß es bereits nur zu gut.“

„Bist Du eifersüchtig, Freund?“

„Ja, ich bin eifersüchtig.“

„Aufrichtig gestanden — Du hast Ursache dazu. Ich finde, dass es nicht klug von Dir ist, bei Deiner Figur und bei Deinem Aussehen ein so schönes Mädchen an Dich zu fesseln. Von mir jedoch hast Du nichts zu fürchten. Ich denke nicht daran, zu heiraten. Meine Stellung ist eine viel zu unselbstständige, als dass ich schon Pläne für die Zukunft fassen könnte. Außerdem will ich mich noch mehrere Jahre meiner Freiheit freuen. Ich bitte Dich also, sei nicht eifersüchtig. Es wäre ja schändlich von mir, wenn ich Dir, der mir so freundschaftlich entgegengekommen, die Braut abwendig machen wollte!“

Salomon reichte dem Freunde die Hand.

„Ich danke Dir“, sagte er, „Du sprichst wie ein edler, guter Mensch. Du würdest mich im höchsten Grade unglücklich machen, wenn Du mich zwingen würdest, auf die Hand meiner geliebten Friederike verzichten zu müssen.“

„Fürchte nichts! Deine Braut ist zwar ein allerliebstes Mädchen; allein es gibt noch Andere,

die mindestens ebenso begehrenswert sind. Und dann noch Eins, Lieber Freund! Ich darf gar nicht daran denken, ein armes Mädchen zu heiraten. Ich brauche Geld, viel Geld, um eine eigene Werkstätte einzurichten, und da muss ich mein Herz hüten, bis ich ein Mädchen finde, das nicht allein schön und gebildet ist, sondern mir auch einige tausend Thaler ins Haus bringt.“

Salomon war beruhigt, er fürchtete nicht mehr, dass sein Freund ihm ein Nebenbuhler werden wolle. Nur zu bald sollte er jedoch erfahren, dass von anderer Seite her sein Lebensglück gefährdet sei. Das Benehmen Friederikens gegen ihn war von nun an ein ganz verändertes; sie war kalt und abstoßend und zeigte ihn deutlich, dass sie mit Grauen daran denke, seine Gattin werden zu sollen. Salomon litt fürchterlich. Endlich entschloss er sich, diesem schrecklichen Zustande ein Ende zu machen und offen mit seiner Braut zu reden.

„Friederike“, sagte er zu ihr, „Dir liebst mich nicht, Du liebst Abraham Lissauer!“

Friederike fing an, heftig zu weinen.

„Salomon“, sagte sie schluchzend, „mein Freund, mein Bruder, Gott weiß es, ich habe mit mir gekämpft, habe mich ernstlich bemüht, jeden Gedanken an Abraham aus meinem Herzen zu reißen, um Dir das gegebene Wort zu halten. Ich kann nicht. Gib mir mein Versprechen zurück. Ich kann Deine Gattin nicht werden!“

„Abraham denkt nicht daran, Dich zu heiraten. Er reflektiert auf eine reiche Braut, deren Vermögen es ihm ermöglicht, eine eigene Werkstätte zu gründen.“

„So will ich in die Fremde ziehen und mir ein Unterkommen suchen. Deine Gattin kann ich nicht werden, ich kann nicht!“

„Und hast Du nicht bedacht, wie unglücklich Du mich machen wirst?“

„Ach, Salomon, selbst wenn ich Dir mit Widerwillen meine Hand reichen würde, Du könntest doch nicht glücklich werden. Niemals wäre ich imstande, Dir eine liebevolle Gattin zu sein!“

„Friederike, prüfe Dich ernstlich. Kein Mensch in der Welt kann Dich so lieben, wie ich es tue. Ich gebe Dir vier Wochen Zeit. — Geliebte, ich werde Alles aufbieten, Dich glücklich zu machen; ich werde arbeiten Tag und Nacht, um jeden Wunsch Deines Herzens zu befriedigen. Ich werde Dich auf Händen tragen, und Du sollst ein Leben führen wie eine Prinzessin.“

„Du bist so gut, Salomon! Wohl, ich werde mich prüfen, und mir Mühe geben, das Grauen zu überwinden, das mich bei dem Gedanken erfasst, Dir angehören zu sollen.“

Die vier Wochen vergingen, ohne dass sich in Friederikes Gesinnungen das Geringste änderte. Das Verlöbniß wurde gelöst.

Friederike machte allerlei Anstrengungen, um eine Stelle als Erzieherin oder Gesellschafterin zu finden. Ihre Bemühungen waren nicht von Erfolg gekrönt.

Salomon Solinger machte seinem jungen Freunde die Mitteilung, dass sein Verhältnis zu Friederike gelöst sei.

„Ihr habt recht getan“, sagte Lissauer, „Ihr passt nicht füreinander. Diese Friederike wäre ein Mädchen für mich, wenn ...“

„Wenn sie zweitausend Thaler hätte!“

„Du hast es gesagt, mein Freund.“

„Höre, Abraham, ich liebe Friederike mehr als mein Leben. Um sie glücklich zu sehen, würde ich gerne meine Ersparnisse opfern. Friederike ist frei.“

Wirb um sie. Ich gebe ihr eine Mitgift von zweitausend Thalern.“

„Du bist verrückt, Freund, oder willst mich zum Narren halten?“

„Ich werde die zweitausend Thaler bei einem hiesigen Bankier deponieren.“

„Du bist der edelste und törichtste Mensch, der mir jemals vorgekommen.“

„Mag sein. Ich habe aber eine Bedingung zu stellen.“

„Und die wäre?“

„Frederike darf niemals davon erfahren, dass ich ihr die Mitgift gegeben.“

„Dein Edelmut ist grenzenlos.“

Und Lissauer warb um Friederike, und Friederike war glücklich. Am Hochzeitstage wurden ihrem Bräutigam die von Solinger deponierten zweitausend Thaler ausbezahlt.

Abraham Lissauer war der Sohn ganz armer Eltern, die er in früher Kindheit durch den Tod verlor. Mitleidige Leute hatten sich, seiner angenommen und ihn ein Handwerk erlernen lassen. Nach vollendeter mühevoller Lehrzeit war er in die Fremde gewandert, hatte viel Geld verdient und es gleich wieder verzehrt. Niemals hatte er eine größere Summe besessen. Hundert Thaler schienen ihm ein Vermögen zu sein, zweitausend Thaler ein unermesslicher, unerschöpflicher Reichtum. Wohl richtete er eine Werkstätte ein. Aber er arbeitete nur wenig; er wollte vor allem Dingen sein Leben genießen. Seine Mittel erlaubten es ihm ja! Vergebens machte ihm Friederike Vorstellungen, vergeblich waren die Ermahnungen Salomon Solingers. In der kleinen Stadt und zu jener Zeit hielt die Summe länger vor, als sie es in einer großen Stadt und in unsrer Zeit getan hätte. Aber schon nach zwei Jahren war das Geld vertan. Jetzt versuchte es Lissauer zu ar-

beiten; allein es gelang ihm nicht mehr; er hatte das Vertrauen seiner Mitbürger verloren. Als ihm ein Söhnchen geboren wurde, gelobte er sich Besserung. Er wurde wieder Arbeiter in der Waagenfabrik von I. C. Hammacher, die unterdes einen neuen Chef erhalten hatte. Dieser stellte das Verlangen, das Lissauer auch am Sabbat arbeite. Ohne langes Bedenken willigte er ein, zur tiefsten Betrübniß seiner unglücklichen Gattin.

Während einer Geschäftskrisis entließ die Firma den größeren Teil ihrer Arbeiter. Zu den Entlassenen gehörte Abraham Lissauer. Ohne Beschäftigung ergab er sich dem Trunke, und wir haben am Eingange unserer Erzählung gesehen, wie tief er gesunken.

Noch immer saß Friederike vor dem Sabbattische. Ihre ganze Vergangenheit war an ihrem geistigen Auge vorübergegangen. Längst hatte ihr Abraham im trunkenen Zustande verraten, welch große Opfer Salomon Solinger für sie gebracht. Und sie, wie hatte sie sich, ihm gegenüber benommen! O, wer doch, zurückschreitend, begangenes Unrecht wieder gut zu machen vermöchte!

IV.

Nach der Katastrophe von Freitagabend war Abraham Lissauer in sich gegangen und hatte sich Besserung gelobt. Er hatte wieder Arbeit gesucht und gefunden; sein Sohn August half ihm dabei. Eines Tages wurde August von seinem Vater in ein in der Nähe der Residenz gelegenes Dorf geschickt, um dort die von Abraham Lissauer lackierten Waren abzuliefern. Auf dem Rückwege blieb der Knabe an dem vergoldeten Gitter eines wundervollen Gartens stehen, in dessen Hintergrunde sich eine prächtige Villa

befand. Muntere Kinder spielten auf dem Rasenplatze Ball.

Vor Allen war es ein kleines Mädchen von etwa sechs Jahren, welches die Aufmerksamkeit Augusts auf sich zog. Es trug ein weißes Kleidchen, das ein rotseidener Gürtel einfasste. Lange blonde Locken umrahmten das holde Gesichtchen, und die Bewegungen des Kindes waren voll Anmut und Lieblichkeit. — So, dachte August, müssen die Engel im Himmel aussehen. — Plötzlich fühlte er an seiner Stirne einen brennenden Schmerz. Der große Ball des Mädchens war über das Gitter und August an den Kopf geflogen, dann war derselbe weit fort, die Landstraße entlang, dahingerollt. August, des Schmerzes an seiner Stirn nicht achtend, lief dem Balle nach, nahm ihn und trug ihn an das Gitter. Unterdes war die kleine Besitzerin des Balles herbeigelaufen. — Gib mir meinen Ball wieder! rief sie hinaus. — Er ist zu groß, sagte August, er geht nicht durch das Gitter. — Warte, sagte die Kleine, ich öffne Dir das Pförtchen. — Dem Worte folgte die Tat, und August trat in den Garten. Mit einer Verneigung überreichte er den Ball der kleinen Dame. Diese nahm ihn huldvoll entgegen. — Ich danke Dir, sagte sie. Aber, was sehe ich, Du hast ja eine Beule an der Stirne, das habe ich verschuldet. Ich habe Dir meinen Ball an den Kopf geworfen. Ich habe es nicht mit Absicht getan. Nicht wahr, Du bist mir nicht böse? — Das sagte sie mit so herzlicher Freundlichkeit, dass August ordentlich verlegen wurde. — Gewiss nicht, stammelte er, — Komm mit ins Haus, sagte die Kleine, Anna soll Dir Aufschläge machen. — Sie erfasste seine Hand und führte ihn durch den Garten, dem Wohnhause zu. August hatte noch nie dergleichen gesehen. Herrliche Bäume verbreiteten kühlenden Schatten, kostbare und seltene Blumen blühten in den buntesten Farben,

angenehme Düfte ausströmend. In der Mitte des Gartens befand sich ein großes Bassin, auf welchen weiße und schwarze Schwäne stolz einherzogen während in dem klaren Wasser allerliebste Goldfischchen sich tummelten. Den Rand des Bassins schmückten weiße Gestalten, Faunen, Amoretten, Flussgötter mit langen Bärten, und in der Mitte stand ein mächtiger Neptun, den Dreizack hoch emporhaltend; an einer Kette lag eine kleine, reich geschmückte Gondel.

„Kannst Du rudern?“, fragte die Kleine.

„Nein“, sagte August, „ich bin noch nie auf dem Wasser gefahren.“

„Wie schade“, sagte bedauernd das Kind, „wenn Du rudern könntest, so hätte ich mich ein wenig von Dir auf dem Wasser herumfahren lassen. Aber, was rede ich, wir müssen ja ins Haus gehen, damit Anna Dir Aufschläge macht!“

Aufs Neue erfasste sie seine Hand und zog ihn mit sich fort. Gern hätte August noch länger bei dem Bassin verweilt und all die Herrlichkeiten sorgfältiger betrachtet. Da kam plötzlich eine ältere, hagere Dame aus dem Wohnhause im Sturmschritte dahergeeilt.

„Eh, mademoiselle Bernhardine, que faites-vous là?“, rief sie schon von weiten. „Ab Sie aufgegabelt Straßenjunge von die Straß! Werd Sie verklagen bei gnädige Frau Mama!“

„Entschuldigen Sie, Mademoiselle“, sagte die Kleine, „das ist kein Straßenjunge. Er hat mir meinen Ball wiedergebracht, den ich ihm, ohne es zu wollen, an den Kopf geworfen. Jetzt will ich ihn ins Haus führen, damit ihm Anna Aufschläge mache.“

„Quelles sottises!“, rief die Gouvernante mit schriller Stimme. „Solch' ein Schlingel braucht nicht Aufschläge. Ha, ha, Aufschläge auf son dos, weil

er es hat gewagt, einzudringen in diese Garten. Mach, dass fort-kömmst, gamin, sonst werde rufen Jean, dass er werfe Dich heraus! Et vous, mademoiselle Bernhardine, Sie gehen sogleich auf Ihr Zimmer, zu lernen zur Straf fünfzig französische Vokabeln.“

August stand da in großer Verwirrung.

„Allez, marchez!“, rief die Gouvernante, die Hand drohend erhebend, „sonst ich gleich rufe Jean, wird Sie prügeln durch und Sie schmeißen raus!“

Das war keine tröstliche Aussicht. Noch einen Blick des Dankes und des Bedauerns richtete August auf seine junge Begleiterin. Dann eilte er von dannen und durch das noch offene Pförtchen auf die Straße. Die Gouvernante lief hinter ihm her, warf die Türe ins Schloss und verriegelte sie. August kam sich vor wie Adam, als er aus dem Paradiese verjagt worden war. War ihm das Kind wie ein Engel des Himmels erschienen, so glich die Gouvernante dem Strafengel mit dem feurigen Schwerte, der die Pforte des Paradieses für immer verschloss.

Als August nach Hause kam, war sein Vater schwer erkrankt. Tag und Nacht pflegte ihn Friederike mit der größten Aufopferung. Sie hatte ihn trotz seiner Fehler so sehr geliebt.

Abraham Lissauer erholte sich von dieser Krankheit nicht. Als er fühlte, dass es mit ihm zu Ende ging, ließ er Salomon Solinger an sein Krankenlager rufen.

„Salomon“, sagte er mit schwacher Stimme, „ich habe viel gesündigt, am meisten gegen Dich und gegen meine arme, unglückliche Frau. Kannst Du mir verzeihen?“

„Ich verzeihe Dir“, antwortete Salomon, „von ganzem Herzen.“

„Ich danke Dir“, antwortete der Kranke, „Und nun möchte ich, dass meine Frau noch glücklich

würde. Du hast sie einst so sehr geliebt und liebst sie jetzt noch. Siehe, ich sterbe, und Friederike wird frei.“

„Kein Wort mehr davon“, sagte Salomon. „Niemand wird Friederike mein Weib werden. Ich habe damals schwer gelitten, aber mit göttlicher Hilfe überwunden. Reiß die alte Wunde nicht wieder auf; sie möchte aufs Neue anfangen zu bluten.“

„Ich will sie ja für immer schließen und heilen.“

„Nein, Friederike hat damals erklärt, dass sie unter keiner Bedingung meine Gattin werden kann; ich werde auch jetzt nicht verlangen, dass sie tue, was ihr nicht möglich ist.“

„Aber ihr Herz sehnt ich danach, das Unrecht, das sie Dir getan, wieder gut zu machen.“

„Höre, Abraham, ich will Dir versprechen, für Dein Weib und Dein Kind zu sorgen; aber auch weiter nichts. Ich will über die Erziehung Deines Sohnes wachen und Deinem Weibe soll es, wenn mir Gott Leben und Gesundheit schenkt, an nichts fehlen. Dagegen verlange ich das Versprechen von Dir, dass Du mit Friederike nicht von mir redest. Werde nur wieder gesund! Sollte Dich aber Gott von hinnen rufen, so muss Friederiken vollständig die Freiheit der Wahl verbleiben. Versprich mir das!“

„Du bist ein edler Mensch, ein großer Charakter! Wie glücklich hätte ich sein können im Besitze eine solchen Weibes, wie Friederike, und eines Freundes wie Du! Ich habe Euch und mich elend gemacht. O, wenn ich genesen könnte, wie, anders, anders würde ich werden!“

Der Kranke fing an, bitterlich zu weinen.

„Diese Tränen der Reue“, sagte Salomon, „sieht Gott und rechnet sie Dir hoch an. Er, der Allgütige, wird Dir alle Deine Schuld vergeben!“

Der Kranke ergriff die Hand des Freundes und bedeckte sie mit Küssen.

V.

Abraham Lissauer war gestorben. Alles Böse, was er im Leben getan, war vergessen, und Mutter und Sohn bewahrten ihm ein freundliches Andenken.

Als die sieben Trauertage vorüber waren, kam Solinger, um sich mit Friederike über ihre und ihres Sohnes Zukunft zu beraten.

„Ich werde durch Handarbeiten mich zu ernähren suchen“, sagte Frau Lissauer.

„Und August?“, fragte Solinger.

„Seine Bar Mizwah wird bald statthaben. Schon nächste Woche muss er anfangen, Tephillin zu legen. Die wenigen Monate werde ich wohl so viel erwerben, um ihn und mich zu ernähren. Sobald er dreizehn Jahre alt geworden, mag er die Schule verlassen. Dann kann er, wie so viele andere Knaben seines Alters, auf den Dörfern mit Waren hausieren gehen.“

„Nicht doch“, sagte Solinger, „ich werde dazu meine Einwilligung nicht geben. August ist ein sehr befähigter Knabe. Es wäre schade um ihn, wenn er nicht eine tüchtige Ausbildung erlangen sollte. Er muss, wenn er nach seiner Bar Mizwah die jüdische Schule verlässt, in eine höhere Unterrichtsanstalt eintreten, um fremde Sprachen zu erlernen und in allen anderen Dingen sich zu vervollkommen.“

„Das würde viel, viel Geld kosten. Woher soll ich das nehmen?“

„Ich habe dem Verstorbenen versprochen, für sein Kind Sorge zu tragen.“

„Ich aber kann und darf dieses Opfer nicht

annehmen. Du hast schon so viel, so unendlich viel für uns getan. Als ich so schmäählich handelte und mein gegebenes Wort brach, da hast Du Deine Ersparnisse geopfert, um mich auszustatten.“

„Woher weißt Du das?“

„Oft genug hat Abraham im angetrunkenen Zustande sich darüber lustig gemacht und Dich einen Narren gescholten. — Als wir hernach ins Elend gerieten, haben wir fast ausschließlich von Deinen Unterstützungen gelebt. Ich habe mit schwerem Herzen die Last der Dankbarkeit, die wir Dir schulden, bis ins Unendliche wachsen sehen. Wie oft hat mein Herz geblutet bei den Gedanken, wie schändlich ich verfahren, und mit welch himmlischem Edelmute Du mir vergolten hast! Ich konnte es nicht ändern. Jetzt aber, da mein Sohn und ich uns durch unsern eigenen Fleiß werden ernähren können, darf ich keine Wohltaten mehr von Dir annehmen, die zentnerschwer auf meiner Seele lasten.“

Solinger schwieg. Bald nachher verabschiedete er sich.

Tage und Wochen vergingen. August war Bar Mizwah geworden. Die ganze Feier hatte darin bestanden, dass er in der Synagoge die Sidrah vorgetragen und selbst zur Thora war gerufen worden. Salomon Solinger war der Einzige, der nach dem Schlusse der Synagoge das Häuschen der Witwe aufsuchte, um ihr und ihrem Sohne seine Glückwünsche auszusprechen. Der Arme hat ja so wenig Freunde!

„Salomon“, sagte Friederike, „ich muss Dich um eine Gefälligkeit bitten. Würdest Du wohl meinem August Kredit verschaffen, dass er einige Kurzwaren geborgt erhalte? Morgen soll er seinen Hausierhandel beginnen.“

„Bist Du damit einverstanden, August?“, fragte Solinger.

„Ich muss wohl, Onkel Salomon“, antwortete der Knabe. „Freilich, lieber ging ich noch in die Schule, um etwas Tüchtiges zu lernen.“

„Und Du willst durchaus dem Knaben die Karriere vernichten? Lass uns ein wenig allein, August, ich habe mit Deiner Mutter zu reden.“

August ging hinaus.

„Friederike“, sagte Salomon innig, „Dein Kind dauert mich. Der Knabe hat die besten und schönsten Anlagen, und ich bin fest überzeugt, er wird ein tüchtiger, ein bedeutender Mann werden, wenn man ihm die Pfade, die er beschreiten soll, ebnet. Stattdessen soll er sich dem elenden Kleinhandel widmen, soll aufs Land gehen unter rohe und ungebildete Menschen und ihnen Waren aufdrängen, die sie nicht brauchen, oder die sie doch lieber in der Stadt selber kaufen. Er wird verhöhnt, beschimpft werden und sich manchmal tätlichen Insulten aussetzen müssen. Das ist noch nicht das Schlimmste. Bedenke doch, welchen Verführungen das junge Kind, da es sich allein überlassen bleibt, ausgesetzt ist! In jedem Wirtshause, im welches er einkehrt, muss er sich ein Schnäpschen geben lassen oder ein Glas Bier. Wie leicht kann er da in das Laster der Trunkenheit verfallen, zumal, da solche Laster erblich zu sein pflegen! Und noch andere Verführungen gibt es, denen zu früh selbstständig gewordene Jünglinge nur zu leicht erlegen.“

Friederike fing an zu weinen.

„Das Alles habe ich nicht bedacht“, sagte sie schluchzend. „So mag er eine Stelle als Ausläufer oder Stiefelputzer annehmen. Ich habe gehört, dass der Baron von Löwenheim manchmal Knaben als Ausläufer und Bediente engagiert.“

„Da kämest Du vom Regen in die Traufe! Da würde sich die Zukunft Deines Kindes noch trauriger gestalten. Warum willst Du mir nicht gestatten, für

das Kind zu sorgen, wie ich es seinem verstorbenen Vater versprochen habe? Mir ist es durchaus kein Opfer. Bei meinen geringen Bedürfnissen habe ich mir Geld genug erspart, um einem sorgenfreien Alter entgegensehen zu können. Meine Eltern sind tot; andere Verwandte habe ich nicht. Ich habe Niemanden auf der Welt, für den zu sorgen meine Pflicht wäre. Ich stehe ganz allein. Lass mir die Freude, Deinen August zu unterstützen, auf dass er ein tüchtiger, gediegener Mann werde. Du könntest ja das Geld, das ich für ihn verwende, als Darlehen betrachten. Wenn August herangewachsen ist und seinen Weg gemacht hat, wird er es mir mit Leichtigkeit zurückzahlen können.“

„Ich kann, ich darf von Deinem gütigen Anerbieten keinen Gebrauch machen. Zu einsamen Nächten der Trauer und des Kummers ist oft genug mein vergangenes Leben an meinem geistigen Auge vorübergezogen. „Ich kann Dir nicht sagen, wie viel ich gelitten bei dem Gedanken an das große Verschulden, das ich Dir gegenüber auf mich geladen. Bittere Reue über meine Wortbrüchigkeit hat mir das Herz zernagt. O, wärest Du mein Feind geworden, hättest Du mich gehasst und verfolgt, um mich wegen meines Wortbruches zu bestrafen — ich hätte mich beruhigen und mir en können. So aber überhäuftest Du uns mit Wohltaten, opferdest Dein Vermögen, um mir das ersehnte Glück zu bereiten, mir, die ich Dein Lebensglück vernichtet hatte! Als meine Ideale zerronnen und ich den bitteren Kelch der Enttäuschung leeren musste, da warst Du es wiederum, der mich und die Meinen derart stützte, dass wir nicht gänzlich zugrunde gingen. Ich habe alle diese Wohltaten annehmen müssen; aber sie haben mich stets niedergedrückt und mich in meinen eigenen Augen erniedrigt. Lass es jetzt genug sein, Salomon!“

„Und diesen törichten Erwägungen und Selbst-

quälereien willst Du die Zukunft Deines Kindes opfern? Freilich, es ist mir bis jetzt schlecht gelungen, die Vorsehung für Dich zu spielen, und Du hast ein Recht dazu, der Dir von mir gebotenen Hilfe zu misstrauen. Hätte ich Dir nicht die Mitgift bestimmt, so wärest Du vor einem Ehebunde bewahrt geblieben, der Dich unglücklich gemacht hat. Von diesem Gesichtspunkte aus kann man es Dir nicht verdenken, dass Du Dich weigerst, die Dir von mir gebotene Hilfe anzunehmen.“

„Salomon, mein Freund, ich bitte Dich, sprich nicht so. Fern sei es von mir, aus Deiner übermenschlichen Güte einen Vorwurf herzuleiten! Der allwissende Gott weiß, wie unendlich dankbar ich Dir bin. O, könnte ich mir einen kleinen Teil alles dessen, was Du mir und den Meinen getan, vergelten! Wäre ich noch jung und schön, wie glücklich würde ich mich fühlen, Dir mein ganzes Herz zu weihen und Dir in Liebe und Treue anzugehören.“

„Friederike, Du bist noch jung und schön, wenigstens in meinen Augen bist Du es, und wenn ich hoffen dürfte... ich wäre der glücklichste Mensch auf Erden! Du weißt nicht,... ich musste mich zwingen, nicht mehr an Dich zu denken, als Du einem Andern angehörtest. Und jetzt ich liebe Dich mit aller Glut meiner Seele.“

„Mein geliebter Freund!“

„Wie, ich hätte Aussicht auf Deine Liebe, Du hast keinen Abscheu mehr gegen mich, Friederike?“

„Ich, Abscheu? Ich bewundere Dich, ich verehere Dich, ich würde mich glücklich schätzen, als niedere Magd Dir zu dienen mein ganzes Leben lang. Aber das Glück, Deine Gattin zu werden, habe ich verscherzt!“

„Nicht doch, geliebtes Weib! Auf vierzehn schmerz-

lich verbrachte Jahre wird eine Zeit der Wonne und Seligkeit für mich folgen, wenn Du einwilligst, mein Weib zu werden.“

Da öffnete Friederike die Türe und rief ihren Sohn herbei.

„August“, sagte sie, „danke dem allgütigen Gott, Du hast wieder einen Vater! Onkel Solinger will Dein Vater sein.“

„Und Du, Mutter?“

„Ich werde Solinger Frau.“

VI.

Ein spätes, aber umso größeres Glück erblühte dem Solinger'schen Ehepaare. Salomon trug, wie man zu sagen pflegt, Friederike auf Händen, und diese betrachtete ihn als einen unendlich höher Stehenden den zu bedienen und für den zu sorgen ihr unaussprechliche Freude bereitete, August trug das Seinige dazu bei, das Glück der Beiden zu erhöhen. Er besuchte die Realschule und brachte die glänzendsten Zeugnisse nach Hause. Die häuslichen Arbeiten, die er für die Schule anzufertigen hatte, beendete er sehr rasch, so dass ihm viel freie Zeit übrigblieb. Sein Stiefvater führte ihn in die jüdische Literatur ein. Als Solinger die Geliebte seines Herzens verloren hatte, war ihm die Beschäftigung mit der Thora der einzige Trost geworden. Ihr hatte er alle seine Mußestunden gewidmet, und hatte es bei seinem klaren Verstande und seinem treuen Gedächtnisse ziemlich weit darin gebracht. Jetzt las er mit August zunächst die heilige Schrift, die Erklärungen von Raschi, Kimchi, Nachmanides und Aben-Esra zu Hilfe nehmend. Später fing er an, seinen lernbegierigen Schüler in die mündliche Lehre einzuführen und

lernte mit im Mischnajoth, mit den Erklärungen des Bartenora.

Mit fünfzehn Jahren hatte August die Schule durchgemacht und wurde mit einem glänzenden Zeugnisse entlassen. Auch er trat in das Geschäft der Herren Philipp Baumann u. Co, ein. Unter der Leitung seines Stiefvaters lernte er das Geschäft und dessen Handhabung schneller kennen als es andern Lehrlingen möglich ward. Bald zeigte sich, dass in dem Knaben ein großes Handelsgenie lebte. Die Vorschläge, die er machte, gereichten dem Geschäfte zum größten Vorteile. Er fand für die Waren des Großhandlungshauses neue Absatzgebiete und neue Einkaufsquellen, so dass seine Prinzipale sich veranlasst fühlten, ihm schon nach zwei Jahren ein nicht unbedeutendes Salär zu gewähren. Auch jetzt widmete er alle seine Mußbestunden dem Studium des Talmuds, das ihm unendliche Freude gewährte.

Als August das zwanzigste Jahr zurückgelegt hatte, traf es sich, dass das Geschäftshaus, in dem er tätig war, einen Vertrauensmann nach Kalkutta entsenden musste. Keiner der Prinzipale konnte sich entschließen, die große und schwierige Reise zu unternehmen und sich dem für Europäer so verderblichen Klima in Indien auszusetzen. Da wurde beschlossen, dem jungen Lissauer Procura zu erteilen und ihn nach Ostindien zu entsenden.

Es war ein schwerer Tag für Friederike, als ihr einziges Kind von ihr Abschied nahm, um sich den Gefahren der großen Seereise und den für den Europäer oft mörderischen Klimas der Tropengegenden auszusetzen, Auch Solinger wurde der Abschied von dem Jünglinge sehr schwer, der sein Schüler war, und den er liebte wie seinen eigenen Sohn.

„Trage nur stets Gott im Herzen“, sagte er zu ihm, „beobachte Seine heiligen Gebote und beschäftige

Dich in Deinen Mußestunden mit Seiner heiligen Lehre, so wird Er Dich behüten und beschützen von allen Gefahren!“

August versprach es, entwand sich den Umarmungen seiner Eltern und fuhr mit dem Kurierzuge nach Ostende, um von da aus nach England überzusetzen, wo er das für Ostindien bestimmte Dampfboot besteigen sollte, für das er bereits ein Billet gelöst hatte. Es war das erste Mal, dass der junge Mann eine größere Reise unternahm und auf längere Zeit sich von den geliebten Eltern trennen musste. Sein Herz war ihm schwer, und als er allein in einem Coupée erster Klasse saß, wurden ihm die Augen feucht. Allein rasch empfänglich für alles Neue ist die Jugend. Bald widmete er seine Aufmerksamkeit der Gegend, durch die der Zug im raschen Fluge dahineilte. An großen Städten, die er bisher nur dem Namen nach gekannt hatte, flog er vorüber, bedauernd, dass er von ihnen nichts als ihre Bahnhöfe kennen lernte. In Köln hatte er einen kurzen Aufenthalt, und da der Bahnhof im Herzen der Stadt sich befindet, in der Nähe des Domes, so trat er auf die Straße, um die Pracht und die Größe des weltberühmten Gebäudes anzustaunen.

„Länger als siebenhundert Jahre“, sprach August zu sich, „haben unzählige Menschenhände gearbeitet, um dieses Wunderwerk der Baukunst herzustellen! Da sieht man, was Fleiß und Ausdauer zu vollbringen vermögen. Auch ich werde durch Fleiß und Ausdauer die Geschäfte in Indien zu Ende zu führen suchen. Hoffentlich werden sie nicht mehr Tage erfordern, als Jahre zur Herstellung dieses großartigen Gebäudes notwendig waren.“

In Verviers verließ er den deutschen Boden. Der französischen Sprache vollständig mächtig, empfand er die Trennung vom Vaterlande nicht zu tief. In Ostende erblickte er zum ersten Male das Meer und

sprach in heißer Andacht die vorgeschriebene Beracha. Hier bestieg er das Dampfboot, um nach Dover zu fahren. Ein eigentümliches Gefühl überkam ihn, als er auf dem stark-schaukelnden Schiffe sich befand — soweit das Auge reichte nichts als Himmel und Wasser! Und das war nur das Vorspiel zu der großen Seereise, die ihm bevorstand. Wie klein fühlt sich der Mensch diesen ungeheuren Wassermassen gegenüber, wie vermessen, dass er es wagt, in einem zerbrechlichen Fahrzeuge die große, mächtige Salzflut zu durchheilen!

„Auwer orchauß jammim“, sprach August vor sich hin.

Die Nacht war hereingebrochen. Am Himmel erschien die Mondsichel und mit ihr unzählige Sterne. Da sprach August in heiliger Begeisterung den Psalm, aus dem er die angeführten Worte zitiert hatte: „Dem Sangmeister auf Githith, ein Psalm von David. Ewiger, unser Herr, wie mächtig ist Dein Name auf der ganzen Erde, so wie Du lässest Deine Majestät am Himmel walten. Aus dem Munde der lallenden Kinder und Säuglinge hast Du begründet die Macht, Deinen Widersachern entgegenzutreten, zur Ruhe zu bringen den Feind und den sich rächen Wollenden. Wenn ich anschau Deine Himmel, Deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die Du eingesetzt — was ist der Mensch, dass Du sein gedenkst, und der Erdensohn, dass Du sein Dich annimmst? Und doch hast Du ihm nur wenig fehlen lassen von einem höhern Wesen, hast mit Herrlichkeit und Majestät ihn gekrönt, lässest ihn herrschen über die Werke Deiner Hände. Hast Alles ihm zu Füßen gelegt, die Schafe und die Rinder alle und auch die Tiere des Gefildes, die Vögel des Himmels und die Fische des Meeres, ihm, der sich Wege durch die Meere bahnt. Ewiger, unser Herr, wie mächtig ist Dein Name auf der ganzen Erde!“

Als August die letzten Worte gesprochen hatte, überkam ihn ein Gefühl der Sicherheit und des unerschütterlichen Vertrauens. Der Gott, den zu verehren seine Eltern ihn gelehrt hatten, ist der Gott des Himmel und der Erde; Er ist ihm nahe, Er ist bei ihm, auch auf dem schwankenden Fahrzeuge, das ihn über den Rücken des gewaltigen Ozean trägt. — Nicht mehr vermessen erschien ihm kein Tun, da die heilige Schrift es dem Menschen nachrühmt, dass er sich Pfade durch die Meere bahnt. Freude und Zufriedenheit erfüllten sein Herz. Er befand sich wohl. Mit tiefen Zügen sog er die köstliche Seeluft ein. Da tönten Stöhnen und Jammerlaute an sein Ohr. Viele der Mitreisenden waren von der Seekrankheit befallen, August gewann mit Entzücken die Überzeugung, dass seine kräftige Natur dieser Krankheit widerstehen werde. Wohl und munter stieg er in Dover ans Land, um sofort mit dem Schnellzuge nach London weiter zu fahren.

VII.

Während zweier langer Jahre hatte Friederike ihr einziges Kind entbehren müssen. Nunmehr war August zurückgekehrt, nachdem er zur höchsten Zufriedenheit seiner Prinzipale deren Geschäfte in Indien besorgt hatte. In der kleinen Residenz erregte die Rückkehr des jungen Lissauer nicht geringes Aufsehen. Alles wollte den „Ostindier“ sehen und sprechen und sich von den Wundern der Tropenwelt erzählen lassen. Namentlich in jüdischen Kreisen wurde August sehr gefeiert. Die Herren Philipp Baumann und Co. hatten ihm in Anerkennung seiner großen Verdienste um das Geschäft einen Anteil an demselben gewährt, und so war August eine sogenannte „gute Partie“ geworden. Es war daher kein Wunder, dass der

schöne, lebenswürdige, gebildete, junge Mann mit bedeutenden Einkommen die Aufmerksamkeit der Mütter heiratsfähiger Töchter auf sich zog. August erhielt infolgedessen häufig Einladungen zu geselligen Vereinigungen, denen er sich nicht immer entziehen konnte.

In dem Städtchen D. war es stets ein großes Ereignis, wenn der reichste Mann der kleinen Residenz, der Baron von Löwenheim, seine große Einladung gab. Wochenlang vorher wurde davon gesprochen und darüber diskutiert, welchen Mitgliedern der jüdischen Gemeinde das Glück zuteilwerden würde, daran teilnehmen zu dürfen. Und es war keine geringe Ehre. Selbst der fürstliche Hof pflegte das Fest des Hofbankiers mit seiner Gegenwart zu beehren. Wer zu den regelmäßigen Gästen des Löwenheim'schen Festballes gehörte, der war in den Augen seiner Glaubensgenossen geadelt, der gehörte zu der Aristokratie der jüdischen Gemeinde, und wenn sich ein Fremder nach einem solchen erkundigte, so lautete die Antwort: „Er verkehrt bei Löwenheims.“ Damit war Alles gesagt.

Die Frage, ob in diesem Jahre August Lissauer eine Einladung von Baron von Löwenheim erhalten werde, bildete den Gesprächsstoff aller Kaffeegesellschaften, in denen sich die jüdischen Damen von D. zusammenfanden. Die Einen meinten, es sei doch nicht gut anzunehmen, dass der Sohn eines Trunkenbolds, der von Almosen gelebt hatte, in so feine Kreise gezogen würde. Die Andern meinten, August sei nun einmal eine merkwürdige Persönlichkeit, deren Erscheinung das einförmige Leben in der kleinen Residenz etwas interessanter zu gestalten imstande sei. Man könne sich mit ihm doch von etwas Andern unterhalten, als von dem gewöhnlichen kleinstädtischen Klatsch.

Die Dritten machten geltend, dass Baron Löwen-

heim sein einziges Töchterchen, Baronesse Bernhardine, wohl nicht der Gefahr aussetzen wolle, sich in den jungen, schönen Lissauer zu verlieben. Schon Grafen und Fürsten hätten um die künftige Erbin eines fürstlichen Vermögens geworben — und was die Religion betrifft, so wisse man ja, dass sich Baron Löwenheim nichts daraus mache. Gerade das sei der Punkt, meinten die Vierten, welcher für die Wahrscheinlichkeit der Einladung des jungen Lissauer spreche; denn, wenn auch der Baron nur geringe Anhänglichkeit für den Glauben der Väter habe, so sei das Gegenteil bei der Frau Baronin der Fall. Die Frau Baronin entstamme sehr frommen Eltern, und ihre noch lebende Mutter sei eine streng-religiöse Frau. Man erinnere sich noch, wie Frau von Löwenheim kurz nach ihrer Verheiratung einen streng koscheren Haushalt geführt und wie sie erst dem Drängen ihres Gemahls nachgegeben, und wie ungern sie sich den unreligiösen Anschauungen desselben gefügt habe. Die Frau Baronin würde gewiss Alles aufbieten, um zu verhindern, dass ihre einzige Tochter die Taufe empfangen und einen Nichtjuden heirate. August Lissauer aber sei nicht nur allein eine gute Partie, sondern auch ganz geeignet, demaleinst das große und hochangesehene Geschäft des Herrn Baron zu übernehmen und auf der Höhe zu erhalten. Was nun den Adel beträfe, so wäre es ja bei der großen Gnade, in der der Herr Baron bei dem Landesfürsten stehe, nicht schwer, zu erwirken, dass auch der künftige Schwiegersohn in den Adelsstand erhoben werde. So diskutierten die jüdischen Damen von D. und erwogen eifrig das Für und Wider. Unterdes hatte August bereits eine Einladung erhalten und war fest entschlossen, von derselben keinen Gebrauch zu machen. Allein seine Eltern widerrieten ihm das sehr.

„Die Firma Philipp Baumann u. Co.“, sagte Solinger, „ist mit der Firma Löwenheim viel zu

eng liiert, als dass Du einen solchen Affront wagen dürftest. Soviel ich weiß, ist es dem Baron noch niemals passiert, dass ein Glaubensgenosse seine Einladung zurückgewiesen hätte. Er würde Dir das sehr übelnehmen.“

„Die ganze Stadt“, sagte Frau Friederike, „würde Dich für einen Sonderling halten.“

„Aber, ich kann nicht gut hingehen“, entgegnete August, „ich würde in die größte Verlegenheit geraten. Ihr wisst, ich darf dort nicht essen. Bei jedem andern Glaubensgenossen würde ich daraus kein Hehl machen und die Speisen einfach unberührt lassen. Allein, da der Landesfürst und viele andere vornehme Nichtjuden zugegen sein werden, so würde es vielleicht auffallen, dass ein Jude die Speisen, die ihm von einem andern Juden vorgesetzt werden, nicht genießt, und das könnte zu unliebsamen Erörterungen führen. Entweder muss ich den Baron als einen Religionsverletzer charakterisieren oder er muss mich als einen von veralteten Vorurteilen befangenen Menschen darstellen, und ich wäre gezwungen, ihm zu widersprechen. Es wird daher das Beste sein, wenn ich, wie jener König spreche: „Behalte Deine Ehre für Dich und bleibe zu Hause.“

„Aber, mein bescheidener Sohn“, antwortete Solinger, „glaubst Du wirklich, dass Seine Hoheit, unser gnädigster Landesfürst, bemerken wird, dass Du nicht mitisest? Der Gefahr darfst Du Dich ruhig aussetzen. Durch Deine Ablehnung jedoch würdest Du den Baron beleidigen.“

„Wenn Du meinst, Papa, so will ich akzeptieren, allein, ich tue es ungern.“

„Ja, mein Sohn“, sagte Frau Friederike, „akzeptiere nur! Auch mir ist diese Einladung eine Genugtuung. Der Vater des Baron war hochmöglicher und hochgebietender Präses des Gemeindevorstandes, und mein Vater war Synagogendiener.“

Du kannst Dir nicht vorstellen, wie herablassend der alte Löwenheim auf meinen seligen Vater herniedergeblickt hat, und da ist es mir eine Freude zu denken, dass mein Kind zu dem Löwenheim'schen Feste soll hinzugezogen werden.“

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von der dem jungen Lissauer zuteilgewordenen Ehre durch das ganze Städtchen. Leute, die das Gras wachsen hören, verlobten ihn schon mit der reichen Erbin, noch ehe die beiden jungen Leute einander kennen gelernt hatten.

VIII.

Der große Abend, den ganz D. mit Spannung erwartete, war herangekommen. Es war nichts gespart worden, um das Löwenheim'sche Fest so glänzend wie möglich zu gestalten. Ein Meer von Licht verbreitete die Helle des Tages in den eleganten, prächtig dekorierten Räumen, in denen sich heute die Elite der Residenz versammelte, die Aristokratie der Geburt und des Geldes, Ministerialräte, Offiziere, Fabrikbesitzer, Professoren und Künstler. Das war ein Gewühl von bunten Gestalten, von schwarzen Leibröcken und gestickten Uniformen, von Sternen und Ordensschleifen, von Seidenschleppen und echten Spitzen, von funkelnden Brillanten und schimmerndem Geschmeide!

Der Baron von Löwenheim und seine Gemahlin begrüßten ihr Gäste mit der ausgesuchtesten Höflichkeit.

Der Baron von Löwenheim war ein Mann von 45 Jahren, der sich jedoch so ausgezeichnet konserviert hatte, dass man ihn höchstens für 35 Jahre alt halten konnte. Das braune, sorgfältig frisierte Haar und der sorgfältig gepflegte starke Backenbart zeigten

noch keine Spur von Ergrauung; das volle rosige Gesicht war noch nicht von Runzeln entstellt. Die Baronin war eine schlanke Dame von etwa 36 Jahren; sie musste einst sehr schön gewesen sein, allein ihre Züge verrieten einen Ausdruck des Leidens. An ihrer Seite befand sich ihre Tochter Bernhardine, einer aufblühenden Rosenknospe vergleichbar. Sie zählte sechzehn Jahre, und es war heute das erste Mal, dass sie an der Gesellschaft teilnehmen durfte.

Nachdem August sich vor dem Baron und der Baronin verneigt hatte und von diesen auf das herzlichste begrüßt worden war, stellten sie ihm ihre Tochter vor.

„Ich hatte schon einmal das Vergnügen“, sagte Bernhardine, „mit Ihnen zu verkehren, Herr Lissauer, Sie werden sich dessen aber wohl nicht mehr erinnern.“

„Doch, doch“, antwortete August, „vor vielen Jahren hatte ich das Glück Ihnen, mein gnädiges Fräulein, den Ball zu überreichen, der über das Gartengitter geflogen war.“

„Und Sie ernteten nur Undank dafür! Meine böse Bonne jagte Sie zum Garten hinaus!“

„Das tat mir nicht so leid, wie dass Sie um meinetwillen gescholten wurden. Ich habe mich später dieses kleinen Abenteuers oft erinnert.““

In diesem Augenblicke wurden die großen Flügeltüren geöffnet, der Landesfürst mit seiner hohen Gemahlin, gefolgt von Kavalieren und Damen des Hofes, traten herein. Wirt und Wirtin eilten den hohen Gästen entgegen, die sich äußerst liebenswürdig wegen ihres späten Kommens entschuldigten. Der Landesfürst und seine Gemahlin nahmen auf erhöhten Sesseln Platz und ließen sich dann diejenigen Gäste vorstellen, die ihnen noch unbekannt waren. Zu diesen gehörte auch August.

„Ah“, sagte der Landesfürst, als Baron Löwenheim den Namen des jungen Lissauer nannte, „Sie sind der junge Herr, den man hier allgemein den Ostindier nennt! Schon lange ist es mein heißestes Verlangen, die Tropenländer kennen zu lernen. Sie müssen nachher beim Souper recht viel von Indien erzählen.“

„Hoheit sind zu gnädig“, entgegnete August sich tief verneigend. „Ich habe kaum zu hoffen gewagt, dass Hoheit von meiner geringen Person Notiz genommen.“

„Also nachher“, sagte der Landesfürst mit herablassender Handbewegung.

Die Vorstellung war beendet und der Ball wurde eröffnet, August konnte nicht tanzen; diese Kunst zu erlernen hatte er weder Zeit noch Gelegenheit gehabt. Aber auch in der Rolle eines Zuschauers verging ihm die Zeit sehr rasch. Das bunte Leben, das sich vor seinen Augen entfaltete, war ihm ein neues, nie gesehenes Schauspiel.

Man setzte sich zum Souper nieder. Die köstlichsten Speisen wurden aufgetragen. August ließ fast alle an sich vorübergehen, er genoss nur einige Früchte. Dafür unterhielt er sich umso eifriger mit seiner Tischnachbarin, der Tochter des Hauses.

„Ich habe mich damals sehr gegrämt“, sagte Bernhardine, „als Mademoiselle Fleure Sie so unsanft behandelte. Ich ruhete auch nicht, bis Mama sie fortschickte. Sie war eine so boshafte Person! Kriechend höflich gegen alle Höherstehenden und furchtbar unartig gegen Dienstboten und Alle, von Denen sie glaubte, dass sie weniger wären als sie.“

„Und ich“, sagte August lächelnd, „stand damals auf einer gesellschaftlichen Stufe, über welche sich Mademoiselle Fleure hocherhaben dünkte!“

„O“, sagte Bernhardine errötend, „da habe ich einen faux pas gemacht! Ich hätte Sie nicht daran

erinnern sollen. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen damit wehe getan habe.“

„Nicht doch, mein gnädiges Fräulein, es beleidigt mich durchaus nicht, daran erinnert zu werden, dass ich einst ein armer Junge war.“

„Aber Sie essen ja gar nicht“, sagte Bernhardine das Gespräch auf einen anderen Gegenstand lenkend.

„Das wundert Sie, mein gnädiges Fräulein?“

„Und weshalb soll mich das nicht Wunder nehmen?“

„Wissen Sie denn nicht, Baroness, dass ich von den hier servierten Speisen das Meiste nicht genießen darf?“

„Aber warum denn nicht?“

„Ich bin Jude, gnädiges Fräulein, gesetzestreuer Jude.“

„Nun, ich bin ebenfalls Jüdin und auch meine Eltern sind Juden. Glauben Sie, dass Ihnen hier Schweinefleisch vorgesetzt werde? Alle Leckerbissen die von diesen borstigen den Juden so verhassten Tieren herrühren, dürfen nicht auf unsere Tafel kommen, das hat Mama strengstens verboten.“

„Aber wollen Sie denn nicht, gnädiges Fräulein, dass es für und Juden noch andere verbotene Speisen gibt? Krebse, Aale, Hasen sind uns gerade so zum Genusse verboten, wie das Fleisch jenes Borstentieres. Aber auch die uns zum Genusse erlaubten Tiere und Vögel müssen rituell geschlachtet und zubereitet werde. Dem Fleische der Tiere und Vögel muss man durch Einsalzen das Blut entziehen, da der Genuss des Blutes uns verboten ist. Fleisch- und Milchspeisen dürfen nicht miteinander vermischt werden. Sehen Sie, dieses Ragout ist gewiss mit Butter bereitet und daher uns zum Genusse verboten.“

„Was Sie mir da sagen, Herr Lissauer, ist mir vollständig neu. Ich habe doch auch Religionsunterricht erhalten. Unser vorzüglicher Prediger, der gute Dr. Poppers, hat mich zur Konfirmation vorbereitet, und mich auf all' die erhabenen Lehren des Judentums aufmerksam gemacht. Eine Menge Fragen und Antworten aus dem Katechismus habe ich auswendig gelernt. Es ist noch nicht so lange her, und ich wette, ich kann sie noch alle hersagen. Was ist Religion? lautete die erste Frage, und da in der Antwort Gott erwähnt wird, so gingen die folgenden Fragen auf das Wesen Gottes, Seine Einheit, Seine Eigenschaften über. Dann folgten die zehn Gebote und die Sittengesetze, die aus ihnen gefolgert werden.“

„Und von den Speisegesetzen und all den übrigen Besonderheiten des Judentums wurde Ihnen nichts mitgeteilt?“

„Nicht das Geringste.“

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein, deshalb besuche ich die Synagoge nicht mehr, wenn Dr. Poppers predigt. Seine Predigten bestehen nur aus schönen Phrasen und beschäftigen sich lediglich mit solchen Dingen, die allen Religionen gemeinsam sind; aber sorgsam vermeidet der Prediger die Besprechung all der Vorschriften, die Gott uns deshalb gegeben, weil Er uns auch allen Nationen emporgehoben hat zu Seinem Volke.“

„Und Sie, Herr Lissauer, hegen noch dieses veraltete Vorurteil vom auserwählten Volke, das uns dem Spotte der Nichtjuden preisgibt?“

An diesem Augenblick wurde das Gespräch der beiden jungen Leute unterbrochen. Der Landesfürst richtete, vom anderen Ende der Tafel herüberrufend, das Wort an August Lissauer, Feierliche Stille herrschte im Saale.

IX.

„Nun, mein junger Ostindier“, rief der Landesfürst, „Sie essen ja gar nichts! Ich beobachte Sie schon die ganze Zeit.“

„Hoheit“, sagte Lissauer, „man entwöhnt sich in Indien der Fleischspeisen und genießt größtenteils nur Früchte.“

„Erzählen Sie uns doch etwas von Indien! Schildern Sie uns einmal, wie ein reicher Engländer in Kalkutta seinen Tag verbringt.“

„Zu Befehl, Hoheit, ich werde versuchen, das Befohlene so anschaulich wie möglich vorzutragen: Um 4 Uhr des Morgens wird der Herr von seinem Palankinträger geweckt, dessen Gurgelstimme dicht am Kopfkissen seines Gebieters ruft: Sahib, Sahib, (Herr, Herr) es ist 4 Uhr. Wenn der Ball vom gestrigen Abend nicht die Kräfte erschöpft hat, oder wenn er die Sorge für seine Gesundheit nicht der Süßigkeit des Schlafes vorzieht, steht der Herr auf. Schon strahlt die Sonne in voller Pracht. Ein arabisches Pferd wird bestiegen, das trabt leicht in Sande hin, den noch der Morgentau benetzt. Etwa eine halbe Meile wird geritten bis zu dem Orte, wo die Nabobs sich versammeln, um ihre Gedanken auszutauschen. Man spricht über die Vorzüge der Bordeauxweine, über das letzte Duell, über das letzte Diner, man kann über tausenderlei Dinge hören, nur erwarte man von der Unterhaltung keinen Geist, keine Lebendigkeit, Anmut, Neuheit. Das Leben in Indien gibt der Seele eine materielle Richtung und verwandelt alle Tätigkeiten des Geistes wie des Körpers in sinnliche Vergnügungen. Manchmal finden sich zwei Offiziere, von Eifersucht, Ehrgeiz oder verletzter Eitelkeit getrieben, unter dem sogenannten „großen Baume“ ein, einen Feigenbaume, der, dem Zweikampfe geweiht, schon Manchen verbluten gesehen

hat. Es wird 6 Uhr und Alles zerstreut sich. Spazieren zu gehen, sich in freier Luft zu bewegen, einen Ritt zu machen, wird unmöglich. Die glühende Sonnenkugel hat sich hinter den großen Palästen von Chouringhie gezeigt, ihre Strahlen, die sie wie feurige Pfeile quer über den Platz schießt, scheuchen alle Spaziergänger vor sich her. Man flieht vor dieser unerbittlichen Feindin, die Milz und Leber der Europäer schwärzt und aufschwellt, und die alle Jahre ganze Bataillone von Invaliden nach England sendet. Der arme reiche Engländer stößt seinem Pferde die Sporen in die Seite, und ganz von Schweiß bedeckt, langt er wieder in seiner Wohnung an, wo ihn sein Hindudiener erwartet, ihm aus den Sattel hilft und das keuchende Tier in den Stall führt. Große seidene Vorhänge, ein Fächer — von einer Hand, die an solche Arbeit gewöhnt ist, in Bewegung gesetzt, ein dunkles, kühles Gemach, das bildet den Zufluchtsort, in den sich der glückliche Brite flüchtet. Elastische Kissen seufzen unter seiner Last; er fällt so ohnmächtig auf sie hin und schläft oder schlummert vielmehr bis halb 9 Uhr, unlustig, irgendeinen Gedanken zu fassen. — Um halb 9 Uhr nimmt er ein Bad, und ein Bad ist in diesem Lande der größte Genuss. Man knetet und salbt seine Glieder, die von der Hitze gelähmt sind, ehe er sie noch in Bewegung gesetzt hat. Das Frühstück aus Pillau, Brotschnitten und Tee bestehend, wird um halb 10 Uhr aufgetragen. Nun steht der Palankin in Bereitschaft. Der hinduisierte Engländer lässt sich in sein Bureau tragen; hier angekommen, entledigt er sich bald der lästigen Tuchkleidung und zieht Pantalons und Jade von Mousselin an; dann befiehlt er seinem Hindubedienten den „Punkah“, einen großen beweglichen Fächer, über seinem Kopfe in Bewegung zu setzen, und nun beginnt er seine Geschäfte, um das Geld zu gewinnen, das ihm die Regierung für seine

Gesundheit und sein Leben zu gewinnen erlaubt. Es schlägt 2 Uhr, und das zweite Frühstück unterbricht die Langweile seines Geschäfts. Diese Mahlzeit ist die genussreichste; sie bildet den Augenblick, wo man sich glücklich fühlt, den Arbeitstisch, die Rechenbücher und Zahlbretter verlassen zu können, um weißes Ale und Eiswein von Bordeaux zu schlürfen, von den Früchten Indiens, die eine prächtige Tafel bedecken, zu naschen und die hindostanischen Ragouts zu kosten, die so zahlreich, und ausgesucht sind, dass sie ein förmliches Mittagessen bilden. Wer nichts zu tun hat, bringt die Zeit hin, so gut es gehen will; der Beamte verfügt sich wieder in sein Geschäft, der Geschäftslose macht Besuche, spielt Billard, schlendert in den Bazars umher oder plaudert mit Damen. Ist die erste Einfassung, mit der alle Wohnungen umgeben sind, geschlossen, so erkennt man daraus, dass man nicht zum Besuche vorgelassen wird, und dass die Frau vom Hause Niemanden sehen will. Findet man die Türe offen, so geht man hinein; das Cabriolet rollt unter den dunklen Säulengang des Hause, oder die Schritte der Palankinträger hallen am Gewölbe wider. Lässt es der Portier geschehen, so erreicht man ungehindert den innersten Raum des Hauses. Hier wird man von einem Kammerdiener empfangen, dessen feierlich und stolz dahinschreitende Gestalt den Weg zeigt, dann von einem andern Bedienten, der den Besuch des „Barkin-Sahib“ (fremden Herrn) ankündigt, während im Gehen die elfenbeinernen Ringe, woran sein Dolch hängt, erklingen. Man gelangt in ein stockfinsternes Gemach, wo man die weiche, markige Stimme der Herrin des Hauses nach dem Namen des Besuchers fragen hört. Der Hindu spricht ihn, so gut es gehen will, aus, indem er ein paar Vokale auslässt und dafür eine Partie Konsonanten einschiebt. Endlich sitzt man der Dame gegenüber, die von dem entlegensten Winkel des Abendlandes herübergekom-

men ist, um dem Divan der Sultaninnen einzunehmen. — Die junge Engländerin ruht im Hintergrunde eines Gemaches, das kaum die zarteste Dämmerung unter den tausend Falten eines unaufhörlich in Bewegung gesetzten Punkahs zu erhellen vermag. Man muss sich unterhalten; glücklicher Zufall, wenn ein neuer Roman, die Ankunft oder der Schiffbruch eines Schiffes, oder ein Feldzug Stoff genug zu Rede und Antwort bieten. In Ermangelung eines solchen Stoffes werden Nachbarn und Freunde, Bekannte und Unbekannte durchgehechelt und in all ihrem Tun und Lassen einer strengen Kritik unterworfen. Während dieser Gespräche arbeitet die elfenbeinerne Nadel, von einer weißen Hand geführt, die durch das zurückgezogene und untätige Leben noch mehr gebleicht ist, mit der Zunge um die Wette und durchsticht Spitzen und Mousseline mit derselben Schnelligkeit, wie die Zunge den guten Namen der Nachbarin. Man trennt sich, vollkommen miteinander zufrieden, während die Nachbarin von der Veranda ihres Hauses über Alles, was in den nahen Häusern vorgeht, genau Kontrolle hält. — Gegen 6 Uhr verliert der Tyrann des hindostanischen Himmels und Bodens, die Sonne, ihre Kraft, ihre letzten Strahlen zittern endlich in safrangelben Tinten am westlichen Horizont. Nun aber beginnt ein Gerassel der Räder und ein Tumult, wie man ihn kaum in einer anderen Stadt des Erdkreises hören mag. Der tiefen Ruhe eines heißen Tages folgt das wildeste Getümmel und die geräuschvollste Tätigkeit des Abends; tausend Wagen mit zwei oder vier Rädern, mit einem oder sechs Pferden rasseln durch die großen, von Palästen eingefassten Straßen dieser großen Stadt. Der kleine peguanische Klepper galoppiert neben dem arabischen Renner, der mit seinem Schritt weiter ausgreift als jener mit seinem Galopp, Damen in der offenen Karosse und Reiter im reichsten Anzuge wollen gesehen werden oder sich sehen lassen.

Selbst Jene, deren Gesundheit, Alter oder Charakter sie vor Gedanken solcher Eitelkeit bewahren, müssen sich in das lärmende Getümmel mischen, das sich auf der einzigen Promenade, wo man frische Luft schöpfen kann, zusammendrängt. Die Spaziergänge sind da mit Sand bestreut. Endlich ruft aber die Stunde des Mittagessens. Die Spaziergänger eilen nach Hause und die kurz vorher noch mit glänzenden Equipagen erfüllten Straßen stehen öde; kaum sieht man noch einzelne Spaziergänger, die Freunde der kühlen Nachtluft sind. Indes hat man sich zu Tisch gesetzt, aber die Magen, zerrüttet durch die glühende Atmosphäre und den häufigen Genuss gebrannter Wasser, sind fast außerstande der im Überfluss prangenden Mahlzeit die gebührende Ehre zu erweisen. Niemand langt nach den Fleischspeisen, welche die Tafel bedecken, die Hammelkeule samt den Bergen von Fischen bleibt meistens unberührt. — Vor dem Nachtsche werden die Haukahs (lange Pfeifen) von Silber und Perlmutter mit großem Geräusch hereingebracht und Rauchgewölke verdichten die Luft; die Unterhaltung beschränkt sich jetzt darauf, große aromatische Dampfwolken aus der Pfeife in die Luft zu blasen. Diese riesenhaften Instrumente werden sodann von dem Speisesaal in den Salon hinüberschafft, und der Lärm, der hierdurch entsteht, betäubt die Töne des Pianos und die Worte der Damen, die sich im Gesellschaftszimmer hören lassen. Wer zum ersten Male aus Europa nach Kalkutta gekommen ist, starrt gewiss mit Bewunderung diese Gemächer an, die mit solchem Reichtum und so ausgesuchtem Geschmack ausgestattet und mit bleichen Frauen, die von Diamanten funkeln, erfüllt sind, während rauchende Automaten umher sitzen und ein oder zwei Sklaven mit bloßen Füßen, ungeheure Fächer in der Hand haltend, Kühlung zuwehen, oder die Schnur des Punkah in Be-

wegung setzen. Hat es halb 11 geschlagen, so zieht man sich zurück, und so wird der Tag beschlossen, um am folgenden Morgen in ähnlicher Weise zu beginnen.“

Mit gespanntester Aufmerksamkeit hatte die ganze Gesellschaft der Erzählung des jungen Mannes gelauscht. Als er nun schwieg, sagte der Landesfürst:

„Ich danke Ihnen, junger Freund, für die anziehende und ausführliche Schilderung. Ich hätte geglaubt, dass man in Indien viel angenehmer lebe!“

Der Fürst erhob sich, und damit war die Tafel aufgehoben. Von allen Seiten wurde nunmehr der junge Lissauer beglückwünscht: hatte er doch die Aufmerksamkeit des Landesfürsten auf sich gezogen, und Fürstengunst ist eine Sonne, die denjenigen, den ihre Strahlen treffen, mit einer besonderen Glorie umgibt.

X.

Wiewohl Bernhardine noch sehr jung war, so hatte doch ihre Zukunft schon wiederholt zu Besprechungen zwischen dem Baron von Löwenheim und seiner Gattin Anlass gegeben. War sie doch ihr einziges Kind, in deren zukünftigem Glücke alle ihre Wünsche gipfelten.

Baron Arthur von Löwenheim war einer alten, jüdischen, aristokratischen Familie entsprossen. Seit undenklichen Zeiten hatten seine Voreltern in D. gewohnt und sich stets der Gunst des Landesfürsten erfreut, an deren Hofe sie als Hoffaktoren, Hofagenten und Kommerzienräte fungiert hatten. Von Geschlecht zu Geschlecht war das Vermögen gewachsen, welches die Väter den Kindern vererbten. Der Vater des Baron, der alte Kommerzienrat Löwe, war be-

reits von dem Vater des regierenden Landesfürsten in den Adelsstand erhoben worden und hatte den Namen von Löwenheim erhalten. Der jetzige Chef der Firma war von seinem Landesherrn zum Freiherrn ernannt, und er war nicht wenig stolz darauf. Dem Judentum war er ganz entfremdet. Und hätte er einen Sohn gehabt, so hätte er sich längst taufen lassen, um dem Sohne eine glänzende Karriere zu eröffnen. Da aber sein einziges Kind eine Tochter war, so lag bisher kein drängender Anlass zum Glaubenswechsel vor; doch schaute er sich schon setzt in den vornehmsten Kreisen der heimischen Aristokratie um, damit er zurzeit einen passenden Schwiegersohn, womöglich von uraltem Adel finden möchte. Nur Eins machte ihm dabei Sorge, der Widerstand seiner Gattin. Amalie von Löwenheim entstammte ebenfalls einer aristokratischen Familie, in der jedoch die Traditionen des Judentums strenger bewahrt worden waren. Ihr Vater, Rabbi Salomon Budweis, war einer jener jetzt so selten gewordenen Männer, bei denen umfangreiche Kenntnis der Gotteslehre, aufrichtige Frömmigkeit und großer Reichtum vereint sich fanden. Er war kurz vor der Verheiratung seiner Tochter gestorben. Seine Witwe hatte darauf das Geschäft liquidiert. Frau Sara Budweis war auf dem Lande geboren und erzogen worden und hatte sich nie in der Stadt recht heimisch gefühlt. Deshalb hatte sie nach dem Tode ihres Mannes ein Landgut erworben, das sie selbst bewirtschaftete. — Als einige Jahre nachher ihr Schwiegersohn in den Freiherrnstand erhoben wurde, glaubte dieser mit den alten Traditionen des Judentums ganz brechen zu müssen. Trotz des Widerstandes, dem er bei seiner Gemahlin fand, richtete er seinen Haushalt in unjüdischer Weise ein. „Ich kann doch“, sagte er, „wenn der vornehme Adel und sogar die höchsten Herrschaften bei mir zu Gaste

sind, ihnen nicht Kugel und Bohnen oder MatzeklöÙe vorsetzen!“ — Frau Sara Budweis war, als sie davon vernahm, nach D. gekommen, um ihre Tochter in ihrem Widerstande gegen die Pläne des Gatten zu unterstützen. Es war ihr nicht gelungen. Zürnend verließ sie D. und hatte seitdem jeden Verkehr mit ihren Kindern abgebrochen.

Am Sonntag nach dem Feste machte August Lissauer seine Reconnaissance-Visite. Der Baron war auf der Jagd, die Baronin nicht ganz wohl; aber das Fräulein empfing ihn.

Nachdem die üblichen Redensarten ausgetauscht waren, sagte Bernhardine:

„Ich habe mich, Herr Lissauer, über die befremdliche Erscheinung, dass Sie von unsern Speisen nicht essen wollten, zu informieren gesucht. Herr Dr. Poppers, an dem ich mich um Belehrung gewendet, hat mir einige Schriften zugesandt. In einem Werke von einem gewissen Abraham Geiger habe ich eine sehr lichtvolle Abhandlung über die jüdischen Speisegesetze gefunden. Danach hingen dieselben mit dem Opferdienste in Jerusalem zusammen und sind mit diesem für immer antiquiert. Schon zu den Zeiten des Propheten Ezechiel wurden diese Vorschriften nur von den Priestern beobachtet, wie dieser Prophet gesagt: Jedes Gefallene und Zerissene von Geflügel und vom Viehe sollen nicht essen die Priester.*“

„Mein gnädiges Fräulein“, antwortete August, „es mag höchst sonderbar erscheinen, wenn ein junger Mann mit einer jungen Dame über theologische Fragen diskutiert. Allein Sie haben diese Dinge angeregt, und deshalb halte ich es für meine Pflicht, Sie eines Bessern zu belehren. Der allgütige Gott hat Seinem Volke 613 Vorschriften gegeben,

*) Ezechiel Cap, 44, V. 31.

365 Verbote und 248 Gebote. Von diesen waren viele unauflöslich mit dem Besitze des heiligen Landes verknüpft, wie sämtliche Vorschriften über den Opferdienst, die meisten Vorschriften über rein und unrein, über die Abgaben an Leviten und Priester. Seitdem Israel aus dem Lande seiner Väter vertrieben, können wir nur diejenigen Gebote und Verbote beobachten, die sich an unsere Personen knüpfen, es sind im Ganzen nur 270. Zu ihnen gehören die Vorschriften über die Sabbatruhe, über die Eheschließung, die Speisegesetze. Alle wurden sie von unsern Voreltern auf das Genaueste beobachtet und bilden auch noch heutzutage die Richtschnur für das Leben der großen Mehrzahl unserer Glaubensgenossen. Was nun jenen Ausspruch des Propheten geht betrifft, so hat es damit eine eigene Bewandnis. Unsere Weisen erzählen im Talmud, dass die großen Männer, welche einst den Kanon der heiligen Schrift feststellten, das Buch Ezechiel wegen des von Ihnen angeführten Verses und noch wegen eines andern, weil Diese dem Gesetze Mosis zu widersprechen scheinen, aus dem Kanon ausschließen wollten. Da beschloss ein großer Mann, Chananjah ben Chiskijah ben Gurian hieß er, das Buch Ezechiel zu retten. Er ließ 400 Krüge Öl auf sein Erkerzimmer bringen und gelobte, Tag und Nacht zu forschen, bis er den wahrhaften Sinn jener beiden Verse erkannt habe. Und es gelang ihm. Er brachte heraus, warum gerade für die Priester eine Warnung vor verbotener Kost notwendig war. Die Priester hatten die Pflicht, von manchen Opfertieren einen Teil des Fleisches nach Vorschrift zu verzehren. Dazu gehörte auch das Fleisch der Taube, welche als Sündopfer dargebracht worden war. Während nun alle übrigen Tiere und Vögel mit dem Messer geschlachtet werden müssen, wenn ihr Fleisch von Juden genossen werden soll, so musste bei der zu opfernden

Taube der Kopf derselben von dem Priester abgekniffen werden. Eine solche Taube gehörte unter andern Verhältnissen in die Kategorie der gefallenen oder zerrissenen Tiere, Da hätten nun die Priester sich irren und meinen können, dass, da es ihnen doch einmal gestattet sei, von den gewöhnlichen Speisegesetzen in dem erwähnten Falle abzuweichen, sie auch sonst nicht verpflichtet wären, sich daran zu halten. Deshalb warnt der Prophet die Priester, indem er sagt: Alles Gefallene und Zerrissene von dem Geflügel und von dem Vieh sollen nicht essen die Priester. Dass die Israeliten es nicht essen sollen, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Unter welchem Vorwande auch dürften sie sich von einem strikten Befehl Gottes lossagen?“

„So halten Sie und, Herr Lissauer, meine Eltern und mich, für arge Sünder?“

„Mein gnädiges Fräulein, es schmerzt mich tief, Ihnen sagen zu müssen, dass ich Ihre Eltern von Schuld nicht freisprechen kann. Was Sie, mein Fräulein, betrifft, so sind Sie unschuldig an einer Lebensweise, zu der Sie ohne Ihre Zustimmung, ohne vorhergegangene richtige Belehrung angehalten wurden.“

„Aber, nachdem Sie mich nun belehrt, muss ich wohl in Ihren Augen auch als arge Sünderin erscheinen, wenn ich wieterhin noch am Tische meiner Eltern speise?“

„Auch das trifft nicht ganz zu. Ich kann nicht verlangen, dass Sie mir mehr glauben sollen, als Ihren Eltern und Lehrern.“

„Sie sind sehr gütig, Herr Lissauer, und ich danke Ihnen recht herzlich für Ihr mildes Urteil, zumal, da ich nicht geneigt bin, von meinen bisherigen Gewohnheiten zu lassen.“

August Lissauer fühlte bei diesen Worten der jungen Dame einen Stich durchs Herz. Erst jetzt

kam es ihm zum Bewusstsein, dass ihm die junge Dame, die ihm gegenüber saß, nicht ganz gleichgültig war. War sie ihm doch einst wie ein Engel des Himmels erschienen, und jetzt erst, da sie zu einer überaus holden Jungfrau herangewachsen war.

Hastig erhob er sich.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein“, sagte er, „wenn ich Sie gelangweilt habe, und empfehlen Sie mich Ihren verehrten Eltern.“

„Meinen sündigen Eltern“, rief sie, übermütig lachend.

XI.

Der regierende Landesfürst hatte eine der schönsten Besitzungen in seinem Lande, die durch den Tod ihres Besitzers verkäuflich geworden war, für sich ankaufen lassen und seinen Hofbankier, den Baron von Löwenheim, mit der finanziellen Regelung der Angelegenheit beauftragt. Der Baron erstattete submissiv seinen Bericht, und der Landesfürst nahm diesen huldvollst entgegen.

„Ich danke Ihnen“, sagte er, „dass Sie Alles so gut und vorteilhaft geregelt haben, Rosenheim ist ein prachtvolles Gut und soll einst meinem zweiten Sohne Carl zum Eigentum werden. Sie sind ein genialer Mann, Löwenheim, ich hätte nicht gedacht, dass so etwas möglich sei. Die Sorge für meinen jüngern Sohn lag mir immer schwer auf dem Herzen. Durch Ihre Vermittlung wird er ein standesgemäßes Einkommen haben. Was Sie mir da vordemonstriert haben, grenzt ans Wunderbare. Ich kaufe ein Gut für 500,000 Thaler, bezahle keinen Pfennig dafür, ja kriege noch Geld zu, und mein Sohn wird Eigentümer desselben! So viel habe ich davon verstanden; aber die Einzelheiten habe ich

noch nicht ganz kapiert; ich bitte, dieselben zu wiederholen.“

„Hoheit sind sehr gnädig. Was ich zu Allerhöchstero Vorteil geleistet habe, ist ganz unbedeutend. Seine Durchlaucht, Prinz Carl, haben von Dero höchstseligen Großpapa eine halbe Million Thaler geerbt, und Hoheit haben dieses Geld bar ausbezahlt erhalten. Mir wurde der Allerhöchste Auftrag zuteil, diese große Summe so vorteilhaft als möglich anzulegen. Dabei kam mir folgender Umstand zustatten. Unter der Regierung des höchstseligen Vaters Eurer Hoheit wurde die Ablösung der Fröden und Zehnten, die auf den Bauerngütern ? steten, beschlossen. Um aber den Großgrundbesitz nicht zu schädigen, wurde die weise Einrichtung getroffen, dass die Ablösungsgelder nicht den Rittergutsbesitzern ausbezahlt werden, sondern in die neugegründete Landeskreditkasse fließen sollten, welche den Interessenten das Geld mit drei Prozent verzinst. Dagegen hat die genannte Kasse die Obliegenheit, den Großgrundbesitzern Darlehen zu drei und einhalb Prozent zu verabfolgen mit der Einrichtung, dass bei einer jährlichen Zinszahlung von fünf Prozent die mehrbezahlten 1½ Prozent zur Amortisierung des Kapitals dienen, so dass nach 36 Jahren die ganze Schuld getilgt ist. Ich habe nun mit Eurer Hoheit allergnädigster Bewilligung das Gut Rosenheim für 500,000 Thaler gekauft und das Kapital dazu der Landeskreditkasse entnommen. Für das bare Geld aber habe ich sechszwanzigprozentige schwedische Staatsobligationen erworben, die an Sicherheit nichts zu wünschen übriglassen. Mit den Coupons können nicht allein die Zinsen für die Landeskreditkasse gedeckt werden, sondern es bleiben jährlich noch fünftausend Thaler übrig, die man als Kapitalanlage für den Prinzen verwenden kann, während nach sechsunddreißig Jahren das herrliche Besitztum

Seiner Durchlaucht freies und unbelastetes Eigentum werden wird.“

„Ich wiederhole, Löwenheim, Sie sind ein genialer Mann. Ich hätte nicht gedacht, dass solch eine finanzielle Operation möglich sei, dass man in ehrlichster Weise, nur unter verständiger Benützung der Verhältnisse, solche Reichtümer sich zu verschaffen imstande ist. Ich werde Ihnen stets in Gnaden gewogen bleiben, denn ich lebe der festen Überzeugung, dass meine finanziellen Privatangelegenheiten bei Ihnen stets bestens gewahrt werden. Und nun, da die geschäftlichen Dingen erledigt sind, wollen wir noch ein wenig plaudern. Ich habe mich neulich bei Ihrem Feste sehr gut unterhalten. Namentlich hat mich die Schilderung des jungen Lissauer sehr interessiert. Ich bewege mich zur Abwechslung manchmal gern in Kreisen, die nicht gerade der Hofatmosphäre angehören; man vernimmt da doch andere Dinge als den gewöhnlichen Hofklatsch. Der echte Kaufmann, der ferne Länder besucht, um für die Produkte der Heimat einen auswärtigen Markt zu gewinnen oder die Erträgnisse fremder Zonen in die Heimat einzuführen, hat einen wichtigen, nicht zu unterschätzenden Lebensberuf. Dabei erweitert sich sein Horizont, und er lernt Menschen und Länder kennen. — Schade, Baron, dass Sie keinen Sohn haben! Seit vielen Geschlechtern waren Ihre Vorfahren die finanziellen Agenten der meinigen, und es tut mir leid, dass dieses schöne Verhältnis mit meinem und Ihrem Tod aufhören soll. Haben Sie schon an die Zukunft Ihrer Tochter gedacht?“

„Ich hege die Hoffnung, Hoheit, mich mit einer der alten Adelsfamilien des Landes zu verschwägern.“

„Dazu möchte ich Ihnen nicht raten. Sie wissen, wie groß das Vorurteil gegen die Juden in diesen Kreisen ist. Nur ein heruntergekommener

Junker würde sich entschließen, den Glanz seines alten Namens mit Ihrem Gelde wieder aufzufrischen. An Ihrer Stelle würde ich einen jungen Kaufmann, einen Ihrer Glaubensgenossen, zum Schwiegersohne wählen, und ihm das Geschäft übertragen. Mich werden Sie stets bereitfinden, zu veranstalten, dass Ihr künftiger Schwiegersohn auch den Freiherrntitel von Ihnen erbt.“

„Hoheit sind sehr gnädig.“

„Was würden Sie z.B. zu dem jungen Lissauer sagen?“

„Hoheit erschrecken mich. Der Vater seiner Mutter war Synagogendiener. Ein solcher Dienst ist zwar ein frommer, aber nicht gerade hervorragender. Sein Vater war ein Trunkenbold, ein arbeitsscheues Subjekt, das von Almosen lebte.“

„Ha, ha, herrschen auch in Ihren Kreisen Vorurteile? Ich habe immer geglaubt, das sei ein wenig beneidenswertes Vorrecht meiner Standesgenossen! Wissen Sie denn nicht, dass es im Gesetze Mosis verboten ist, die Schuld der Eltern den Kindern anzurechnen? Oder haben Sie etwas gegen die Persönlichkeit des jungen Lissauer einzuwenden?“

„Nicht das Geringste. Er wird mir als ein tüchtiger, intelligenter Kaufmann gerühmt, der sich durch eigene Kraft bereits in jungen Jahren eine geachtete Stellung errungen. Nur Eins.....“

„Und das wäre?“

„Hoheit haben selbst die Gnade gehabt, zu bemerken, dass der junge Mann an meinem Tische fast alle Speisen unberührt gelassen. Er wagte es nicht, auf Eurer Hoheit gnädige Frage den wahren Grund dafür einzugestehen. Der junge Mensch steckt noch tief in den veralteten Anschauungen; er ist orthodoxer Jude und wollte bei mir nichts essen, weil meine Haushaltung nicht..... nicht koscher ist.“

„Eure Hoheit haben es gesagt.“

„Nun, und was weiter?“

„Wie kann ich einem Menschen mein einziges Kind zur Frau geben, dessen Geist noch so von alten Vorurteilen befangen ist!“

„Mein lieber Baron, ich glaube, das Vorurteil ist diesmal auf Ihrer Seite. Ich finde es ganz in Ordnung, dass die Juden am Gesetz Mosis festhalten. Er hat mit richtigem Takte den wahren Grund verschwiegen; hätte er ihn gesagt, mein Unwille hätte nicht ihn, sondern Sie getroffen. Diese alten Gesetze, die sich jahrtausendlang erhalten haben, trotz hundertfachen Wechsels der Zeit- und Kulturverhältnisse, dürfen nicht als veraltete Vorurteile bezeichnet werden. Im Gegenteile, ich finde, dass der junge Mann einen starken Geist haben muss, weil er es wagt, der allgemeinen Zeitströmung sich entgegenzustemmen. Ich kann Ihnen nur wiederholen, ziehen Sie meinen Vorschlag in Erwägung.“

„Eurer Hoheit Wille ist mir Befehl.“

„Nicht doch, ich bitte, mich nicht misszuverstehen und meinen Rat als Befehl zu betrachten. Ich will keinen Zwang ausüben. Ich möchte Sie nur bestimmen, dass, wenn die jungen Leute sich gernhaben — und es ist mir beinahe so vorgekommen — Sie ihnen keine Hindernisse in den Weg legen. Und nun genug. Ach spreche Ihnen nochmals meinen Dank für die vorzügliche Besorgung in Bezug auf das Gut Rosenheim aus. Ich denke, das Großkreuz meines Hausordens wird Ihnen nicht unwillkommen sein.“

„Hoheit“, rief der Bankier freudig überrascht, „eine so hohe Ehre“

„Keinen Dank, mein lieber Löwenheim. Ich bleibe Ihnen in Gnaden gewogen.“

XII.

Baron Löwenheim begab sich vom Palaste des Landesfürsten aus nicht in das Geschäft; er befahl dem Kutscher, nach seiner Villa vor dem Tore zu fahren. Hier suchte er seine Gemahlin auf.

„Amalie“, sagte er, „ich komme vom Hofe, Hoheit waren überaus gnädig gegen mich. Sie geruhten wiederholt, mich als einen genialen Finanzmann zu bezeichnen. Ich bin fest überzeugt, wenn ich nicht Jude wäre, würden mich Hoheit zu Allerhöchstihrem Finanzminister ernennen. Hoheit haben mir das Großkreuz Allerhöchstihres Hausordens zu verleihen geruht, eine Auszeichnung, die in der Regel nur Fürsten und Prinzen zu Teil wird. Auch mit der Zukunft unserer Tochter haben Hoheit sich zu beschäftigen die Gnade gehabt.“

„Ich gratuliere Dir herzlichst zu dem Orden, weil ich weiß, welche Freude Dir ein solches buntes Spielzeug bereitet. Allein, das Letztere erfüllt mich mit Sorge. Ich wünsche, dass Bernhardine bei der Wahl ihres Gatten dem eigenen Herzen folge.“

„Ha, ha, ha, Du hast Angst, dass unser aller gnädigster Landesfürst das große Vermögen meiner Tochter einem seiner Hofkavaliere zuzuwenden gedenke. Nicht wahr, ein solcher Gedanke wäre Dir fürchterlich?“

„Du weißt ja, wie ich darüber denke. Ich würde es für ein großes Unglück halten, wenn Bernhardine dem Glauben ihrer Väter untreu werden sollte.“

„Du brauchst keine Angst zu haben, Allein, ich muss gestehen, dass mir der Vorschlag Seiner Hoheit nicht konveniert. Es ist eine, bittere Pille, welche mir der Fürst überzuckert darreicht. Er will die Gnade haben, meinen künftigen Schwiegersohn in den Freiherrenstand zu erheben. Das ist die Ver-

zuckerung; die Pille bleibt nichtsdestoweniger sehr bitter.“

„Du macht mich neugierig. Wer ist es, den Seine Hoheit für unser Kind ausersehen?“

„Rate einmal!“

„Wie könnte ich!“

„Du wirst Dich wohl erinnern, gehört zu haben, dass mein seliger Vater erster Vorsteher der israelitischen Gemeinde war. Ich hätte sein Nachfolger werden sollen; ich habe die hohe Ehre abgelehnt; denn ich kümmere mich grundsätzlich um so kleinliche Verhältnisse nicht. Als Vorstandspräses kam mein Vater häufig mit dem Synagogendiener Baruch Anselm in Berührung. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie devot sich dieser Mann meinem Vater gegenüber benahm und mit welcher Geringschätzung mein Vater ihn behandelte. Die Tochter jenes Mannes heiratete einen Lumpen, und der Sohn dieses Lumpen soll mein Schwiegersohn werden!“

Helle Freude verklärte das schöne, blasse Gesicht der Baronin, als sie ausrief:

„August Lissauer!“

„Du scheinst Dich ja ganz besonders damit zu freuen, dass Du Aussicht hast, Dich mit der verwitweten Frau Lissauer, die einst Unterstützung aus der Almosenkasse der Gemeinde empfing, und der jetzigen Frau Buchhalter Solinger zu verschwägern! Ich aber, ich teile Deine Freude nicht und werde diesmal dem Wunsche Seiner Hoheit nicht nachkommen, zumal, da Hoheit erklärt haben, durchaus keinen Zwang ausüben zu wollen. Nein, ich würde es selbst wagen, den Zorn Seiner Hoheit auf mich zu laden, ehe ich solch eine miserable Verbindung eingehen würde.“

„Das ist Dein Ernst nicht, lieber Arthur. Du bist viel zu viel Hofmann, um Dich dem aus-

gesprochenen Wunsche Deines Souveräns zu widersetzen.“

„Du kennst mich wirklich sehr gut,“ sagte der Baron lächelnd. „Und am Ende könnte man sich über die Antezedentien hinwegsetzen, wenn Seine Hoheit den jungen Mann baronisiert. Ein tüchtiger Geschäftsmann ist er auch, und ich brauche nicht zu fürchten, dass er das Vermögen meiner Tochter verschwende. Im Gegenteil, er würde es noch bedeutend vermehren. Also, meinetswegen! Weißt Du vielleicht, wie Bernhardine über den jungen Mann denkt?“

„Das Kind ist noch sehr jung und trägt sich noch nicht mit Heiratsgedanken. So viel weiß ich, dass er ihr nicht missfallen hat.“

„Willst Du nicht mit ihr darüber sprechen?“

„Noch ehe wir wissen, ob Lissauer einwilligt?“

Der Baron sprang auf und blickte seiner Frau erstaunt in das Gesicht.

„Wie kannst Du nur einen solchen Gedanken aussprechen“, rief er zornig. „Grafen und Fürsten würden sich glücklich schätzen, die Hand meiner Tochter zu erlangen, die nicht allein ein fürstliches Vermögen besitzt, sondern auch durch Geist Schönheit und Anmut die Bewunderung aller Welt auf sich zieht! Und Du lässt den Gedanken aufkommen, dass dieser Habenicht, der Enkel eines Schammes, der Sohn eines Bettlers, der Stiefsohn eines Buchalters, nicht mit beiden Händen, das ihm dargebotene Glück ergreifen werde!“

„Du vergissest, lieber Mann, dass Du Deine Tochter so hast erziehen lassen, dass sie wohl schwerlich die Gattin eines gesetzestreuen Juden werden kann.“

„Auch darüber haben Seine Hoheit zu sprechen geruht. Es ist merkwürdig, welch sonderbare An-

sichten ein so hoher Herr manchmal hat! Seine Hoheit würden es ganz angemessen finden, wenn Bernhardine um ein halbes Jahrhundert zurückschreiten und eine koschere Haushaltung führen würde. Ich freilich würde dann nur selten eine Einladung bei ihr annehmen. Die jüdische Küche ist einmal nicht nach meinem Geschmack. Du hingegen würdest Dich gewiss sehr freuen, einmal wieder Schalet und Barches und Polibentorte zu kosten! Doch Scherz bei Seite, gib mir einen Rat, wie ich es anfangs, mit dem jungen Manne in Unterhandlung zu treten.“

„Am Besten ist es, Du beauftragst einen Dritten, der den jungen Lissauer mit Deinen Plänen oder vielmehr mit denen unsers allergnädigsten Landesfürsten bekannt mache.“

„Einen Schadenchen?“, fragte der Baron lachend. „Da stecken wir ja bis über die Ohren wieder im alten Judentum!“

„Nicht gerade eine solche Persönlichkeit, die den Namen verdient, welchen Du eben ausgesprochen, Du musst vielmehr einen Vertrauensmann senden, der die Gesinnungen des jungen Lissauer auszuforschen imstande wäre.“

„Dem müsste man auch Alles anvertrauen, auch dass die Anregung von Seiner Hoheit ausgegangen ist. Und wenn dann nicht daraus würde, so gäbe da einen ungeheuren Stadtklatsch, der bei unsern kleinresidenzlichen Verhältnissen Seiner Hoheit wieder zu Ohren kommen könnte und Allerhöchstdieselbe unangenehm berühren möchte! Nein, das geht nicht. Ich kenne Niemanden, der verschwiegen genug wäre, um solch' ein interessantes Geheimnis zu bewahren. Es wird am besten sein, wenn ich den jungen Mann zu mir kommen lasse und ihm selbst von dem großen Glück Mitteilung mache, das ihm bevorsteht. Ich kann dann auch gleich in das rechte

Licht setzen, wieviel er mir verdankt und welches große Opfer ich ihm bringe.“

„Doch nicht ihm, sondern Seiner Hoheit, dem Landesfürsten.“

„Das brauch ich ihm doch nicht zu sagen! Ich werde ihm vorstellen, dass ich Gefallen an ihm gefunden, dass ich Vertrauen zu seiner kaufmännischen Befähigung habe, dass ich bei der Verheiratung meiner Tochter nicht auf großes Vermögen reflektiere, da ich selbst genug besitze, dass ich nur das zukünftige Glück meines Kindes im Auge habe und dass ich ihm deshalb freistelle, um Bernhardine zu werben. Werden dann die Kinder einig miteinander, so mögen sie sich in Gottes Namen heiraten.“

„Gebe der allgütige Gott Seinen Segen dazu!“

XIII.

Baron von Löwenheim hatte den jungen Lissauer sich entbieten lassen, und dieser war dem Wunsche des Barons nachgekommen.

„Seien Sie mir herzlich willkommen, mein junger Freund“, sagte Löwenheim, dem Eintretenden entgegen gehend und ihm die Hand reichend. „C'est charmant, dass Sie sobald meinem Wunsche entsprochen haben. Prenez place, monsieur! Es ist eine Privatangelegenheit, welche mich veranlasst hat, Sie um ihren lieben Besuch zu bitten.“

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten, Herr Baron“, sagte Lissauer, sich in den angewiesenen Fauteuil niederlassend.

„Einer meiner Geschäftsfreunde wünscht über Sie Näheres zu erfahren, Sie können sich leicht denken, aus welchen Grunde.“

„Wenn es sich“, sagte Lissauer lächelnd, „um eine Heirat handelt, so können Sie sich, Herr Baron, die Mühe ersparen, da ich die feste Absicht habe, in

dieser Beziehung nur der Neigung meines Herzens zu folgen.“

„Ich kann diesen Grundsatz nur loben, umso mehr, da er bei und Juden nur selten zur Anwendung gelangt. Lassen wir daher das Projekt meines Freundes und reden wir von etwas Anderem. Sie sind noch sehr jung und denken wohl überhaupt noch nicht daran, sich zu verheiraten?“

„Ich denke in der Tat noch nicht daran; allein, was meine Jugend betrifft, so würde die mich nicht zurückhalten, wenn mein Herz mich dazu veranlassen würde. Ich habe, Gott s. D., eine feste und auskömmliche Stellung, und da ich imstande bin, eine Familie zu ernähren, so würde ich nicht zögern, das erste Gebot unseres Gottes zu erfüllen.“

„Merkwürdig, dass ein junger Mann, wie Sie, so gottesfürchtig ist. Ich habe Sie durchschaut und weiß genau, warum Sie von den Ihnen bei mir vorgesetzten Speisen nicht essen wollten. Ich muss Ihnen noch meinen Dank aussprechen für die taktvolle Antwort, die Sie Seiner Hoheit gegeben. Auch unserm Allergnädigsten Herrn hat dieselbe sehr gefallen, und er hat Ihrer sehr gnädig gedacht. Apropos, Sie haben bei Tisch neben meiner Tochter gesessen. Sie sind ja alte Bekannte! Ha, ha!“

„Hat Ihnen das gnädige Fräulein von unserem Zusammentreffen, da wir noch Kinder waren, erzählt?“

„O damals schon, vor zehn Jahren. Gleich kam sie zu mir, um die alte bissige Gouvernante zu verklagen, und sie ruhte nicht eher, bis die grämliche Person von meiner Frau fortgeschickt wurde. Ja, junger Freund, Sie haben rasch Karriere gemacht. Sohn eines armen Handwerkers, haben Sie sich in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem geachteten Kaufmanne emporgeschwungen, und merken Sie wohl auf,

junger Freund, ich bin in der Lage, Ihnen noch viel glänzendere Aussichten zu eröffnen.“

„Sie erregen meine Wissbegierde, Herr Baron.“

„Ich werde ganz offen mit Ihnen reden; ich liebe die Winkelzüge nicht. Offenheit und Redlichkeit waren stets die Grundsätze meines Hauses, und diesen Grundsätzen verdankt es seit länger als einem Jahrhundert seine Blüte. Geben auch Sie mir auf eine offene Frage eine offene Antwort. Wie gefällt Ihnen meine Tochter?“

August fühlte, wie Purpurglut sein Gesicht bedeckte. Er hatte lange mit sich gekämpft, um den Gedanken an Bernhardine aus seinem Innern zu bannen. Abgesehen von den religiösen Anschauungen, die ihn von ihr trennten, — hatte er hoffen gedurft, dass der stolze Baron jemals in eine Verbindung seiner Tochter mit ihm, dem Sohne eines — Proletariers, willigen werde? Und nun diese Frage!

Der Baron weidete sich an der Verlegenheit des jungen Mannes.

„Sprechen Sie nur aufrichtig Ihre Meinung aus“, sagte er lächelnd. „Wenn Ihnen Bernhardine nicht gefallen sollte, so werden wir doch gute Freunde bleiben.“

August fasste sich und sprach: „Ihre Frage, Herr Baron, hat mich in der Tat sehr überrascht. Seit jener Szene im Garten ist Fräulein Bernhardine das Ideal meiner Träume, ein Ideal, das mir jedoch stets als unerreichbar vorschwebte. Noch kann ich es nicht fassen, dass Sie, Herr Baron, mit dieser Frage etwas andeuten wollten, was mich zum glücklichsten Menschen auf Erden machen würde.“

„Und wenn ich das wirklich hätte andeuten wollen?“

„Gnädiger Herr, ich liebe Fräulein Bernhardine mehr als mein Leben. Allein...“

„Sie haben noch ein Aber?“

„Herr Baron, Ihr Haus ist den Vorschriften des traditionellen Judentums entfremdet, und Fräulein Bernhardine ist demgemäß erzogen worden.“

„Und da würden Sie lieber auf das Glück Ihres Lebens verzichten, ehe Sie eine Frau nehmen, die den Unterschied zwischen fleischding und milchding nicht kennt?“

„Sie haben es gesagt, Herr Baron.“

„Verzeihen Sie, Herr Lissauer, wenn ich Ihnen sage, dass ich Sie für einen sonderbaren Kauz halte. In unserer Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen, in unserer Zeit, in welcher die Wissenschaft bis in die höchsten Himmel steigt und diese in Äther auflöst, in unserer Zeit, in welcher die tiefsten Tiefen ergründet wurden und man die Entstehungsgeschichte der Welt überzeugend nachweist, halten Sie an Dingen fest, welche von allen großen Gelehrten längst als antiquiert bezeichnet sind!“

„So bin weit davon entfernt, Herr Baron, die wissenschaftlichen Errungenschaften der Gegenwart geringzuschätzen. Allein die Wissenschaft reicht nur bis zu einem gewissen Grade, über den hinaus ihr jede Möglichkeit der Forschung abgeht. Der Geist lässt sich nicht wägen und messen; man kann ihn auch nicht chemisch untersuchen. Was die Wissenschaft über die Entstehung der Welt lehrt, ist nichts als Hypothese. Dagegen ist uns eine Offenbarung zuteilgeworden, die uns in Bezug auf die wichtigsten Fragen, welche seit den ältesten Zeiten den Menscheng Geist beschäftigen, Antwort erteilt. Sie lehrt uns den Schöpfer des Weltalls erkennen, den einzigen Gott, der unser Volk erwählt hat aus allen Völkern der Erde, um uns Gesetze und Vorschriften des Heils zu geben, deren Beobachtung uns

beglückt in dieser Welt und uns über den Tod hinausführt zum ewigen Leben. Diese Vorschriften, insoweit sie die allgemeine Sittenlehre betreffen, sind Gemeingut der ganzen Welt geworden. Von nicht geringerer Wichtigkeit sind die andern, nur für Israel bestimmten Gesetze, und zu diesen gehört auch die Unterscheidung zwischen fleischding und milchding, wie Sie, Herr Baron, sich auszudrücken belieben.“

„Ich kann nicht mit Ihnen disputieren, junger Freund, die Theologie ist meine starke Seite nicht. Ich verlange auch gar nicht, dass Sie Ihre religiöse Überzeugung ändern sollen. Es wäre mir sogar recht, wenn Sie meine Tochter zu Ihren Ansichten zu bekehren vermöchten. Sie würden dabei in meiner Frau eine nicht zu unterschätzende Stütze finden. Meine Frau ist mir nur ungerne auf diese Bahn gefolgt, die ich ihr vorgeschrieben habe. Meine Schwiegermutter ist sogar noch streng religiös. Sie hat allen Verkehr mit uns abgebrochen, seitdem sie nicht mehr bei uns essen kann. Meine Frau weiß von meinen Plänen und wird Sie kräftigst unterstützen. Bernhardinen haben wir natürlich keine Mitteilung davon gemacht. Sie ist unser einziges Kind. Sie soll bei der Wahl ihres Gatten völlig freie Hand behalten. Besuchen Sie meine Frau und meine Tochter so oft Sie wollen, und es soll mich unendlich freuen, wenn Sie an der Hand Bernhardinens vor mich hintreten werden, um meinen Segen zu erheischen.“

„Sie machen mich unendlich glücklich, Herr Baron. Gebe Gott, dass es mir gelinge, die Liebe Ihrer Fräulein Tochter zu erlangen.“

„Ich zweifele nicht daran, mein lieber, junger Freund, den ich hoffentlich bald meinen Sohn nennen werde.“

XIV.

Als August nach Hause kam und seinen Eltern von seiner Unterredung mit dem Baron berichtete, machte diese Erzählung auf Solinger und dessen Frau einen ganz verschiedenartigen Eindruck. Friederike schwamm förmlich in einem Meere von Wonne.

„Welch' ein Glück“, rief sie, „welch ein unerhörtes, unermessliches Glück! Mit diesen Löwenheims, die von der ganzen Gemeinde als Wesen höherer Art betrachtet werden, sollen wir in so nahe Verwandtschaft treten! O, wenn meine Eltern das hätten erleben können! Von dem kolossalen Reichtume will ich gar nicht reden. Aber die vornehme Familie! Es gibt keine vornehmere jüdische Familie weit und breit. Und dieses Mädchen, dieses allerliebste Mädchen, eine Schönheit ersten Ranges, geistreich, liebenswürdig! Ein Engel an Güte und Sanftmut! Die ganze Stadt vergöttert sie, ebenso ist sie der Liebling des Hofes. Ihre Hoheit, die regierende Landesfürstin, hält Stücke auf sie. Ist sie doch die intimste Freundin der Prinzessin Aurelie! August, Du bist ein Glückskind, Die ganze Stadt wird Dich beneiden und hat auch volle Ursache dazu. Und wem haben wir das Alles zu verdanken? Niemandem als meinem guten Salomon, der Dich so sorgfältig erzogen und herangebildet hat. Ohne ihn wärest Du ein armer Hausierer geworden.“

Sie umarmte ihren Gatten und küsste ihn unter Tränen.

„Liebe Friederike“, sagte Solinger, „ich kann Dein Entzücken nicht teilen! Du weißt, auch ich nehme den größten Anteil an dem Glücke unseres Kindes; aber ich fürchte, August steht im Begriff sich unglücklich zu machen für das ganze Leben.“

„Vater“, rief August voll Schmerz, „lieber Vater, was sagst Du da?“

Auch Friederike sah mit Entsetzten auf ihren Gatten.

„Salomon“, rief sie, „ich bitte Dich, nimm dieses harte Wort zurück!“

„Wollte Gott, ich könnte es“, sagte Solinger, „schwere und bittere Kämpfe würden unserm August erspart bleiben. Schon längst habe ich, lieber Sohn, zu meinem tiefsten Bedauern aus verschiedenen Deiner Äußerungen entnommen, dass Du Fräulein von Löwenheim liebst, innig liebst. Ich habe bisher geschwiegen, denn ich glaubte, dieser stolze Patrizier, Baron von Löwenheim, suche sich einen Schwiegersohn in den Kreisen des alten Geburtsadels. Jetzt aber, da ich sehe, dass ich mich darin geirrt habe, und dass er bereit ist, aus seiner stolzen Sphäre zu uns herniederzusteigen, muss ich sagen, was mein Herz beschwert. Mein geliebter August, Deine Mutter hat Recht, ich habe Dich mit aller nur möglichen Sorgfalt erzogen, und Du hast mir das Erziehungswerk sehr leicht gemacht. Meine ernsteste Sorge war, Dich zu einem echten und wahrhaften Juden heranzubilden. Ich schaue mit freudigem Stolze auf das Resultat meiner Erziehung. Du bist nicht nur ein edler, tüchtiger Mensch, Dein Herz schlägt in Begeisterung für die Religion der Väter, und stets bist Du bemüht, ihre heiligen und heilsamen Vorschriften mit Sorgfalt zu erfüllen. Auch in der weiten Ferne hast Du unter tausend Schwierigkeiten die Grundsätze bewährt, die unser höchstes Gut hienieden sind. Bisher ist Dein Leben ohne Kämpfe und ohne Stürme geblieben. Jetzt aber bist Du an einem Wendepunkte desselben angelangt. Dein Herz glüht in Liebe für ein Mädchen, das durch seine Erziehung unserer heiligen Religion vollständig entfremdet ist. Zwar hat man Dir gesagt, dass es Dir freistehen soll, das Mädchen zu Deinen religiösen Ansichten zu bekehren. Ob Dir das gelingen wird, ist noch sehr die Frage. Wirst Du

standhaft genug sein, auf Deine Liebe zu verzichten, wenn Fräulein von Löwenheim diesen Deinen Bemühungen widersteht?“

„Gewiss, mein Vater. In diesem Falle würde ich nicht einen Augenblick zögern, meine Liebe gewaltsam aus meinem Herzen zu reißen und auf das Glück meines Lebens zu verzichten.“

„So kann ich Dir nur wünschen, dass Fräulein von Löwenheim sich ernstlich weigere, auf Deine Intentionen einzugehen. Denn sollte sie Dir zuliebe versprechen, nach den Gesetzen unserer heiligen Religion leben zu wollen, so wäre die Sache für Dich sehr schlimm. Du würdest in diesem Falle ohne Bedenken den Ehebund mit ihr schließen und würdest Dich dadurch unglücklich machen. Du müsstest Dich in diesem Falle auf zwei Eventualitäten gefasst machen. Die erste wäre, dass die junge Dame ihrem Versprechen nicht nachkäme.“

„Vater!“

„Unterbrich mich nicht, mein Sohn, ich weiß, was Du sagen willst, und es liegt mir fern, dem Charakter der jungen Dame zu bemängeln. Allein, bedenke doch, wie schwer es Jedem werden muss, der nicht in den Gesetzen des Judentums erzogen ist, sie alle zu beobachten! Wie viele Entbehnungen, die und gar nicht als solche erscheinen, muss der sich aufliegen! Wie viele tausend Dinge gibt es, die dem außerhalb Stehenden sonderbar und lächerlich erscheinen, während sie das Glück unseres Lebens und die Freude unseres Herzens ausmachen! Gesetzt also, die junge Dame hätte den besten Willen, sich allen Vorschriften des Judentums zu fügen, würde sie, wenn sie die Schwierigkeiten der Ausführung dieses Entschlusses erfasst, demselben treu bleiben? Ich will Dich nur auf größere Reisen, auf einen längeren Aufenthalt in Badeorten oder Luftkurorten aufmerksam machen. Manchmal gibt es an solchen Plätzen

gar keine jüdische Restauration; an anderen Plätzen sind für den verwöhnten Geschmack vornehmer Leute die jüdischen Speisewirtschaften nicht elegant, nicht nobel genug. Und dann gibt es noch ganz andere Dinge, in denen der jüdische Gatte seiner Lebensgefährtin unbedingtes Vertrauen schenken muss. Von dieser ersten Eventualität will ich nicht weiterreden; die unglücklichen Folgen liegen klar zutage. Aber gesetzt auch, die junge Dame wird ganz und voll Ihrem Versprechen nachkommen, sie wird aus Liebe zu Dir eine gesetzestreue Jüdin werden, aus Liebe zu Dir, aber nicht aus reiner, freier und felsenfester Überzeugung. Auch in diesem Falle wirst Du nicht glücklich werden können. Wie wird es mit der Erziehung der Kinder gehen? Die Mütter, die Mütter sind es, welche die echte Gottesfurcht in die weichen, empfänglichen Herzen der Kinder pflanzen. — „Pflücke keine Blumen am Sabbat“, sagt die jüdische Mutter zu ihrem kleinen Kinde, „es ist eine große Sünde; der liebe, gute Gott hat's verboten.“ — Wie würde aber Deine Frau zu ihren Kindern sprechen? — „Tut dieses oder jenes nicht, Papa hats nicht gern!“ — Glaube nicht mein Sohn, dass Du imstande wärest die Gesinnungen Deiner Gattin zu ändern. Die Erfahrung lehrt, dass in dieser Beziehung der Einfluss der Frau weit größer ist, als der des Mannes. Du weißt doch, wie sich unsere Weisen im Talmud darüber aussprechen. Ein frommes, gottesfürchtiges Ehepaar wurde durch die Verhältnisse gezwungen, sich voneinander zu trennen. Die geschiedene Frau heiratete einen Gatten, der nicht nach den Gesetzen lebte; durch ihren Einfluss kam es dahin, dass er Buße tat und ein frommer, gottesfürchtiger Jude ward. Der geschiedene Gatte aber heiratete ein, in Bezug auf Religion leichtsinniges Frauenzimmer, und er kam bald dahin, Gottes Gebote zu verletzen, wie sein Weib es tat. Deshalb rate ich Dir mein Sohn,

sei standhaft, standhaft. Ich weiß, die kleinlichen Rücksichten auf Ehre und Reichtum sind nicht bestimmend für Dich; ich weiß, dass es ein tiefes und ernstes Gefühl ist, welches Dich zu dem Mädchen hinzieht, das Du schon als Kind mit einer Strahlend-Glorie zu umgeben Dich gewöhnt hast. Aber gerade deshalb halte ich mich verpflichtet, wiederholt zu sprechen: Sei standhaft, standhaft! Es gilt das Glück Deines Lebens.“

„Was meinst Du also, mein Vater, was rätst Du mir, was soll ich tun?“

„Reise sobald als möglich von hier ab! Lass Dich von unseren Prinzipalen nach England oder Frankreich oder meinetwegen nach China, nach Japan schicken, und schreibe dem Baron ein Briefchen, in welchen Du ihm Dein Bedauern aussprichst, dass geschäftliche Rücksichten Dich gezwungen haben, D. plötzlich zu verlassen.“

August stützte seinen Kopf mit beiden Händen und sprach kein Wort. Friederike weinte still vor ich hin.

„Soll ich“, fragte Solinger, „mit unseren Prinzipalen reden und sie veranlassen, Dich wiederum auf Reisen zu schicken?“

August sprang auf.

„Nein“, rief er, „ich will und kann nicht so von hinnen gehen. Wenn es mir gelingt, Bernhardinens Liebe zu gewinnen, so wird Alles gut werden!“

XV.

Seit dieser Zeit verkehrte August Lissauer viel im Hause des Barons von Löwenheim. Die Baronin empfing ihn stets mit großer Zuvorkommenheit und Freundlichkeit. Auch Bernhardine schien den jungen Mann nicht ungern zu sehen. Trotzdem war es ihm

nicht gelungen, zu ergründen, ob das junge Mädchen ein tieferes Gefühl für ihn hege oder nicht.

Als eines Tages August in das Zimmer trat, hüpfte ihm Bernhardine entgegen.

„Herr Lissauer“, sagte sie, „wir werden nächsten Sonntag einen reizenden Ausflug machen, wir werden in großer Gesellschaft nach Sterlitz fahren. Ich war noch nicht dort. Es soll da ganz himmlisch sein, ein prachtvoller Garten und Park, die anmutigsten Spaziergänge an den Ufern der seeartigen Gewässer. Am gotischen Hause befinden sich, wie man mir erzählt, eine Anzahl guter Bilder, alte Trinkgefäße und Rüstungen. Auch das Pantheon und der Floratempel sollen ganz reizend sein! Sie werden und doch begleiten?“

„Nächsten Sonntag? Unmöglich, gnädiges Fräulein!“

„Wieso unmöglich? Sind Sie auch am Sonntage im Geschäfte tätig?“

„Vom Geschäfte könnte ich mich leicht freimachen; aber ein anderer Grund macht es mir unmöglich, am genannten Tage eine Vergnügungsfahrt zu machen. Nächsten Sonntag ist der neunte Tag des Monats Ab, an welchem wir Juden um die Zerstörung des heiligen Tempels trauern.“

„Ah, das ist schon lange her! Und Sie trauern wirklich noch um ein Ereignis, welches vor achtzehn Jahrhunderten stattgefunden hat?“

„Gewiss, mein Fräulein. Wieso sollten wir nicht trauern? Haben wir doch immer noch unter den Folgen jener schmerzlichen Katastrophe zu leiden.“

„Wir? Dass ich nicht wüsste. Vielleicht unsere Glaubensgenossen in den unzivilisierten Ländern, in denen die Juden die vollen Menschenrechte noch nicht erlangt haben. Aber wir? Was fehlt uns hier?“

Meine Freundin, die Prinzessin Aurelie, würde mich nicht wenig auslachen, wenn ich ihr sagen würde, ich könnte nicht von der Partie sein, weil ich mich um den Untergang Jerusalems be-
trübe.“

„Mein gnädiges Fräulein, was wir damals verloren haben, kann uns nur durch den Wiederaufbau des heiligen Tempels ersetzt werden. Es sind nicht materielle Güter, um deren Verlust wir vorzugsweise trauern. Es ist unsere nationale Existenz, die wir verloren haben. Israel war einst das erste unter den Völkern. Es lebte in der größten Innigkeit mit seinem Gotte. Das Haus unseres Gottes war der Inbegriff alles Schönen, Guten und Herrlichen auf Erden. Dort vereinigten sich an dem drei großen Festen alle Stämme Israels, um ihrem Gotte gemeinsam zu dienen, dem Gotte des Himmels und der Erde. Dort brachten in Reinheit und Heiligkeit die Priester des Herrn die gottgeweihten Opfer dar. Dort verkündeten dem versammelten Volke die Propheten die Aussprüche des Allheiligen. Dort lehrten, in der Quaderhalle des heiligen Tempels, die weisesten Männer Israels. Damals war unser Volk frei und glücklich, durch Ackerbau und Viehzucht das tägliche Brot gewinnend, ein Jeder im Kreise seiner Familie, im Schatten seines Weinstockes und seines Feigenbaums. Damals war Israel stark, gefürchtet von seinen Nachbarn, geschützt von seinem Gotte. Aber um der Sünden unserer Väter willen wurde das Land vom Feinde erobert, die heilige Stadt zerstört, der heilige Tempel ein Raub der Flammen, das Volk wurde geknechtet, beraubt, vertrieben — Fremdlinge unter fremden Nationen. Seitdem sind unsägliche Leiden über uns hereingebrochen, und kein Volk auf Erden hat eine so schmerzreiche Geschichte, wie das unsrige. Was uns jedoch inmitten all' der Schrecknisse hat aufrechterhalten, das ist die Hoffnung auf die Wiedergeburt unseres Volkes. Kommen

wird der Tag, an welchem Gott die über alle Länder zerstreute Lämmerherde Israels wieder sammeln wird, um sie zurückzuführen in das Land der Väter. Das wird ein Tag der Freude und des Glückes sein für die ganze Menschheit. Dann werden Recht und Gerechtigkeit auf Erden walten, und die Nationen werden sich nicht mehr zu mörderischen Kriegen gegeneinander erheben. Diesen Tag erhoffen wir; mir wissen, dass er kommen wird. Aber bis er erscheint, trauern wir um das Verlorene; denn diese Trauer und jene Hoffnung sind unauflöslich miteinander verknüpft.“

Mit wahrhafter Andacht hatte Frau von Löwenheim den Worten des jungen Mannes gelauscht.

„Herr Lissauer“, sagte sie, als August schwieg, „wie glücklich sind Sie, dass Sie so fest im Glauben der Väter wurzeln.“

„Auch ich“, sagte Bernhardine, „mache Ihnen mein Kompliment. Sie sind ja ein ganz vorzüglicher Prediger! Sie haben wirklich Ihren Beruf verfehlt. Sie sollten jetzt noch auf die Universität gehen und Theologie studieren. Sie würden gewiss viele Leute zu Ihren Ansichten bekehren. Bei meiner guten Mama haben Sie bereits Erfolge erzielt. Was mich aber betrifft — ich stehe Ihrer Anschauungsweise ganz unendlich fern. Mein Papa und ich, wir haben mit der Vergangenheit des jüdischen Volkes gebrochen und erwarten nichts von der Zukunft desselben. Wir gehören der deutschen Nation an und durch die Gnade unseres Fürsten dem deutschen Adel. Die Religion ist ja nur eine Form, und alle Religionen suchen ihre Bekenner zu bessern und zu veredeln. An die Stelle des alten Judentums ist das Christentum getreten, und es ist wirklich unbegreiflich, weshalb unsere Voreltern jenen schrecklichen Leiden nicht durch das

Aufgeben des Judentums ein Ende gemacht haben.“

„Reden Sie nicht so, gnädiges Fräulein. Wir müssen und werden und wollen in der Treue zu unserem Gott beharren, bis es ihm gefällt, uns wieder zu sich empor zu heben.“

„Die Treue ist ein schönes Wort; doch muss sie gegenseitig geübt werden. Sehen Sie die christlichen Völker, wie sie täglich wachsen und emporblühen, voranschreiten in Kultur und Wissenschaft.“

„Auch die Völker des Altertums, die Inder und die Ägypter, die Assyrer und Babylonier, die Perser und Meder, die Griechen und Römer sind emporgewachsen und haben geblüht, bis ihre Zeit um war und ihre Kultur im Strome der Zeit versank. Von allen Völkern des Altertums ist nur Israel geblieben, und es wird bleiben bis ans Ende der Zeiten. Welche Perioden des Wohlstandes und der Kultur gab es unter vielen der alten römischen Kaiser! Das römische Reich umfasste einen großen Teil der Erde, den größten Teil der zivilisierten Welt. Der römische Adler herrschte in Afrika und in Asien, in Hispanien und Germanien, in Gallien und Britannien, in Italien und den Donauländern. Kunstwege wurden geschaffen, Wasserleitungen angelegt, deren Trümmer wir heute noch, nach fast zweitausend Jahren, bewundern. Der römische Kaufmann zog ungehindert seine Straße, überall gesichert und geschützt durch die stolzen Worte *civis Romanus sum*, ich bin ein Römer. Überall entstanden Prachtbauten, Tempel für die römischen Götter, Theater und Circus. Da brachen wilde Völker aus ihren entlegenen Wohnsitzen hervor, brennend, sengend und zerstörend, und die Welt versank in Barbarei. Aus den Tiefen der Erde werden jetzt die Zeugen der hohen Bildungsstufe der alten Kulturvölker herausgegraben. Nur Israel ist heute noch ein lebendiger Zeuge seines ruhmvollen Ganges

durch die Stürme der Jahrtausende. Wir haben die Treue unserem Gotte, und Gott hat sie uns bewahrt, indem er und erhalten hat, als die andern Völker der Erde verschwanden und versanken. Wie die Offenbarung Gottes am Sinai das größte weltgeschichtliche Ereignis der Vergangenheit ist, so wird die Wiederaufrichtung der jüdischen Nation das größte weltgeschichtliche Ereignis der Zukunft sein.“

„Wer glaubt noch an diese Zukunft? Immer mehr lösen sich die Juden von den alten Gesetzen los und brechen dadurch mit ihrer Vergangenheit, gern verzichtend auf die Traumbilder einer ungewissen Zukunft, um für die Gegenwart zu leben. Auch ich würde mich nie entschließen können, zu dem beschränkten religiösen Standpunkte einer vergangenen Zeit zurückzukehren.“

„Und wenn der Mann ihrer Wahl....“

„Ich denke noch nicht daran, zu wählen; aber das kann ich Ihnen sagen, dass ich die Freiheit über Alles liebe, und dass ich niemals, um einem Andern gefällig zu sein, meine Anschauungen ummodelln werde. Doch, lassen wir diese ernsten Dinge. Sie wollen uns also nicht nach Sterlitz begleiten?“

„Nein, mein Fräulein. Ich werde mich jetzt von Ihnen für eine längere Zeit verabschieden, da ich wahrscheinlich schon im Anfange der nächsten Woche eine größere Reise anzutreten gedenke. Leben Sie wohl, meine Damen! Vielleicht sehe ich Sie erst nach Jahren, vielleicht sehe ich Sie nie wieder.“

XVI.

Niemand war mehr erfreut, als er die Abreise des jungen Lissauer erfuhr, als der Baron von Löwenheim. Nur ungerne hatte er dem Wunsche des Fürsten nachgegeben; er hatte, wie wir wissen, ganz andere Pläne mit seiner Tochter. Jetzt durfte er

dem Fürsten sagen, dass er alles Mögliche getan, um dem Wunsche Seiner Hoheit nachzukommen, dass aber die jungen Leute keinen Gefallen aneinander gefunden. Sehr betrübt war dagegen seine Gemahlin. Diese hing noch mit allen Fasern ihres Herzens am Judentume und empfand häufig Gewissensbisse ob ihrer irreligiösen Lebensweise. Der Gedanke, dass ihr einziges Kind eine fromme Jüdin werden sollte, war für sie ein höchst beseligender gewesen, und nun, hatte sich diese Aussicht zer schlagen. Wie bedauerte sie nunmehr, so schwach und nachgiebig gegen ihren Gatten gewesen zu sein und sich dessen Lebensanschauungen gefügt zu haben! Aber sie nahm sich fest vor, alles Mögliche zu tun, um ihr Kind vor der Verleugnung des Judentums zu bewahren. Harte Kämpfe, das wusste sie, standen ihr bevor. Auf ihren Gatten konnte sie nicht einwirken; dagegen hoffte sie, von ihrer Tochter das Versprechen zu erlangen, dass diese niemals dem Glauben der Väter untreu werden wolle.

„Bernhardine“, sagte sie eines Tages, als sie mit ihrer Tochter allein war, „tut es Dir denn gar nicht leid, dass Herr Lissauer in die weite Ferne gezogen ist?“

Doch, Mama“, antwortete Bernhardine, „Herr Lissauer ist ein sehr angenehmer junger Mann und ein vortrefflicher Gesellschafter.“

„Ich hatte gehofft, ein engeres Band würde Euch miteinander verbinden.“

„Aber Mama, wie wäre denn das möglich, da unsere religiösen Anschauungen so weit auseinandergehen!“

„Liebes Kind, die Frau muss sich nach dem Manne richten; auch ich habe in dieser Beziehung den Wünschen Deines Vaters entsprochen.“

„Verzeihe, geliebte Mama, wenn ich Dir zu widersprechen wage. Dein Grundsatz scheint mir nicht der richtige zu sein. Ein jeder Mensch muss

seiner eigenen Überzeugung folgen. Ihr habt mich so erzogen, dass ich die Religion als etwas Gleichgültiges betrachte, und nun soll ich auf einmal einem jungen Manne zuliebe, die mir durch Erziehung, Gewohnheit und Neigung lieb gewordenen Anschauungen mit andern vertauschen, die mir fremd sind, die mir sonderbar erscheinen, die mir lästige Fesseln auflegen würden?“

„Deine Worte, mein geliebtes Kind, enthalten schwere Vorwürfe gegen mich, die ich nur zu sehr verdient habe. Allein, was geschehen, ist nicht mehr zu ändern. Für die Zukunft möchte ich mich von einer schweren Sorge befreien. Ich fürchte, Dein Vater hat die Absicht, Dich mit irgendeinem Kavalier zu verheiraten und Dich zu diesem Zwecke dem Glauben der Väter zu entziehen. Ich werde, mein geliebtes Kind, bald mich für immer von Dir trennen müssen. Ich fühle es, ich trage den Keim des Todes bereits in mir. Ich würde beruhigt sterben, wenn Du mir versprechen wolltest, immerdar Jüdin zu bleiben.“

Die Baronin trocknete ihre Tränen. Auch Bernhardine war tief gerührt.

„Mamachen“, sagte sie schluchzend, „sprich nicht so! Du hast gar keine Ursache für Dein Leben zu fürchten. Dr. Hofmann hat ja erklärt, dass Dein Zustand durchaus nichts Beängstigendes habe. Du wirst noch eine lange Reihe von Jahren froh und glücklich bei uns bleiben.“

„Ich weiß es besser, meine Tochter, als Dr. Hofmann. Manchmal überkommt mich eine Schwäche, die so groß ist, dass sie mir als ein Vorbote des Todes erscheint. Ach, wenn es von mir abhängt, ich möchte noch lange leben, um Dir eine Beraterin zu sein. Deine Zukunft erfüllt mich mit großen Sorgen, die nicht allein religiöser Natur sind. In den Kreisen der Aristokratie herrschen noch viele und große Vor-

urteile. Selbst wenn wir nicht Juden wären, würde eine hochadlige Familie Anstand nehmen, sich mit uns zu verbinden. Dein Großvater ist geadelt, Dein Vater baronisiert worden. Aber dieser junge Adel gilt jenen ahnenstolzen Familien nichts, zumal, da Dein Vater ein bürgerliches Gewerbe betreibt. Nun kommt noch dazu, dass Du aus jüdischem Stamme bist, und wenn Du zehnmal getauft würdest, Du bliebest jenen Leuten gegenüber immer die Jüdin, gegen die der Widerwille ein unverilgbarer wäre. Nur die Reichtümer, die Dein Vater Dir geben würde, könnten ein Kavalier von altem Adel und hochklingendem Namen bestimmen, Dich zum Weib zu nehmen. Dein Geld würde dann dazu dienen, die Schulden abzufragen, die durch seine eigene, oder durch die Verschwendung seiner Väter auf seinen Gütern lasten. Du würdest nur als Mittel gebraucht werden, um dem vornehmen Namen den soliden Rückhalt des materiellen Besitzes zu verschaffen. Du kennst doch die Geschichte von dem Baron K., der eine reiche Jüdin geheiratet hat? Er nennt sie nur sein Portemonnaie. Infolgedessen wird sie von ihren eigenen Kindern mit diesem eigentümlichen Ausdruck bezeichnet. — Nur Missachtung würde Dir von Deinem Gatten und seiner Familie zuteil werden. Und das wäre noch das Schlimmste nicht. Es könnte auch Jemand nach Deiner Hand streben, der dadurch lediglich die Mittel zu einem genussreichen und verschwenderischen Leben erlangen wollte. Dann wäre Dein Los ein ganz entsetzliches.“

„Aber, Mama, wäre ich denn, wenn ich einem Juden meine Hand reichte, aller dieser Befürchtungen überhoben? Wird in jüdischen Kreisen nicht der materielle Besitz manchmal noch höher geschätzt?“

„Gewiss, meine Tochter. Allein, da wäre kein Vorurteil zu überwinden. Siehe, der junge Lissauer

hat sich nicht durch Deinen Reichtum bewegen lassen, von seinen Grundsätzen abzuweichen.“

„Andererseits hat er aber auch bewiesen, dass er mich nicht wahrhaft liebt, sonst hätte seine Rücksicht der Welt ihn abhalten dürfen, meine Hand zu erringen.“

„Du irrst, meine Tochter, er liebt Dich wahr und innig. Er hat seinen Grundsätzen ein großes Opfer gebracht. Ich habe ihn lange genug beobachtet. Du kannst mir glauben, wenn Du ein armes Mädchen wärest, aber in Frömmigkeit und Gottesfurcht erzogen — er hätte Dich nicht gelassen um alle Schätze der Welt. Doch, das ist vorbei, und es wäre unnütz, sich darüber zu grämen. An die Zukunft müssen wir denken, und wenn Du mir versprichst, niemals den Glauben der Väter zu verleugnen, so hege ich die feste Überzeugung, dass Du einst glücklich werden wirst.“

„Du verlangst zu viel von mir, meine Mutter; ich kann Dir das nicht versprechen. Wenn ich einen jungen Mann kennenlerne, der mich liebt, und den ich wieder liebe, so werde ich ihm meine Hand reichen, und die Religion darf mir dabei nicht hindernd in den Weg treten. Das aber will ich Dir versprechen, dass ich mich nicht durch den Glanz eines hochadligen Namens blenden lassen werde. Sollte Jemand um mich werben, so werde ich ihn und mich und alle Verhältnisse genau prüfen, Sollte der Bewerber ein Unwürdiger sein, so weise ich seinen Antrag zurück, selbst wenn der Betreffende ein Graf oder ein Fürst wäre.“

„Und wenn Dein Vater darauf bestände, dass Du ihn dennoch heiratest?“

„Glaubst Du, Papa würde mich zwingen wollen, einen ungeliebten Mann zu heiraten?“

„Zwingen wohl nicht, aber überreden, beeinflussen, zumal, wenn ich nicht mehr da sein werde,

um Dir schützend zur Seite zu stehen. Dein Vater ist ein braver, edler, tüchtiger Mann; allein, der Wunsch nach einer hohen, aristokratischen Verbindung beherrscht ihn ganz und gar. Wenn Du erklären möchtest, Du würdest niemals Christin werden, so würde er bei der Wahl Deines künftigen Gatten nur Dein zukünftiges Glück im Auge haben. Andernfalls würde er sich durch einen glänzenden Namen derart blenden lassen, dass er die übrigen Nachteile nicht erkennt. Nur zu Deinem Besten verlange ich dieses Versprechen. Es ist mein einziger, mein heißester, vielleicht mein letzter Wunsch. Versage ihn mir nicht.“

„Es ist Unrecht von Dir, Mama, dass Du mich so quälst“, sagte Bernhardine schmollend, „Ich bin ja noch so jung und werde noch lange nicht heiraten. Auch Deine Gesundheit berechtigt Dich, Gott sei Dank, nicht dazu, von letzten Wünschen zu reden.“

XVII.

D., den 15. August 1867.

Meine heißgeliebte Mutter!

Du zürnst mir und mit Recht! Keinen meiner vielen Briefe hast Du beantwortet, und dennoch wage ich es heute, in meiner Herzenspein und in meiner tiefen Betrübniß, meine Zuflucht zu Dir zu nehmen. Ich weiß es, Du wirst mich diesmal nicht zurückweisen. Es ist das Mutterherz, das zum Mutterherzen fleht. Ich bin Dir ungehorsam gewesen, geliebte Mutter. Zu schwach meinem Manne gegenüber, bin ich den Grundsätzen untreu geworden, in denen Ihr, Du und mein unvergesslicher Vater, mich erzogen habt. Ich büße schwer. Mein Herz ist von tausend Schmerzen zerrissen, von tausend Ängsten gequält. Vor Allem muss ich Dir sagen, geliebte

Mutter, dass meine Gesundheit nicht die beste ist. Ich leide an einer Schwäche, deren Grundursache die Ärzte verkennen. Sie geben die beruhigendsten Versicherungen; allein ich weiß es, dass ich dem Tode entgegenwelke. Du kannst Dir denken, geliebte Mutter, wie sehr mich der Gedanke peinigt, dass ich aus diesem Leben scheiden soll, ohne Deine Verzeihung erhalten zu haben, ohne dass es mir vergönnt ist, Dein ehrwürdiges Antlitz noch einmal zu sehen, Deine liebe Hand noch einmal zu küssen. Doch nicht das ist's, was mich veranlasst, diese Zeilen an Dich zu richten. Ich weiß, Du bist unerbittlich. Du kannst mir die Kränkung nicht vergeben, die ich nicht Dir, die ich den Grundsätzen unserer heiligen Religion zugefügt habe. Es ist etwas Anderes, ungemein Wichtigeres, das mich veranlasst, Deine Hilfe und Deinen Beistand anzurufen. Meine Tochter Bernhardine, Deine Enkelin, ist zu einem Mädchen herangewachsen, das alle Vorzüge des Körpers und des Geistes besitzt. Ein junger, strengreligiöser Mann, Namens Lissauer, hat unlängst um sie geworben, und, denke Dir, unser gnädigster Landesfürst hat diese Werbung befürwortet, so dass auch Löwenheim nichts dagegen einwenden konnte, Allein, Bernhardine hat sich geweigert, von den Anschauungen zu lassen, die das Resultat der Erziehung sind, welche wir ihr erteilt haben, Was ich dabei gelitten, geliebte Mutter, kann ich Dir nicht schildern. Ich habe mich selbst mit Vorwürfen über meine Schwäche und meinen Ungehorsam gegen Dich überhäuft. Der junge Mann, welcher Bernhardine aufrichtig liebt, ist in die weite Ferne gereist, weil ihm unsere heilige Religion höher steht als das Glück, welches er durch den Besitz Bernhardinens zu erringen vermochte. Wie habe ich mich vor mir selbst geschämt, als dieses Beispiel hochherziger Pflichttreue mir so nahe trat! Nun aber, geliebte Mutter, quält mich

der Gedanke, dass, wenn ich nicht mehr am Leben sein werde, Löwenheim unsere Tochter veranlassen wird, irgendeinen vornehmen Kavalier zu heiraten und dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden, Ich habe heute eine ernste Unterredung mit Bernhardine gehabt und von ihr das Versprechen verlangt, dass sie stets Jüdin bleibe. Sie hat mir dieses Gelöbnis verweigert. Ach, ich musste von meinem Kinde hören, dass das nur die Folgen der Erziehung sind, die mein Mann und ich ihm gegeben. Welch ein Vorwurf für mich! Freilich, ich hatte es gut gemeint. Bei Löwenheims Gesinnung durfte ich niemals hoffen, dass er einen religiösen Mann für seine Tochter wählen werde. Deshalb wollte ich mein Kind vor Konflikten schützen, unter denen ich selbst so schwer gelitten habe. Ich konnte doch nicht ahnen, dass eine Fügung eintreten werde, welche es wünschenswert gemacht hätte, dass Bernhardine eine minder freisinnige Erziehung genossen! Als Bernhardine mich verließ, mich schmollend verließ, weil ich zu sehr in sie gedrungen, da war ich der Verzweiflung nahe, Ich warf mich auf den Boden und flehte unter heißen Tränen zum allgütigen Gott, dass er mein Kind nicht büßen lasse für die Sünde seiner Mutter. Und wie eine wunderbare Erleuchtung kam mir der Gedanke, mich an Dich zu wenden, geliebte Mutter, nochmals Deine Verzeihung zu erflehen und Hilfe und Beistand bei Dir zu suchen. Bernhardine ist ja auch Dein Kind, die Enkelin meines frommen und edlen Vaters! Eile hierher, geliebte Mutter, lass mich noch einmal das Glück genießen, Dein Knie zu umfassen und unter heißen Tränen Deine Verzeihung zu erflehen! Lass auch Deinen Groll gegen Löwenheim schwinden. Es ist wahr, er hat Dich und den seligen Vater getäuscht, indem er eine religiöse Gesinnung zur Schau trug, die er nicht hatte. Aber das war meine Schuld;

ich liebte ihn und veranlasste ihn, seine wahre Gesinnung zu verbergen. Mich hat er nie getäuscht; mir ist er stets ein liebevoller Gatte gewesen. Aber mein Einfluss war nicht stark genug, ihn zu veranlassen, meine Grundsätze anzunehmen. So war ich denn so leichtsinnig, mich seinen Anschauungen zu fügen. Der Vater starb, ehe er die Täuschung erfuhr, Du aber, geliebte Mutter, warst unversöhnlich, hast meine Briefe nicht beantwortet, hast mir nicht gestattet, Dich wiederzusehen. Jetzt aber eile hierher und gestatte mir, mich an Deinem Herzen auszuweinen. Vielleicht gelingt es Dir, einen bestimmenden Einfluss, auf Löwenheim und Bernhardinen zu üben. Antworte mir, ich bitte Dich, sofort. Ich zähle die Stunden, die verfließen, bis ich Deine Zusage erhalte.

Deine reuevolle, Dich heiß und
innig liebende Tochter
Amalie.

Schon nach wenigen Tagen erhielt die Baronin von Löwenstein die nachstehende Antwort:
Dreieichen, bei Hermanmiestez, 18. August 1867.

Meine Tochter!

Dein Schreiben hat mich in furchtbare Aufregung versetzt, und, trotzdem ich mich nicht wohl fühle, werde ich sobald als möglich nach D. kommen, um Dir hilfreich zur Seite zu stehen. So sehr mich Dein Schreiben betrübt hat, so freut es mich dennoch, dass Du wenigstens Dein Unrecht erkennst und es teilweise wieder gut zu machen gedenkst. Gegen Deinen Gatten hege ich keinen Groll. Du bist die einzige Schuldige. Du hast ihn veranlasst, nachdem Du ihn in einer Gesellschaft hast kennenlernen und er Dir aus seinen Gesinnungen kein Hehl gemacht, diese Deinem seligen Vater und mir gegenüber zu

verleugnen. Als Du dann später dieselben Pfade, wie er, wandeltest, habe ich Dich genugsam gewarnt und Dir dargelegt, dass diese Wege zum gänzlichen Abfall von unsrer heiligen Religion führen müssen. Du aber meinstest, Diejenigen hätten Recht, die das Judentum reformieren und ein solches ohne die Beobachtung der Gesetze unsres Gottes ermöglichen wollten. Mein armes, unglückliches Kind! Auch, ich mache mir Vorwürfe; ich war vielleicht zu hart. Ich hätte nicht ganz mit Dir brechen und mir wenigstens einen Einfluss auf die Erziehung Deiner Tochter wahren sollen. Gebe Gott, dass es nicht zu spät ist und es auch mir gelinge, mein Unrecht wieder gutzumachen und ein größeres Unglück zu verhüten. Was Du mir über Deinen Gesundheitszustand schreibst, hat mich tief erschüttert. Ich hoffe zu Gott, dass die Ärzte ihn richtiger beurteilen als Du und dass Du bald wieder vollständig genesen mögest. Und nun, meine Tochter, habe ich eine große Bitte, eine tiefernte Mahnung an Dich zu richten. Da Du Dein Unrecht erkannt hast, so höre sofort auf, wenigstens für Deine Person, Gottes Gebote zu verletzen. Richte Deine Haushaltung wieder nach jüdischem Ritus ein und beobachte die Sabbat- und Feiertage. Nur, wenn Du mit der eigenen Umkehr beginnst, wirst Du auf Deine Tochter einwirken können. Bald hofft Dich zu umarmen Deine tiefbetrübte Mutter.

XVIII.

Frau Budweis war nicht im Stande, die Reise nach D. so bald anzutreten, wie sie es wünschte. Ein starkes rheumatisches Leiden machte es ihr unmöglich. Unterdes verschlimmerte sich der Zustand der Baronin von Löwenheim von Tag zu Tag. Der Geheime Sanitätsrat und Hofmedicus Dr. Hofmann fing doch endlich an bedenklich zu werden.

„Mein lieber Baron“, sagte er zu dem ihn befragenden Gatten, „die Krankheit der Frau Baronin ist mehr psychischer als physischer Natur. Sie redet sich ein, sie müsse bald sterben, und dieser triste Gedanke zehrt an ihrer Lebenskraft. Jede Aufregung muss vermieden und alle Wünsche der Kranken müssen erfüllt werden. Ich habe jedoch die Hoffnung auf eine baldige Genesung nicht aufgegeben.“

Baron Löwenheim liebte seine Gemahlin aufrichtig, und die Befürchtung, dass sie ihm schon bald durch den Tod entrissen werden könne, erfüllte ihn mit tiefem Schmerz. Er behandelte sie von nun an mit der größten Aufmerksamkeit und Schonung.

„Wenn Du vielleicht einen Wunsch hast, Amalie“, sagte er eines Tages zu ihr, „so bin ich gerne bereit, ihn zu erfüllen, vorausgesetzt“, fügte er lächelnd hinzu „dass dieser Wunsch nicht allzu sehr mit meinen Grundsätzen kollidiert.“

„Ich habe in der Tat einen solchen Wunsch“, entgegnete die Baronin schüchtern; „allein ich fürchte, Du wirst ihn mir nicht erfüllen. Ich möchte gern“

„Nun, was möchtest Du? Wenn es irgend möglich ist, so sei Deine Bitte im Voraus gewährt.“

„Ich möchte meinen Haushalt wieder jüdisch einrichten.“

„Und wenn wir Gäste haben? Wenn der Hof bei uns zu Gast sein wird?“

„Ich kann ohnedies jetzt keine Gäste empfangen, keine Feste veranstalten.“

„Und wenn Du ganz wieder hergestellt sein wirst, soll auch dann die Haushaltung jüdisch bleiben?“

„Geliebter Mann, Du erörterst eine Eventualität, die niemals eintreten wird.“

„Sprich nicht so, geliebte Frau, Du wirst bald

wieder gesund sein. Nun, meinetwegen. Die Haushaltung ist ja ohnedies Dein Departement. Du bist ja eine kluge Frau, und wirst bei Gelegenheit Seiner Hoheit und dem fürstlichen Hofe keine Pastinaken oder Matzeklöße vorsetzen.“

Mit fieberhafter Tätigkeit richtete Frau von Löwenheim ihr Haus neu ein. Der chef de cuisine wurde entlassen und statt seiner eine erfahrene jüdische Köchin engagiert. Alles Porzellan-Geschirr wurde durch neues ersetzt, die metallenen Gefäße wurden gekaschert oder gegläht. Es herrschte keine kleine Aufregung in der jüdischen Gemeinde zu D., als diese Vorgänge bekannt wurden.

„Hast Du schon gehört“, fragte Frau Solinger ihren Gatten, „dass Löwenheim’s sich wieder koscher einrichten? Es war doch wohl zu voreilig von August, dass er so schnell seine Werbung aufgegeben hat und nach Japan gereist ist. Ich werde ihm schreiben, er solle gleich wiederkommen.“

„So schnell“, antwortete Solinger, „kömmt man nicht von Japan zurück. Er muss erst die Geschäfte, die er dort entriert hat, abwickeln. Vor zwei Jahren ist an seine Rückkehr nicht zu denken. Übrigens ist es ja nicht die Mutter, um die August erworben, sondern die Tochter. Das Fräulein steht den jüngsten Vorgängen im Löwenheim’schen Hause ganz fern. Die Baronin fühlt sich schwach und krank. Sie möchte sich gern mit ihrer Mutter aussöhnen, die ihr seit vielen Jahren zürnt. Wie ich höre, soll die Schwiegermutter des Barons ihren baldigen Besuch avisiert haben. Die alte Frau Budweis lebt streng religiös, und da ist es ja natürlich, dass sie im Hause ihrer Tochter Speisen vorfinden soll, die sie genießen darf. Zu der Angelegenheit unseres Sohnes stehen diese Vorgänge in keiner Beziehung.“

Die Baronin von Löwenheim schien neu aufzuleben. Die eifrige Beschäftigung mit Haushaltungs-

angelegenheiten taten ihr wohl und zogen ihren Geist von den trüben Gedanken ab. Gatte und Tochter gaben sich den besten Hoffnungen hin, und Dr. Hofmann erklärte jede Gefahr für beseitigt.

„Geliebter Mann“, sagte die Baronin eines Tages zu ihrem Gemahl, „Du hast mich durch die Gewährung meiner Bitte kühn gemacht, so dass ich den Mut habe, noch einen andern Wunsch auszusprechen.“

„Sage nur, was Dir wünschest“, antwortete Löwenheim. „Wie ich Dir schon früher bemerkt habe, soll es geschehen, wenn es nicht zu sehr mit meinen Grundsätzen kollidiert.“

„Ich wünsche und hoffe, dass unsere Tochter, unser einziges Kind, Jüdin bleibe und den Glauben ihrer Väter niemals verleugne.“

„Du forderst zu viel..... Ich kann Dir gar nicht versprechen, was nicht von mir allein abhängt. Bei der Wahl ihres künftigen Gatten hat doch in erster Linie Bernhardine mitzusprechen, und wenn ein Nichtjude ihre Liebe gewinnen sollte, so kann und darf ich sie doch nicht zwingen, auf das Glück ihres Lebens zu verzichten. Übrigens weißt Du ja auch, dass es mein höchster Wunsch ist, Bernhardine durch Einführung in eine hocharistokratische Familie eine ihrem Reichtume und ihren persönlichen Vorzügen angemessene Lebensstellung zu verschaffen. Wozu soll alles Geld nützen, wenn man von Geschlecht zu Geschlecht in niederer Position verharret? Bernhardine soll, wenn es meinen Wünschen nachgeht, in jene Kreise eintreten, die schon seit Jahrhunderten sich über das gemeine Volk erheben.“

„Geliebter Arthur, ich bitte Dich inständigst, versage mir diesen einen Wunsch nicht; versprich mir, dass Du für Bernhardine einen jüdischen Gatten suchst!“

„Und wenn ich ihn suchte, würde ich ihn finden?“

Ist nicht dieser Lissauer von seiner Werbung zurückgetreten, weil Bernhardine sich seinen orthodoxen Anschauungen nicht fügen wollte?“

„Aber, geliebter Mann, ich verlange ja nicht, dass Bernhardine einen orthodoxen Juden heirate. Es gibt ja noch Andere, die mit den ihr anerzogenen Meinungen übereinstimmen.“

„Ha, ha, ha, der Unterschied zwischen einem Juden, der die Religionsgesetze nicht hält, und einen Nichtjuden ist nicht groß! Was soll Diejenigen, denen alle Religion gleichgültig ist, von einem Glaubenswechsel abhalten? Bei der ersten Gelegenheit, bei dem ersten Vorteile, der sich ihnen bietet, bei der ersten Unannehmlichkeit, der sie dadurch zu entgehen hoffen, werfen sie den alten Glauben ab, der ihnen gleichgültig geworden, und wählen einen neuen, der ihnen ebenso gleichgültig ist.“

„Aber Arthur, so hast Du vor zwanzig Jahren nicht gesprochen! Damals warst Du begeistert für die Reform des Judentums. Damals schwärmtest Du für die Wiederherstellung unseres reinen, heiligen Glaubens, der, wie Du sagtest, vom Schutte gereinigt werden müsse, vom Schutte, der sich in den Jahrhunderten der Not und Verfolgung darauf gelegt habe Damals risset Du auch mich fort, so dass ich eine eifrige Anhängerin der von Dir vertretenen Ideen wurde.“

„Ja liebes Kind, seitdem sind auch zwanzig Jahre vergangen und die sogenannte Reform hat Zeit genug gehabt, sich als ein totgeborenes Kind zu entpuppen. Die großen Reformatoren der damaligen Periode, die sich für Luther und Calvine des Judentums hielten, sind spurlos verschwunden und haben nichts als Zerstörung zurückgelassen, während sie sich zum Aufbau oder zur Wiederaufrichtung unfähig erwiesen. Heute gibt es keine Reformjuden mehr. Heute gibt es nur solche Juden, die dem

Gesetze gemäß leben und solche, denen alle Religion gleichgültig ist. Ein gesetzestreuer Jude hat unsere Tochter trotz ihrer großen persönlichen Vorzüge verschmäht. Ein gegen alle Religion gleichgültiger Jude ist nicht anders als ein gegen alle Religion gleichgültiger Christ.“

Amalie weinte still vor sich hin; ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen. Ihr Gatte hatte ihr mit dieser seiner Auseinandersetzung den letzten Anhaltspunkt einer Verteidigung gegen die eigenen Vorwürfe und die ihrer Mutter geraubt. So, wie Löwenheim heute sprach, so hatte ihre Mutter vor vielen Jahren zu ihr gesprochen. Sie hatte ihr nicht geglaubt. Jetzt sah sie nur deutlich die Konsequenzen des Abfalls vom Religionsgesetze. Sie fühlte sich namenlos unglücklich.

XIX.

Frau Budweis war in D. angekommen, noch gerade recht, um die letzten Lebensstunden ihrer Tochter durch ihren mütterlichen Zuspruch zu versüßen.

„Meine Tochter“, sagte sie, „mein geliebtes Kind, so schwer es meinem Mutterherzen ist, Dich verlieren zu müssen, so preise ich mich dennoch glücklich, Dich so wieder gefunden zu haben, bereuend und das Unrecht Deiner Handlungsweise beklagend. Gott sieht Deinen bitteren Schmerz und verzeiht Dir, und der Tod sühnt jede Schuld, da Du ernstlich bereust. Freilich, es ist hart, dass Du in so jungen Jahren von hinnen gehen musst. Aber was ist diese kurze Spanne Zeit des irdischen Lebens, und wenn sie hundert Jahre währte, im Vergleiche mit der Ewigkeit? Sei getrost, meine Tochter, Du wirst eingehen zum ewigen Leben, gesühnt und geläutert, und wirst dort Deinen Vater wiederfinden.“

Amalie ergriff die Hand ihrer Mutter, führte sie an ihre Lippen und bedeckte sie mit Küssen.

„Meine Mutter“, sagte sie mit schwacher Stimme, „Du träufelst Balsam in die brennenden Wunden meines Herzens! Ich glaube Dir, meine Mutter, und fühle mich beruhigt. Du hast immer nur Wahrheit für mich gehabt. O, hätte ich Dir immer geglaubt, wäre ich Dir immer eine gehorsame Tochter gewesen! Nicht brauchte ich jetzt mit der brennenden, schmerzenden Sorge um Bernhardine aus dem Leben zu scheiden. Mutter, Mutter, sag’ mir auch da ein tröstendes Wort.“

„Das ist schwer, mein Kind, sehr schwer. Was Du in Bezug auf die Erziehung Deiner Tochter verschuldet, das bessert keine Reue, das macht keine Buße wieder gut. Und doch will ich Dir etwas Tröstliches sagen. Unsere Weisen lehren in den Sprüchen der Väter, dass es Demjenigen, der einen Andern zur Sünde verleitet hat, sobald nicht gelingen wird, Buße zu tun und in Reue zu Gott rückzukehren. Der Grund dafür ist folgender. Der Büßer geht ein in das Paradies, der Sünder kömmt in die Hölle. Es wäre nun unbillig, dass der Verführer der ewigen Seligkeit teilhaftig werde, während der Verführte seine Strafe erdulden müsste. Daher gelingt es Demjenigen, der Andere zum Bösen verleitet hat, sobald nicht, aufrichtig Buße zu tun. Da es Dir aber, meine Tochter, gelungen, Deinen Abfall vom jüdischen Religionsgesetze aufrichtig zu bereuen, so liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, dass die von Dir in Gleichgültigkeit gegen unsere heilige Religion erzogene Tochter einst zurückkehrt auf den Weg der Frömmigkeit und Gottesfurcht.“

„Habe Dank, geliebte Mutter, für dieses trostreiche Wort! Vielleicht gelingt es mir noch, von Arthur und Bernhardine das Gelöbnis zu erlangen, dass mein Kind sich niemals taufen lasse. Beide

lieben mich aufrichtig und sind durch den Schmerz sehr weich gestimmt.“

„Erzwinge ein solches Gelöbniß nicht, meine Tochter; es würde Dir doch keine Sicherheit für die Ausführung bieten; es könnte auch gerade das Gegenteil erwirken, von dem, was Du damit bezweckst. Gar verkrümmt ist des Menschen Herz, es ist sehr schwach. Du hast das Deinige getan, da Du ein derartiges Versprechen verlangtest. Nachdem sowohl Mann wie Tochter ein solches zu geben verweigert haben, halte ich es nicht für gut, es durch den Schmerz dieser Stunden zu erzwingen. Es würde das Andenken an Dich trüben und namentlich Bernhardinens Herz mit Trotz erfüllen und vielleicht gar zur Verletzung des Versprechens treiben.“

„Mutter, geliebte Mutter, welche eine Menschenkennerin bist Du! Hätte ich mich doch immer von Deiner Weisheit leiten lassen!“

Ein Herzkrampf ergriff die Kranke und machte dem Gespräch ein Ende. Als der Schmerz vorüber war, fühlte sich Amalie sehr schwach. Sie ließ den Gatten und die Tochter herbeirufen, um von ihnen Abschied zu nehmen.

„Lebe wohl, Arthur“, sagte sie, „mögen Dir noch viele Jahre des Glückes beschieden sein, und wenn Du wieder heiratest ..“

„Sprich nicht davon“, unterbrach sie der Baron, „wer könnte Dich mir ersetzen!“

Der starke Mann weinte laut.

„Und Du, Bernhardine“, sagte die Kranke mit schwacher Stimme, „mein heißgeliebtes Kind, mögen die Segenswünsche Deiner Mutter Dich vor allem Unheil bewahren! Deine Großmutter, die Du jetzt erst kennenlernen wirst, ist die beste, edelste und weiseste Frau auf Erden. Habe Vertrauen zu ihr und schließe Dich ihr innig an. Gott segne Dich, mein Kind! Und Du meine Mutter, verzeihe ...“

Der Herzkrampf trat wieder ein, diesmal sehr stark. Der Schmerz verzerrte die Züge der Kranken. Der im Nebenzimmer weilende Arzt wurde herbeigerufen.

„Es geht zu Ende“, sagte er. „Sowie der Schmerz nachlässt, wird die Schwäche überhandnehmen. Der Tod kann in jedem Augenblicke eintreten.“

Die Züge der Kranken verklärten sich. Frau Budweis sprach mit lauter Stimme das Glaubensbekenntnis. Die Kranke bewegte die Lippen, um die hebräischen Worte zu wiederholen; sie vermochte es nicht. Aber wohl sah man, dass sie den Sinn derselben verstand.

„Höre Israel, der Ewige unser Gott, der Ewige ist einig.“

Bei dem Worte „einzig“ blickte Amalie, wie flehend, auf ihren Mann und ihre Tochter.

„Gepriesen sei der Name der Herrlichkeit Seiner Regierung immer und ewig.“ — Und wiederum suchte das flehende Auge der Kranken den Gatten und das Kind.

„Und Du sollst lieben den Ewigen Deinen Gott mit Deinem ganzen Herzen, mit Deiner ganzen Seele, mit Deinem ganzen Vermögen.“

Die Lippen der Kranken hörten auf, sich zu bewegen, ihr Auge brach; sie war hinübergeschlummert.

Wir wollen es nicht versuchen, den Schmerz der drei Menschen zu schildern, die soeben das Teuerste verloren hatten, was sie auf Erden besaßen. Noch einte sie der Schmerz; aber schon nach wenigen Stunden traten die Kontraste hervor.

Der Freiherr von Löwenheim wollte natürlich die Gattin mit allem möglichen Pomp bestattet wissen. Vergebens widersprach Frau Budweis. Sie musste es dulden, dass nichtjüdische Frauen die Leiche

wuschen und mit prächtigen Gewändern bekleideten, sie musste es dulden, dass der Leichnam ihrer Tochter auf einem prächtigen Paradebette ausgestellt wurde. Sie konnte es nicht verhindern, dass ein reichverzierter Sarg die Überreste ihres Kindes aufnahm, dass ganze Berge von Blumen darauf gehäuft wurden, dass schwarzumflorte Fackeln den Leichenwagen umgaben. Der Baron war den Wünschen seiner Schwiegermutter ganz unzugänglich. Die Rücksicht auf den Hof und auf seinen vornehmen Bekanntenkreis war allein für ihn bestimmend.

Bernhardine verhielt sich bei dem Allem ganz still. Im Übermaße ihres Schmerzes starrte sie vor sich hin, ohne ein Wort zu sprechen. Vergeblich war der Zuspruch des Vaters, vergeblich bemühte sich die Großmutter, einen Zugang zu dem Herzen der Enkelin zu gewinnen. Bernhardine konnte es gar nicht fassen, dass sie ihr Mütterchen verloren haben sollte. Mit wie unendlicher Liebe hatte dieses Mutterherz für sie geschlagen! Nicht Tränen verschafften ihr Erleichterung, kein Laut des Schmerzes entfuhr ihren Lippen, sie war wie von einem Starrkrampf befallen. Erst als die schwarzen Männer den reichgeschmückten Sarg hinaustrugen, sank sie mit lautem Aufschrei zu Boden; eine wohlthätige Ohnmacht umfing ihre Sinne.

XX.

Das war ein Leichenkondukt, wie er in der jüdischen Gemeinde von D. noch nicht vorgekommen! Den Sarg und den Leichenwagen bedeckten die kostbarsten Blumen; nebenher schritten an jeder Seite zwölf schwarzgekleidete Männer, welche in Trauerflor gehüllte, riesige Wachskerzen trugen. Dann folgten die Leidtragenden in unabsehbarer Reihe; denn alle Bewohner der Residenz, ohne Unterschied der Religion und des Standes, betrauertem den Hin-

gang der noch jugendlichen Frau, deren Wohltätigkeit eine unbegrenzte gewesen und deren liebevolles und freundliches Benehmen gegen Jedermann ihr alle Herzen gewonnen hatte. Auch der regierende Landesfürst hatte sich durch seinen General-Adjutanten vertreten lassen. Da sah man reiche Uniformen neben der einfachen Kleidung der Handwerker und Arbeiter. Und dann die Reihe der Equipagen! Die ganze Aristokratie des Ländchens hatte ihre Wagen geschickt. Der kleine Friedhof der nicht allzu großen Gemeinde konnte die Menschenmenge nicht fassen. Daher hatte es der Rabbiner Dr. Poppers vorgezogen, vor dem Portale des Friedhofes den Kondukt halten zu lassen, um hier die Leichenrede zu sprechen. Dr. P. war ein schöner, noch jugendlicher Mann, und ein prachtvolles Organ stand ihm zu Gebote. Mit klangreicher, weithin tönender Stimme verkündete er das Lob der Dahingeschiedenen. Er schilderte ihre erhabene Tugenden, ihre große Wohltätigkeit, ihre umfassende Bildung, ihre körperlichen und geistigen Vorzüge. Er pries das Glück, das ihr zuteilgeworden, auf den Höhen des Lebens atmen zu dürfen, unbekümmert durch kleinliche Sorgen, geliebt und verehrt von einem Gatten, der da der Stolz der Gemeinde, ja des ganzen Landes sei, im Besitze einer Tochter, die da des Mutterherzens Freude und Wonne gewesen. Er rühmte die große Frömmigkeit der Verstorbenen, die noch an Dingen festgehalten, welche der erleuchteten Gegenwart als antiquiert erscheinen, denen jedoch edle Herren eine pietätvolle Erinnerung bewahre. Und nun kam der Todesengel und schnitt den Lebensfaden der allgemein verehrten Frau ab, dadurch nicht allein den Gatten und die Tochter tief betrübend, sondern auch die ganze Gemeinde, die ganze Stadt, das ganze Land, von den allerhöchsten Herrschaften bis zu dem geringsten Tagelöhner! — Das und noch viel mehr

sagte der Redner, die Herzen tief ergreifend, so dass kein Auge tränenleer blieb. Dann aber wusste er die Gemüter wieder zu erheben, indem er darlegte, dass es eigentlich ein Glück sei, aus einem so schönen und reichen Leben in den besten Jahren zur scheiden, ohne die Beschwerden des Alters kennengelernt zu haben. — Der Mann hatte wohl keine Ahnung von den schrecklichen Kämpfen und Selbstvorwürfen, die das Herz der armen Frau zerrissen, vor dem schrecklichen Bangen, welches ihr jede Freude verkümmert hatte, wenn sie der Zukunft ihres einzigen Kindes gedachte!

Baron Löwenheim kehrte in seinen verödeten Palast zurück. Er und seine Tochter empfingen im Paradezimmer die Kondolenzbesuche ihrer zahlreichen, vornehmen Freunde und Bekannten.

Unterdes saß Frau Budweis einsam und verlassen im Sterbezimmer auf einem niederen Schemel, ganz ihrem tiefen Schmerze hingegeben. Man hatte nicht einmal daran gedacht, ihr die übliche Trauermahlzeit zu reichen. Eine andere Familie, so erheischt es die jüdische Sitte, schickt den Leidtragen den die Erquickungsmahlzeit, bestehend aus Eiern und Brot. Baron Löwenheim und die Seinen standen aber so wenig mit den andern jüdischen Familien in D. in Verkehr, waren den jüdischen Sitten bis auf die letzte Zeit so sehr entfremdet gewesen, dass Niemand daran dachte, diese Liebespflicht zu erfüllen. Frau Budweis war von ihrem Schmerze so tief niedergebeugt, dass auch sie dieses Versäumnis nicht bemerkte. Erst als eine Dienerin erschien und sie aufforderte, zum Diner sich in das Speisezimmer zu verfügen, erinnerte sie sich der fehlenden Erquickungsmahlzeit.

„Ich werde hier speisen“, sagte sie der Dienerin, „allein . . .“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Türe, und Frau Solinger, ein Handkörbchen tragend, trat herein.

„Gnädige Frau“, sagte sie, „verzeihen Sie, wenn eine Ihnen Unbekannte es wagt, bei Ihnen einzudringen. Allein, mein Mann meinte, dass man wohl vergessen haben könnte..... und da hat er mich aufgefordert“

Bei diesen Worten öffnete sie ihr Körbchen und nahm aus demselben einige Brötchen und einige gesottene Eier.

„Ihr Mann“, sagte Frau Budweis, „hat das Richtige vermutet; ich befinde mich hier in so unjüdischer Umgebung, dass man gar nicht mehr weiß, was sich gehört.“

Frau Solinger holte ein Tischchen herbei, bedeckte es mit einer von ihr mitgebrachten Serviette und stellte es vor das Fußschemelchen, auf welchem Frau Budweis saß. Dann ordnete sie den Tisch und befahl dem staunenden Kammermädchen, das noch Fehlende herbeizubringen.

Frau Budweis wusch sich die Hände, aß von den vor ihr stehenden Speisen und sprach das Tischgebet. Dann räumte Frau Solinger das Tischchen ab und stellte es wieder fort.

„Sie haben eine große Mizwoh getan, liebe Frau“, sagte Frau Budweis. „Wem habe ich es zu danken, dass ich mich nicht ganz verlassen und vergessen fühle?“

„Mein Mann heißt Solinger und ist Buchhalter in dem Geschäfte der Herren Philipp Baumann u. Comp.“

„Haben Sie meine Tochter gekannt?“

„Nur sehr wenig. Ich hatte nie Gelegenheit, in die vornehmen Kreise zu kommen, in welchen die selige Frau Baronin verkehrte. Aber die ganze Stadt, ja das ganze Land ist ihres Lobes voll.“

„Auch die gottesfürchtigen Glaubensgenossen?“

„Es gibt deren hier nur sehr wenige, und auch die sind sehr tolerant.“

„Sie werden vielleicht wissen, dass ich viele Jahre meiner Tochter gezürnt habe und mit Recht. Allein, sie ist in den letzten Monaten ihres Lebens sich ihres Unrechtes gegen Gott und gegen mich bewusst geworden und ist reuevoll gestorben. Gott wird ihr verzeihen, wie ich ihr verzeihen habe.“

„Die Frau Baronin war eine edle, gute, mildherzige Dame.“

„Aber viele Jahre lang den Gesetzen des Judentums entfremdet, so dass meine Enkelin eine ganz unjüdische Erziehung erhalten hat. Sie sagten, es gebe hier nur wenig gottesfürchtige Glaubensgenossen. Zu diesen Wenigen muss aber wohl die Familie Lissauer gehören. Kennen Sie dieselbe?“

„Eine Familie Lissauer existiert hier nicht. Nur ein junger Mann dieses Namens, und das ist mein Sohn aus meiner ersten Ehe.“

„Meine selige Tochter hat mir von diesem jungen Manne erzählt oder geschrieben. Mein Schwiegersohn hat den Plan gehabt, ihn mit Bernhardinen zu verloben; aber der junge Mann zog sich, plötzlich zurück und unternahm eine weite Reise, ohne sich vorher erklärt zu haben. Ihr Sohn fand wohl keinen Gefallen an meiner Enkelin?“

Frau Solinger fühlte, wie ihre Augen nass wurden.

„Gnädige Frau“, sagte sie, „mein Sohn liebt das Fräulein mit aller Glut, deren ein Menschenherz fähig ist.“

„Und trotzdem?“

„Das Gesetz unseres Gottes steht ihm höher als alles irdisches Glück, und da das Fräulein nicht einwilligte, eine gottesfürchtige Jüdin werden zu

wollen, so verzichtete er lieber auf das Glück seines Lebens.“

„Ein seltener Charakter!“

„Dein Sohn ist überhaupt ein seltener Mensch. Doch was sage ich? Nicht ziemt es der Mutter, ihr Kind zu loben. Alle Mütter sind für die Vorzüge ihrer Kinder blind eingenommen und übersehen die Fehler derselben.“

„Nicht alle“, sagte Frau Budweis seufzend.

Frau Solinger erhob sich, um fortzugehen.

„Ich bitte Sie“, sagte Frau Budweis, „opfern Sie mir während dieser einsamen Trauertage einen Teil Ihrer Zeit. Sie müssen mir noch recht viel von Ihrem Sohne erzählen.“

Frau Solinger ging. Bald darauf trat Bernhardine ins Zimmer.

„Großmama“, sagte sie, „alle Welt hat nach Dir gefragt. Da Papa nicht sagen konnte, dass Du nicht zum Empfange erscheinen wolltest, so musste er zu einer Notlüge greifen und den Leuten erklären, Du seiest nicht wohl und hättest Dich zu Bette legen müssen. Die Leute fanden das auch sehr erklärlich.“

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Angeredeten.

„Freilich“, sagte sie, „ich habe viel verloren. Doch Dein Verlust, mein Kind, ist ein noch größerer.“

Bernhardine fing an heftig zu weinen. Sie warf sich in ein Sofa und schluchzte laut. Frau Budweis ließ sie gewähren.

Unterdes war es Nacht geworden; eine Dienerin brachte eine brennende Lampe herein.

„Gnädiges Fräulein“, sagte die Dienerin, „Lisette lässt Sie bitten, einmal nachzusehen, ob auch Alles ordentlich gepackt und nichts vergessen sei.“

„Ich komme gleich“, sagte die junge Dame.

„Du willst verreisen?“, fragte Frau Budweis erstaunt.

„Ja, Großmama, ich bin gekommen, mich von Dir zu verabschieden. Prinzessin Aurelie hat mir ein reizendes Briefchen geschrieben und mich eingeladen, zu ihr auf das fürstliche Landschloss Beausite zu kommen, um mich von meinem tiefen Schmerze ein wenig zu erholen. In ländlicher Einsamkeit werde ich dort meiner Trauer besser als hier leben können.“

„Du willst also dieser Einladung folgeleisten?“

„Der Wunsch einer Prinzessin ist ein Befehl. Lebe wohl, Großmama; ich reise morgen früh mit Tagesanbruch.“

„Lebe wohl, mein Kind.“

Als Bernhardine sich entfernte hatte, entstürzten heiße Tränen den Augen der alten Frau.

„Meine Tochter ist tot“, jammerte sie, „ich fürchte, meine Enkelin wird auch bald für mich gestorben sein.“

XXI.

Ein Jahr war nach den erzählten Ereignissen vergangen. Baron von Löwenheim hatte seine Gemahlin tief und aufrichtig betrauert. Nachdem jedoch das Trauerjahr zu Ende war, hatte er sich zu seiner Erholung nach den Seebade Ostende begeben, während seine Tochter die Zeit seiner Abwesenheit auf dem Landsitze ihrer fürstlichen Freundin verbringen sollte.

Herr von Löwenheim langweilte sich herzlich in dem eleganten Seebade. Da seine Gesundheit nichts zu wünschen übrigließ, so nahm ihn die Kur nur wenig in Anspruch. Wir finden ihn in der Halle des Kursaales. Nachdem er ein Glas Sherry und Austern bestellt hatte, griff er nach einer deutschen Zeitung,

die er flüchtig ansah und bald wieder, fortlegte, um die vom Meere zurückkehrenden Badegäste zu betrachten. Aber auch dieses Schauspiel hatte nur wenig Interesse für ihn. Auf's Neue nahm er eine Zeitung in die Hand, es war die „Times“. Das englische Weltblatt vermochte ihm jedoch ebenso wenig zu interessieren, wie vorher die deutsche Zeitung. Der Leitartikel kam ihm abgeschmackt vor, die politischen Nachrichten ohne jedes Interesse, und selbst die ihn sonst anziehenden Börsenberichte waren ihm heute gleichgültig. Herr von Löwenheim war erst seit wenigen Tagen in Ostende und hatte bis jetzt noch keine ihm zusagende Gesellschaft gefunden.

Da kam plötzlich ein Herr auf ihn zu und streckte ihm beide Hände entgegen; es war der Geheime Kommerzienrat von Blumenthal aus Berlin.

„Welche Freude!“, rief er ihm zu. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie entzückt ich bin, Sie in Ostende zu sehen, mein verehrter Herr Baron! Sie sind doch nur zu Ihrem Vergnügen hier?“

„Zu meiner Erholung. Aber die Erholung ist nicht weit her. Ich langweile mich ganz entsetzlich.“

„An Gesellschaft kann es Ihnen doch hier nicht fehlen! Wenn Sie mir gestatten wollen, Sie in dem Kreis meiner Bekannten einzuführen, so wird die Langeweile bald verschwinden.“

„Sie sind zu gütig, Herr Geheimrat.“

„So speisen Sie heute Nachmittag mit mir im Pavillon Royal. Sie werden bei und einen kleinen, aber ausgesucht feinen Zirkel finden, lauter liebenswürdige Herren und charmante Damen. Ah, da kommen ja gerade die Unsrigen.“

Herr von Blumenthal ergriff die Hand des Barons, zog ihn mit sich fort und führte ihn einer Gesellschaft zu, die soeben in die Halle trat.

„Erlauben Sie, meine geehrten Herrschaften, dass ich Ihnen meinen verehrten Freund, den Freiherrn von Löwenheim aus D. vorstelle. Herr Graf Walther von Falkenstein, königlicher Kammerherr, Herr Legationsrat Baron von Lebkowitz, Frau Baronin von Lebkowitz, Herr Freiherr von Wolkenberg, Fräulein Agathe von Wolkenberg, meine Frau, meine Tochter Lucinde, meine Tochter Valerie. — Der Herr Baron wird und die Freude machen, mit uns im Papillon Royal zu speisen, vorausgesetzt, dass die Herrschaften damit einverstanden sind.“

Die Herren und Damen versicherten dem Baron in der zuvorkommendsten und liebenswürdigsten Weise, dass sie sich glücklich schätzen, ihn kennengelernt zu haben, und dass er ihnen eine unaussprechliche Freude machen würde, wenn er sich ihrem Kreise anschließen wollte.

Mit dem Versprechen, zur bestimmten Zeit sich im Papillon Royal einzufinden, verabschiedete sich der Baron von seinen neuen Bekannten, um sich nach seinem Hotel in der Nähe des Strandes zu begeben. Hier fand er Briefe aus der Heimat vor, die er sogleich beantwortete. Nachdem er seine ziemlich ausgedehnte Korrespondenz besorgt, vertauschte er mit Hilfe seines langjährigen Dieners den Morgenanzug mit einer eleganten Gesellschaftstoilette.

„Was sehen der Herr Baron so gut und jung aus“, sagte der alte Jean, der Ton seit „geraumer Zeit im Löwenheim’schen Hause diente und seinen Herrn von Kindesbeinen an kannte.

„Gut wohl“, antwortete der Baron geschmeichelt. „Aber jung? ich bin vorige Woche 45 Jahre alt geworden.“

„Das wird Ihnen kein Mensch ansehen. Der Herr Baron können es mit jedem jungen Manne aufnehmen und sich in jedem Augenblicke wieder verheiraten, wenn Sie nur wollen.“

„Was sind das für unpassende Redensarten, Jean!“

„Seien Sie nicht böse, Herr Baron, ich meine es ja gut. Warum sollen Sie sich nicht wieder verheiraten? Sie wollen doch nicht Ihr ganzes Leben vertrauern und in Ihren alten Tagen allein sein?“

„Du vergissegst, dass ich eine erwachsene Tochter habe.“

„Wie lange wird es dauern, so wird die gnädige Baronesse sich verheiraten, und der Herr Baron sind dann ganz allein. Ich habe hier schon viele und schöne junge Damen gesehen. Der Herr Baron brauchen nur anzuklopfen.“

„Willst Du gleich schweigen?“, schrie der Baron, konnte sich aber nicht enthalten, einen Blick in den Spiegel zu werfen, der ihm sein wohlkonserviertes Bild zeigte.

Durch das Geschwätz des Dieners in die heiterste Stimmung versetzt, verließ der Baron sein Hotel, um sich nach dem Pavillon Royal zu begeben, wo ihn bereits die Gesellschaft erwartete. Der kleine, aber äußerst behagliche, komfortabel eingerichtete Salon mit den vergoldeten Spiegeln, den zierlichen Rokokomöbeln, den schönen Bildern an den Wänden, welche im Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts liebliche Nymphen und zärtliche Schäferinnen mit ihren Anbetern darstellten, lud unwillkürlich zum Genusse des Daseins ein,

Durch die geöffnete Balkontüre erblickte man das Meer in seiner ganzen strahlenden Pracht, und ein leichter Seewind verbreitete eine angenehme Kühle. Die Tafel war höchst geschmackvoll arrangiert, mit dem feinsten weißen Tischtuch bedeckt, Teller und Schüsseln von französischem Porzellan, die verschieden Gläser von geschliffenem englischen Kristall, die

Aufsätze von gediegenem Silber und die hohen Vasen mit den schönsten duftenden Blumen gefüllt.

Das ganze Arrangement zeigte von einem geschmackvollen Luxus und verbreitete eine Atmosphäre von heiterer Lebenslust und sinnlichen Wohlbehagen, wofür der Baron umso empfänglicher war, je länger er ein derartiges Vergnügen entbehrt hatte. Mehr noch als dies Alles befriedigte und erfreute ihn der Anblick und das Benehmen seiner ebenso exklusiven wie liebenswürdigen Tischgenossenschaft, welche ich sich von der besten Seite präsentierte. Hier herrschte eine zwanglose Fröhlichkeit, eine heitere Ungeniertheit, eine gewisse Leichtigkeit und Feinheit im Denken und Sprechen.

Der Graf von Falkenstein war ein feiner Lebemann, ein vollendeter Kavalier. Der Legationsrat, Baron von Lebkowitz, war mehrere Jahre bei der Gesandtschaft in Paris attachiert gewesen und erzählte Anekdoten aus der Glanzzeit des zweiten Kaiserreiches. Ganz besonders aber gefielen dem Baron die anwesenden Damen, vor Allen seine schöne Tischnachbarin, Fräulein Agathe von Wolkenberg, die gleich ausgezeichnet durch ihre Schönheit und ihren Geist war. Mit vornehmer Zurückhaltung nahm sie die Huldigungen der anwesenden Herren entgegen. Sie sprach nur wenig; aber was sie sprach verriet einen scharfen Geist und offenbarte die überraschende Klarheit und Feinheit ihres Verstandes.

Vollkommen befriedigt von seinen neuen Bekannten und entzückt von Fräulein Agathe, verließ der Baron den Papillon Royal in Begleitung des Grafen von Falkenstein, der eine ganz besondere Neigung für ihn gefasst zu haben schien. Bald gehörte er zu den täglichen Stammgästen des Hotels und beteiligte sich an allen Vergnügungen und Zerstreungen seiner neuen Freunde. Nun empfand er

keine Langeweile mehr, und der Aufenthalt in Ostende erschien ihm so angenehm, dass er denselben auf längere Zeit, als er ursprünglich beabsichtigt hatte, auszudehnen beschloss.

XXII.

Auf einem Hügel am Abhange des Riesengebirges liegt das zerfallene Schloss Wolkenberg. Nur der Eingang zur Burg und eine Pforte, welche nach dem hintern Gebäude führte, sind noch erhalten; sonst erblickt man nur ödes Mauerwerk, das kaum Platz bietet für einen verkrüppelten Strauch oder eine Handvoll Gras. Klagend streift der Wind über die Stätte der Verwüstung, wo selbst die Raben keine Behausung mehr fanden, und man meint, die wunderbaren Laute sprächen von der Ohnmacht des Menschen. Waldige Höhen umgrenzen den See am Fuße des Hügels, in dessen klarer Flut sich einst die Mauern und Türen des Schlosses spiegelten. Eine Brücke führt auf der Seite, wo der See am schmalsten ist, vom Schlosse nach einer Kapelle, die umschattet von alten Eichen, Buchen und Tannen ebenfalls nur noch geringe Spuren zurückließ. Es ist noch nicht so lange her, da prangte das Schloss in seiner stolzen Schönheit und ragte weit über das Land und den See hinaus. Auf dem Turme flatterte das Banner der Freiherren von Wolkenberg, und das Tor öffnete sich zahlreichen Fremden und Gästen.

Bruno und Agathe von Wolkenberg waren die letzten Nachkommen eines einst reichen und mächtigen, jetzt aber heruntergekommenen Geschlechts. Die Kinder büßten die Sünden der Väter. Prachtliebe und Verschwendungssucht waren im letztverflossenen Jahrhundert in der Familie erblich gewesen und hatten die Finanzen derselben zerrütte. So wurden allmählich die Güter mit schweren Hypotheken belastet.

Das alte Schloss fing an zu zerfallen, und es waren keine Mittel vorhanden, es neu wieder aufzubauen. Die beiden Geschwister hatten in früher Kindheit die Mutter verloren; ihr Vater hatte es ärger getrieben als seine Vorfahren. Zu der Verschwendungssucht gesellte sich das Laster des Spiels. An dem Tage, an welchem die Güter verkauft werden mussten, schoss sich der Baron eine Kugel durch den Kopf, seine beiden Kinder hilflos zurücklassend. Aus dem Zusammensturze wurde ein kleines Kapital gerettet, dessen Zinsen für die standesgemäße Erziehung der Kinder kaum hinreichten.

Der höchste Wunsch der Geschwister war, den alten Glanz ihrer Familie wieder herzustellen und das Schloss ihrer Väter neu aufzubauen.

Bruno von Wolkenberg war im Kadettenhause erzogen worden und als Offizier in die Garde eingetreten. Als er jedoch sah, dass er die kostspielige Lebensweise seiner Kameraden nicht mitmachen konnte, ohne sich in Schulden zu stürzen, quittierte er den Dienst. Nicht ohne Geist und im Besitze einer gediegenen Bildung, erwarb er seinen Lebensunterhalt als Mitarbeiter einiger großen belletristischen Zeitschriften, in denen er in humorvoller Weile seiner Erinnerungen ans dem Kadettenhause und aus seine kurzen militärischen Laufbahn schilderte. Mit dieser Tätigkeit konnte er jedoch keine großen Schätze erwerben, und sein ganzes Sinnen und Trachten war auf eine reiche Heirat gerichtet.

Agathe von Wolkenberg war, nachdem sie in einem Mädchenpensionate erzogen worden, in das Haus einer entfernten Verwandten, halb als Tochter, halb als Gesellschafterin, eingetreten. In Gesellschaft dieser Verwandten, der Baronin von Lebkowitz, war Agathe nach Ostende gekommen und hatte ihren Bruder veranlasst, ebenfalls die Saison dort zuzubringen.

Frau von Lebkowitz hatte sich ins Bad begeben; Fräulein von Wolkenberg war infolge eines geringen Unwohlseins zu Hause geblieben. Sie saß im eleganten Morgenanzuge am Fenster und las die Badezeitung, als ihr Bruder bei ihr eintrat.

„Wie geht es Dir, mein Schwesterchen?“, fragte er. „Ich höre soeben zu meinem Bedauern von Onkel Lebkowitz, dass Du nicht ganz wohl seiest.“

„Beruhige Dich, mein Bruder“, sagte das Fräulein, „es hat gar nichts zu bedeuten. Ein Anflug von einem Schnupfen.“

„So segne diesen Anflug von einem Schnupfen, da er mir Gelegenheit bietet, Dich einmal allein zu sprechen. Wie gefällt Dir unser neuer Bekannter, der Baron von Löwenheim?“

„Was soll diese Frage?“

„Beantworte sie mir erst.“

„Der Baron scheint mir ein gediegener, tüchtiger Mann zu sein. Wiewohl nicht mehr jung, hat er sich doch sehr gut konserviert. Man kann ihn noch immer als einen schönen Mann bezeichnen.“

„Er ist ungeheuer reich, mehrfacher Millionär und seit einem Jahre Witwer.“

„Warum erzählst Du mir das? Du wirst mir doch nicht zumuten wollen“

„Den Baron zu heiraten. Ja, mein süßes Schwesterchen, Diese Zumutung wollte ich allerdings an Dich stellen.“

„Bruno!“

„Agathe!“

„Was denkst Du von mir?“

„Ich denke, dass Du ein sehr schönes, ein sehr liebenswürdiges, ein sehr geistreiches, hochadliges Fräulein bist; aber ich halte Dich auch zugleich für ein vernünftiges, verständiges Mädchen. Wir Beide sind durch die Schuld unserer Väter arm, sehr arm. Schon habe ich, um das tägliche Brot zu gewinnen

einen bürgerlichen Beruf ergreifen müssen, da mir zu dem hochadeligen Leben eines Gardeoffiziers die Mittel fehlen. Du bist nicht viel mehr als eine Gesellschafterin, die sich, wenn Tante Lebkowitz morgen sterben würde, einen andern Dienst suchen müsste. Und doch rollt in unsern Adern das Blut der Freiherren von Wolkenberg. Wir sehnen uns nach Reichtum und Lebensgenuss. — Dieser Baron von Löwenheim ist ein ebenso solider, wie wohlsituerter Mann. Er ist ein Mann von Welt, dem man es ansieht, dass er von Jugend auf daran gewöhnt ist, sich in bester Gesellschaft zu bewegen. Er ist bis über die Ohren verliebt in Dich. Ich komme Dich zu bitten, ein Glück nicht von Dir zu stoßen, das sich vielleicht Dir niemals wieder bieten würde.“

„Du vergisset, Bruno, Löwenheim ist“

„Nun, ist das Wort so schrecklich, dass es Dir nicht von den Lippen will? Ja, Du hast Recht, Löwenheim ist Jude; das schreckliche Wort ist heraus, ohne uns beide getötet zu haben.“

„Und da willst Du, dass ich Jüdin werden soll?“

Bruno lachte hell auf.

„Nicht doch, mein Schwesterchen! so weit geht meine Zumutung nicht. Löwenheim wird sich taufen lassen, sobald ihm das Glück und die hohe Ehre zuteilwerden soll, ein Freifräulein von Wolkenberg an den Altar zu führen.“

„Ja, die hohe Ehre! spotte nur! Ich bin und bleibe eine Wolkenberg. Unsere Vorfahren sind schon als Reichsfreiherren unter Kaiser Barbarossa in das heilige Land gezogen. Und ich sollte einen Juden heiraten, dessen Voreltern es nicht haben wagen dürfen, den Saum des Gewandes meiner Stammütter zu berühren! Und wenn er sich hundertmal taufen ließe, er bliebe doch.....“

„Der Baron Arthur von Löwenheim, der Be-

sitzer von drei Millionen, der Freund des regierenden Fürsten von D., der Inhaber vieler hohen Orden, und Du, seine Gattin, würdest die unumschränkte Herrscherin dieses fürstlichen Vermögens werden, würdest Feste geben, wie Dein kluger Kopf und Deine reiche Fantasie sie nur ausdenken können, würdest die schönsten Pferde, die prächtigsten Wagen, die reichsten Toiletten, die kostbarsten Diamanten besitzen! Aber schlage das Alles nur aus. Tante Lebkowitz hegt die Absicht, den Winter bei ihrer Tochter in Berlin zuzubringen. Während dieser Zeit braucht sie keine Gesellschaftsdame. Soll ich vielleicht bei einem Stellenbüro anfragen, ob für Dich ein Posten als Gesellschaftsdame in einem andern Hause frei ist?“

„Du quälst mich schrecklich, Bruno. Mag kommen, was da will — ich kann den Juden nicht heiraten.“

XXIII.

Bruno von Wolkenberg unterhielt mit seinen ehemaligen Kameraden noch immer eine sehr lebhaft Korrespondenz. Ihn interessierte es, Vorgänge aus Offizierskreisen zu erfahren, die er journalistisch verwerten konnte; die Kameraden wiederum fanden Gefallen an den geistvollen, mit pikanten Histörchen gewürzten Briefen des Freundes.

„Als Bruno seine Schwester verlassen hatte und sein Zimmer betrat, fand er eine Menge Briefe vor. Er betrachtete einen nach dem andern; zwei davon erregten sein besonderes Interesse. Der eine Brief war aus W., einem Städtchen am Fuße des Riesengebirges datiert. Derselbe lautete:

„Mein guter Bruno!

Du kannst Dir meine Überraschung vorstellen, als ich bei meinen Fußwanderungen durch das Riesen-

gebirge nach der Ruine Wolkenberg kam. Das also, sagte ich zu mir, ist das Stammschloss meines teuren Freundes, der zu unsrer Aller Bedauern aus unseren Reihen ausgeschieden ist. Es ist ein malerischer Punkt, diese alte Ruine, von der ich mich gar nicht trennen konnte. Wie schön wäre es, dachte ich, wenn Freund Bruno hier ein prachtvolles Gebäude aufbauen und den Glanz seines altberühmten Namens wieder herstellen möchte! — Mein Führer mochte diese Gedanken mir von der Stirne ablesen, denn er sagte: Alles, was der gnädige Herr hier sieht, so weit das Auge reicht, und noch viel mehr, war einst Wolkenberg'sches Besitztum. Und wem gehört es jetzt? fragte ich. — Einem alten Manne, der keinen Gefallen daran hat. Er hat die Besetzung nur gekauft, weil er die letzte Hypothek darauf hatte und sein Geld nicht verlieren wollte. Die Besitzungen machen ihm viel Ärger und Verdruss. Er hat sie einzeln verpachtet und bekommt oft den Pachtzins nur schwer ein. Wenn der gnädige Herr die Güter kaufen wollten — ich glaube, Sie würden sie um einen mäßigen Preis erhalten können. — Ich ließ mir die Adresse des jetzigen Eigentümers sagen. Er wohnt hier im Städtchen. Soeben komme ich von ihm. Als ich ihm meinen Namen nannte, war er überaus freundlich. — Der gnädige Herr, sagte er, kommen gewiss wegen der Wolkenberg'sche Güter. Wenn Sie sie kaufen wollen.... — Nicht ich, entgegnete ich, aber ich habe einen Freund, der sich sehr dafür interessiert. — Ihr Freund könnte die Güter um einen billigen Preis erhalten. Ich bin ein alter Mann und möchte sie gern los sein. Meine Kinder wohnen in Breslau und wünschen sehr, dass ich zu ihnen dorthin ziehe. Auch ich möchte ihrem Wunsche folgeleisten; allein die Wolkenberg'schen Güter sind es, die mich hier zurückhalten. Wie sie jetzt sind, lassen sie sich aus der Ferne nur

schwer verwalten. Trotzdem der Bodenwert in den letzten Jahrzehnten sehr gestiegen, wär' ich doch bereit, die Güter um denselben Preis abzugeben, den sie mich gekostet haben. — Und der wäre? fragte ich. — 125,000 Thaler. Von dem Gelde brauchte nur ein kleiner Teil anbezahlt zu werden, etwa ein Drittel; das Übrige könnte als Hypothek stehenbleiben. Freilich müsste Ihr Freund auch noch über ein größeres Kapital verfügen, um das Schloss und die Wirtschaftsgebäude wieder aufzubauen und alles Dazugehörige anzuschaffen. Dazu gehörten mindestens 60,000 Thaler. Dann hätte er aber ein Besitztum, welches eine große Rente abwerfen könnte. Die Waldungen allein würden die Zinsen decken. Der Boden ist sehr gut und liefert reichlichen Ertrag. Für Viehzucht, namentlich für Schafzucht ist das Terrain ganz vorzüglich geeignet, und die Wolle wird hier sehr gut bezahlt. — Ich verabschiedete mich von dem freundlichen, alten Herrn und versprach ihm, meinem Freunde Bericht zu erstatten. Das habe ich nun redlich getan. Also, mein lieber Bruno, treibe Dir eine Frau mit 100,000 Thalern auf, und erwirb die Besitztümer Deiner Väter. Aber, mache es nicht wie Freund Lißhardt, nimm Dir keine schon in vorgerückter Jugend stehende Metzgerswitwe, selbst nicht, wenn sie noch mehr als 100,000 Thaler besitzt. Suche Dir ein schönes, junges Mädchen oder auch eine hübsche, junge Witwe aus! Man muss immer das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinen streben. — Dein nächster Brief wird mich wieder in Berlin treffen.

In treuer Freundschaft

Cuno von Schwarzenstein.“

Mit einem tiefen Seufzer legte Bruno den Brief aus der Hand, um den andern zur lesen. Dieser lautete wie folgt:

D., den 23. August.

„Mein guter, alter Kamerad!

Inmitten des Strudels rauschender Vergnügungen und prächtiger Ausflüge in die wahrhaft reizende Umgebung richten sich meine Gedanken nach den Ufern der Nordsee wo mein lieber Kamerad jetzt die kühlenden Seebäder nimmt. In diesen heißen Spätsommertagen möchte ich manchmal lieber mich mit Dir in die Wellen der Nordsee stürzen, als die hiesige, oft schwüle Hofluft einatmen. Aber potztausend, ich habe Dir ja noch gar nicht gesagt, wieso ich hierher nach D. verschlagen bin. Ich glaube Dir schon mitgeteilt zu haben, dass mir die Ehre zuteilwurde, zu dem Gefolge des Prinzen Arnulf kommandiert zu werden. Nun, Seine Königliche Hoheit geht auf Freiersfüßen, und wir sind hierhergereist, um die Bekanntschaft der Prinzessin Aurelie von D. zu machen. Sie ist eine reizende, schöne, liebenswürdige und geistreiche Dame, der Liebling des ganzen Hofes. Ich glaube, sie gefällt unserm Prinzen sehr gut, und dass mein ritterlicher Herr in den Augen der Prinzessin Gnaden gefunden, brauche ich wohl nicht zu versichern. So haben wir denn ein hohes Verlobungsfest in allernächster Aussicht, wenn nicht die Launen und Kaprizen der jungen Prinzessin einen Querstrich machen sollten. Sie ist, wie gesagt, der verzogene Liebling des ganzen Hofes und ist infolgedessen ganz unberechenbar. Denke Dir, ihre intimste Freundin ist — mit Respekt zu sagen — eine..... nun, eine Jüdin, ein Fräulein von Löwenheim, übrigens trotz, oder vielleicht wegen ihrer jüdischen Abstammung ein ganz reizendes Geschöpf, ein Backfischchen von 17 Jahren, naiv, kindlich, dabei geistvoll und pikant, und schön wie Rebecka am Brunnen oder wie Rahel, da sie den Jakob bezaubert, oder wie Bathseba, in die sich König David verliebte. Was sagst Du zu meinen

alttestamentarischen Kenntnissen? Ich könnte Jude werden, um dieses reizende Geschöpf zu heiraten; denn außer all den vorbeschriebenen Vorzügen soll sie noch die Kleinigkeit von einer Million Thaler besitzen. Sie ist nämlich die Tochter eines reichen, baronisierten Bankiers. Apropos, ihr Vater soll ja jetzt, wie ich hier höre, in Ostende sein! Vielleicht machst Du seine Bekanntschaft. Dann, sei so gut und werbe gleich für mich um die reizende Bernhardine. — Und nun will ich Dir eine ausführliche Beschreibung der Hoffeste“

Bruno von Wolkenberg legte den Brief aus der Hand; er hatte jetzt nicht die Geduld, die Schilderungen seines Freundes zu lesen. Er warf sich in einen Lehnstuhl und legte die Hand auf die Augen.

„Ist das nicht eine Fügung des Schicksals!“, sprach er vor sich hin. „Da legt mir Freund Schwarzenstein die Möglichkeit nahe, die Familiengüter wieder zu erwerben, und gleichzeitig langt ein Brief von Fritz von Köller an, der mir Kunde gibt von einer reichen Erbin, deren Vater in Agathe verliebt ist! Agathe muss ihn heiraten, und ist erst der Alte mein Schwager, so kann nur die Tochter nicht entgehen.“

Er richtete sich hoch auf.

„Bald, bald“, rief er, „wird wieder das Banner der Freiherren von Wolkenberg von den Zinnen meines neuerbauten Schlosses herniederblicken, auf die ganze gesegnete Landschaft, die einst meinen Vorfahren gehörte und die bald wieder mein Eigentum sein wird!“

XXIV.

Die Schönheit, der Geist und das vornehme Wesen des Fräuleins von Wolkenberg hatten den Bankier Löwenheim förmlich berauscht. Trotzdem

hatte er es nicht unterlassen, sich nach den beiden Wolkenbergs bei auswärtigen Fremden auf das Sorgfältigste zu erkundigen. Wenn ein Makel auf den Beiden oder auf Einen von ihnen lastete, so wollte er seine Leidenschaft mit Gewalt unterdrücken und Ostende sofort verlassen. Im andern Falle wollte er alle Hebel in Bewegung setzen, um die Hand der geliebten Dame zu erringen. Die Erkundigungen hatten einen sehr befriedigenden Erfolg. Dass der Vater der beiden jungen Leute durch einen Pistolenschuss sich gewaltsam das Leben genommen, galt in jenen Kreisen nicht als entehrend. Von dem Sohne wurde ihm viel Rühmliches berichtet. Dass der junge Mann seinen Abschied genommen, konnte jeder Vernünftige nur billigen. Von der Tochter war wenig bekannt; sie lebte ruhig und bescheiden in untergeordneten Verhältnissen. Auch das konnte einem jungen Mädchen nur zum Ruhme gereichen.

Nachdem Löwenheim diese Auskunft empfangen, bewarb er sich eifrig um die Gunst des Fräuleins; aber es gelang ihm nicht, sie zu einem innigeren Tone zu veranlassen. Freundlich, aber kalt, nahm sie seine Huldigungen entgegen. Die prachtvollen Blumen, die er ihr täglich sandte, nahm sie zwar an, aber ihr Dank war stets kühl und gemessen. Desto freundlicher kam ihm der Bruder entgegen, so dass Löwenheim beschloss, diesen zu seinem Vertrauten zu machen. Zu diesem Zwecke machte der Baron dem ehemaligen Offizier einen Besuch.

Herr von Wolkenberg war gerade beschäftigt, die Briefe seiner Freunde zu beantworten, als Herr von Löwenheim ihm gemeldet wurde. Der junge Mann eilte dem älteren entgegen.

„Seien Sie mir herzlich willkommen, mein lieber Baron“, sagte er, „setzen Sie sich in diesen Fauteuil. Darf ich Ihnen eine Havanah anbieten?“

„Es sollte mir leid sein, wenn ich Sie störe,

mein lieber, junger Freund“, sagte der Baron, der Aufforderung folgeleistend. „Sie haben vielleicht wichtige Briefe zu schreiben. Ich kann warten, bis Sie fertig sind.“

„Da mir die Ehre Ihres Besuches zuteilgeworden, so habe ich nichts Wichtigeres zu tun, als mich mit einem so geistvollen und erfahrenen Mann, wie Sie, zu unterhalten. Die Jugend muss immer bestrebt sein zu lernen.“

Löwenheim seufzte.

„Freilich“, sagte er, „bin ich nicht mehr ganz jung, und es wäre mir lieber, ich wäre zwanzig Jahre jünger, so dürfte ich mir eher schmeicheln, zu dem Ziele zu gelangen, das ich mir gesteckt habe.“

„Was das betrifft, mein lieber Baron, so können Sie den Wettstreit mit jedem jungen Manne eingehen.“

„Was das betrifft! Es gibt aber noch andere Hindernisse. Ich will offen mit Ihnen reden, junger Freund. Ich liebe Ihre Schwester, und wenn es mir gelingen möchte, Gegenliebe zu erringen, so wäre ich der glücklichste Mensch auf Erden.“

„Mein Herr Baron, meine Schwester und ich, wir sind arm, sehr arm. Ich ernähre mich von meiner journalistischen Tätigkeit; meine Schwester befindet sich in einer halbdienenden Stellung. Aber unser Adel gehört zu den ältesten; einer meiner Ahnherren ist mit Kaiser Friedrich Barbarossa als Streiter für das Kreuz gegen die Ungläubigen gezogen. Und Sie Herr Baron...“

„Ich bin weder von altem Adel, noch haben jemals meine Vorfahren für das Kreuz gestritten; aber ich bin sehr gut situiert und in der glücklichen Lage, Ihrer Fräulein Schwester das Leben so angenehm wie nur irgend möglich zu gestalten, auch ihre Zukunft für den Fall zu sichern, wenn ich vor ihr aus diesem Leben abberufen werden sollte.“

„Richtet eben nicht die Verschiedenheit der Religionen eine unübersteigliche Schranke zwischen Ihnen und meiner Schwester auf?“

„Eine Schranke wohl, aber keine unübersteigliche.“

Der junge Mann reichte dem Baron die Hand.

„Ich verstehe Sie“, sagte er, „und wünsche Ihnen Glück zu diesem Entschlusse. Wenn Sie erst katholisch getauft sein werden, so wird meine Schwester Sie mit ganz andern Augen betrachten.“

„Katholisch? Ich bin mit meinem Allergnädigsten Herrn, dem regierenden Fürsten von D., sehr eng befreundet und stehe in hohen Gnaden bei Allerhöchstdemselben. Seine Hoheit sind eifriger Protestant und würde es sehr ungnädig aufnehmen, wenn“

„Ich glaube kaum, dass meine Schwester darauf bestehen würde, dass Sie gerade zur katholischen Kirche übertreten. Jüdin würde sie, soweit ich sie kenne, niemals werden. Aber, ob ihr künftiger Gemahl Katholik oder Protestant sein wird, das, glaube ich, wird ihr gleichgültig sein.“

„Mein lieber, junger Freund, Sie würden mir einen großen Liebesdienst erweisen, wenn Sie bei Ihrer Fräulein Schwester für mich ein gutes Wort einlegen wollten.“

„Mein lieber Baron, ich muss Ihnen zu meinem Bedauern sagen, dass Ihre Chancen sehr schlecht stehen. Ich habe bereit von Ihnen mit meiner Schwester gesprochen. Sie ist sehr, sehr stolz auf unsern alten Adel.“

„Ich muss die Hand Ihrer Schwester erringen. Mir wäre das Leben vergällt, wenn ich dieses Ziel nicht erreichen würde. Mein lieber, junger Freund, seien Sie mein Fürsprecher! Auch für Sie wäre es ein Glück, wenn Sie mein Schwager würden. Ich

könnte Ihnen die Mittel gewähren, die es Ihnen ermöglichen, Ihr Stammgut wieder zu erwerben.“

„Das wäre der heißeste Wunsch meines Herzens! Ich werde alles Mögliche versuchen, meine Schwester zu bestimmen, dass sie das Glück, welches sich ihr darbietet, nicht von sich stoße.“

Löwenheim erhob sich.

„Ich danke Ihnen“, sagte er, „für dieses Versprechen.“

„Wollen Sie schon gehen, Baron? Bleiben Sie noch ein wenig. Ich kann Ihnen vielleicht Dinge erzählen, die für Sie von Interesse sind. Einer meiner Freunde ist jetzt in D. Er ist Adjutant des Prinzen“

„Ich weiß, ich weiß! Der Prinz soll sich mit Prinzess Aurelie verloben. Die Auszahlung des Brautschatzes wird meinem Hause übertragen werden.“

„Mein Freund hat auch die intime Freundin der Prinzessin kennenzulernen das Glück gehabt.“

„Ah, meine Tochter Bernhardine.“

„Mein Freund ist ganz entzückt und bezaubert von der Schönheit, Liebenswürdigkeit und dem Geiste der jungen Dame. Er schreibt mir, er könne sich entschließen, Jude zu werden, um sie zu erringen.“

„Das hätte er nicht nötig. Bernhardine ist so erzogen, dass sie ohne Bedenken den Glauben ihres künftigen Gatten annehmen wird. Mein lieber, junger Freund, ich habe schon daran gedacht, dass, wenn Sie Bernhardinen und meine Tochter Ihnen gefällt, wir uns nochmals miteinander verschwägern könnten. Führen Sie meine Angelegenheit bei Ihrer Fräulein Schwester — ich glaube, jeder junge Mann darf sich glücklich schätzen, wenn er ein Mädchen wie Bernhardine gewinnt.“

„Sie stellen mir, verehrter Herr Baron, ein großes Glück in Aussicht, das meine kühnsten Hoffnungen übersteigt. Aber das kann meinen Eifer,

Ihre Angelegenheit bei meiner Schwester zu befürworten, nicht erhöhen. Es ist lediglich die Rücksicht auf Agathens Glück, die mich bestimmt, dahin zu wirken, dass Sie als ihr Verlobter Ostende verlassen.“

XXV.

„Und wenn er sich zehnmal taufen lässt“, rief Fräulein von Wolkenberg mit Entrüstung, „Ich kann den Widerwillen gegen den Juden nicht überwinden.“

„Sei nicht kindisch, Agathe“, sagte Frau von Lebkowitz, „Du stehst im Begriff, ein großes Glück mit beiden Händen von Dir zu stoßen.“

„Was soll aus Ihnen werden Fräulein?“, nahm Herr von Lebkowitz das Wort. „Meine Frau und ich, wir sind alte Leute und werden nicht ewig leben. Nach dem Ableben meiner Frau wären Sie gezwungen, sich eine andere Stellung zu suchen. Welchen Eventualitäten würden Sie da entgegensehen! Sie müssten dienen, um das Stückchen Brot zu erwerben, das Sie genießen? Und eine Heirat? Vermögenslose Damen haben heutzutage nur geringe Aussichten. Für unsere junge Kavaliere sind meistens nicht Schönheit, nicht Geist, nicht Alter, unbefleckter Adel das Bestimmende, sondern die Moneten.“

„Du musst diesen Widerwillen überwinden, meine Schwester!“, sagte Bruno. „Du hast ja ganz Recht. Es ist hart für die Tochter eines alten reichsfreiherrlichen Geschlechts, die Gattin eines Juden werden zu sollen, selbst wenn dieser getauft ist. Jude bleibt Jude. Allein bedenke, welche unermessliche Vorteile Du dadurch erringst! Und wenn Du auf Glanz und Reichtum verzichten willst — Du darfst es nicht, um meinetwillen nicht. Als unser unglücklicher Vater seinem Leben ein Ende machte und wir armen verlassene Waisen trostlos in die Welt schauten, da habe ich, damals noch ein Knabe, mir fest vorgenommen, die verlorenen Fa-

miliengüter wiederzugewinnen und das zerfallene Schloss unserer Ahnen neu aufzubauen, Dieser Vorsatz macht seitdem den Inhalt meines Lebens aus, er ist das Ziel aller meiner Wünsche. Als Offizier bot sich mir nicht die geringste Aussicht dazu; im Gegenteile, ich hätte Schulden machen müssen; deshalb quittierte ich den Dienst. Ich wäre Kaufmann geworden, um Reichtum zu erwerben, wenn ich zu diesem Berufe Talent in mir verspürt hätte. Und jetzt, da wir, wie durch ein Wunder, das heißersehnte Ziel erreichen könne, sollen wir es wegen einer kindischen Mädchenlaune aufgeben? Ich habe Dir den Brief meines Freundes Köller gezeigt; er möchte Jude werden, um Bernhardine von Löwenheim zu gewinnen. Und mir ist sie vom Vater zugesagt. Um die meine zu werden, soll sie die Taufe empfangen, und ich werde imstande sein, den alten Glanz unseres Hauses im erhöhten Maße wieder herzustellen. Gilt Dir das gar nichts?“

„So sei es denn“, sagte Agathe resigniert. „Um Dienetwillen, mein Bruder, will ich versuchen, das mir unmöglich Scheinende zu vollbringen.“

Bruno umarmte seine Schwester. Herr und Frau von Lebkowitz wünschten ihr zu ihrem Entschlusse Glück. Ihr Bruder eilte fort, um den Baron von Löwenheim herzurufen.

Nicht lange nachher erschien der Baron. Die Verwandten ließen ihn mit Agathe allein.

Die eisige Kälte der jungen Dame machte den Baron verlegen. Schweigend saßen sich die Beiden eine Zeit lang gegenüber.

„Gnädiges Fräulein“, hub endlich Löwenheim mit zitternder Stimme zu reden an, „Ihr Herr Bruder hat mir die Freudenbotschaft gebracht, dass Sie mir gestatten wollen, um Ihre Gunst, um Ihre Liebe zu werben.“

„Herr Baron“, sprach das Fräulein kalt

und gemessen, „Ich will wahr und offen gegen Sie sein. Mein Herz empfindet nichts für Sie.“

„O, mein Fräulein, ich bin nicht eitel genug, mir einzubilden, dass Sie in Liebe erglühen für einen Mann, der viel älter ist als Sie. Aber ich werde mir Mühe geben, Ihre Achtung und endlich auch Ihre Liebe zu erringen. Alle Ihre Wünsche werde ich zu erfüllen suchen, noch ehe sie ausgesprochen werden. Die Kostbarkeiten beider Hemisphären bin ich bereit, Ihnen zu Füßen zu legen. Es ist das keine Redensart — mein großer Reichtum gestattet mir das. Und wenn Sie sehen werden, wie ich Sie liebe, wie ich Sie anbeuge, dann werden auch Sie ein klein wenig in Liebe mir zugetan sein.“

„Ich habe Ihnen noch nicht Alles gesagt, Herr von Löwenheim. Wenn ich es vorhin aussprach, dass mein Herz nichts für Sie empfindet, so war das nicht ganz genau. Ich besitze eine große Voreingenommenheit gegen die Juden.“

„Hat Ihnen Ihr Herr Bruder nicht gesagt.....“

„Dass Sie sich taufen lassen wollen und zwar protestantisch. Er hat es mir mitgeteilt. Allein, meine Voreingenommenheit gilt nicht Ihrer Religion, die Sie verlassen wollen und die ich gar nicht kenne, sondern Ihrem Volke, Ihrem Stamme.“

„Auch das wird sich verlieren.“

„Ich hoffe es; da ich nun nicht aus Liebe zu Ihrer Person Ihren Antrag anzunehmen mich entschließen werde, so finden Sie es wohl natürlich, dass ich zuvor meine Bedingungen stelle.“

„Wenn Sie mich zum glücklichsten Sterblichen machen, Agathe, so sei jede Bedingung zum Voraus gewährt. Ich werde jede Summe, die Sie verlangen, Ihnen zur Verfügung stellen, ich werde Ihnen ein Nadelgeld aussetzen, wie es sonst nur Prinzessinnen zu beanspruchen pflegen, ich werde Ihnen für den Fall,

meines Todes ein Witthum bestimmen, das dem einer verwitweten Fürstin gleichkommen soll.“

„Mein Herr Baron, Sie verkennen mich ganz und gar, wenn Sie meinen, dass solche Wünsche für meine EntschlieÙung maßgebend seien. Was meine Person betrifft, so überlasse ich all diese Bestimmungen ganz Ihrem Ermessen. Die Bedingung, die ich zu stellen habe, bezieht sich auf die Zukunft meines Bruders. Ich verlange, dass Sie ihm Ihre Tochter zur Frau und ein Heiratsgut geben, das ihn in den Stand setze, den alten Glanz unseres Namens und Geschlechtes wiederherzustellen.“

„Auch hierin bin ich Ihnen schon vorgekommen, Agathe. Bereits bin ich mit Bruno übereingekommen, dass ich ihm gestatte, um meine Tochter zu werben. Und was das Heiratsgut betrifft, so wird er dafür Schloss Wolkenberg dreimal wieder aufbauen und dreimal so viel Güter dazu erwerben können.“

„Und wenn Ihre Tochter sich weigert, die Gattin meines Bruders zu werden?“

„Warum sollte Sie sich weigern, einem schönen jungen Manne, einen vollendeten Kavalier, wie Bruno ist, Gehör zu geben?“

„Und wenn sie es dennoch tun sollte?“

„Daran ist ja gar nicht zu denken.“

„Und wenn es dennoch so wäre?“

„Dann könnte ich allerdings meine Tochter nicht zwingen, sich gegen ihre Neigung zu verheiraten.“

„Und ich hätte mich nutzlos geopfert! So hören Sie, Herr von Löwenheim, meine Bedingung: Ich werde erst dann Ihre Braut, wenn die Vermählung meines Bruders mit Ihrer Tochter vollzogen sein wird.“

„Sie stürzen mich aus allen Himmeln, Agathe! Bedenken Sie, was Sie verlangen! Wenn Sie meine Frau sein werden, so kömmt Bruno zu und nach D.;

da macht es sich ganz von selbst, dass er um Bernhardine wirbt und sie gewinnt. Wenn Sie jedoch Ihr Jawort bis dahin aufschieben wollten, so würden Sie die Verbindung Ihres Bruder mit meiner Tochter unmöglich machen. In unserer kleinen, klatsch-süchtigen Residenz hätte man es bald heraus, dass Sie der Preis sind, um den ich meine Tochter verkaufe, und Bernhardine würde sich dann entschieden weigern, auf unsere Pläne einzugehen. In D. weiß man es heute schon, dass ich Sie liebe, dass ich um Sie werbe. Ich bitte Sie, Agathe, geben Sie diese Bedingungen auf, sie käme einer Ablehnung gleich.“

Bruno von Wolkenberg, dem die Unterredung zu lange gedauert hatte, trat ins Zimmer.

„Kommen Sie mir zu Hilfe, Bruno“, rief ihm Löwenheim entgegen. Dann erzählte er ihm von der Bedingung, die seine Schwester gestellt hat.

„Agathe“, sagte Bruno, „Du beleidigst mich. Glaubst du wirklich, dass es mir unmöglich sein sollte, das Herz eines siebenzehnjährigen Mädchens zu gewinnen?“

„So sei es denn“, sagte Agathe seufzend und reichte dem entzückten Baron ihre Hand, die dieser an seine Lippen presste.

XXVI.

Fräulein Bernhardine von Löwenheim hatte soeben ihre Toilette beendet. Heute fand große Hof Tafel zu Ehren der Verlobung der Prinzessin Aurelie statt, und Bernhardine war zu derselben befohlen worden. Schon stand wartend die Equipage vor der Türe, und die mutigen Rosse stampften ungeduldig den Boden. Da wurde der jungen Dame ein Brief überbracht, der soeben durch einen Eilboten von der Post gesandt worden war.

„Ah, von meinem Papa“, sagte Bernhardine

freudig überrascht. „Was mag er mir so Eiliges mitzuteilen haben?“

Sie erbrach den Brief. Beim Durchlesen desselben wurde sie immer ernster, bis Tränen ihren Augen entströmten.

„Mein geliebtes Kind“, schrieb der Baron, „wie soll ich Dir das Glück meines Herzens und die Freude meiner Seele schildern! Du weißt, wie innig ich Deine gute Mutter geliebt, und wie tief ich sie betrauert habe. Jetzt ist ein neuer Frühling in mein Herz eingezogen. Aus meinen früheren Briefen hast Du entnommen, Welch einen schönen Bekanntenkreis ich hier in Ostende gefunden habe. Vor Allen zog mich ein Geschwisterpaar an, der Freiherr Bruno von Wolkenberg und dessen Schwester Agathe. Baron Bruno ist ein sehr schöner und lebenswürdiger junger Mann, ein vollendeter Kavalier, ein Mann von tiefer und ausgebreiteter Bildung. Seine Schwester ist eine junge Dame, wie es keine zweite auf Erden gibt, schön wie Juno, eine hohe imponierende Gestalt, einer Fürstin vergleichbar, ja sie würde jedem Königsthron zur Zierde reichen. Nun, denke Dir, mein süßes Kind, mir armem Sterblichen ist das unnennbare Glück zuteilgeworden, dieses edle und schöne Fräulein zu gewinnen! Agathe ist meine Braut, und ich bin der glücklichste Mensch auf Erden, glücklich, auch Deinetwegen! Meine angebetete Braut wird Dir eine mütterliche Freundin werden — mütterlich, nein, dazu ist sie zu jung, denn Agathe ist nur wenige Jahre älter als Du; aber sie wird Dir wie eine liebevolle Schwester sein. Die Wolkenbergs gehören dem ältesten Adel an; ihr Stammbaum reicht bis in das zwölfte Jahrhundert hinauf. — Wie gern möchte ich, dass Du Zeugin meines großen Glückes seiest; allein, meine angebetete Braut wünscht erst als meine Gattin ihren Einzug in D. zu halten. Wir werden daher in aller Stille hier unser Hoch-

zeitsfest feiern und dann den Spätherbst in Italien zubringen. Ich muss deshalb noch einige Monate auf die Freude verzichten, Dich, meine geliebte Tochter, umarmen zu können. Mein Schwager wird uns begleiten und dann mit und nach D. kommen. Ich kann die Zeit nicht erwarten, bis Du ihn kennlernst. Er ist ein prächtiger Mensch und wird Dir gewiss sehr gefallen. Was ihn betrifft, so schwärmt er jetzt schon für Dich. Nicht allein ich habe ihm viel von Dir erzählt, sondern sein Freund, der Premierleutnant von Köller, der in Gefolge des Prinzen Arnulf sich jetzt in D. aufhält, hat ihm ganz begeistert von Dir geschrieben. Vielleicht ... Nun, Du wirst sehen, siegen und besiegt werden! Ich sehe mit Sehnsucht einigen Zeilen von Dir entgegen und bin fest überzeugt, dass Du den innigsten Anteil an dem Glücke Deines Vaters nimmst. Ich bitte Dich, schreibe sofort! Von meinem lieben Bräutchen bin ich beauftragt, Dir die herzlichsten Grüße zu senden. Auch sie freut sich sehr auf den Augenblick, in welchem sie Dich umarmen und mit Dir einen Freundschaftsbund für das ganze Leben wird schließen können. Nochmals bitte ich Dich, schreibe bald Deinem überglücklichen Vater.“

Bernhardine war in einen Sessel gesunken und in heiße Tränen ausgebrochen. So bald hatte ihr Vater ihr geliebtes Mütterchen vergessen!

Die Zofe kam und mahnte zum Aufbruch. Nur ungerne entschloss sich Bernhardine, zu Hofe zu fahren; ihr war das Herz so schwer! Allein, sie durfte heute nicht fehlen; das würde ihr Prinzessin Aurelie niemals verziehen haben, Sie trocknete ihre Tränen und versuchte es, wenigstens heiter zu scheinen.

Es war eine überaus glänzende Versammlung, an der Bernhardine teilnehmen durfte. Allerhöchste und höchste Herrschaften waren zahlreich erschienen, um das Verlobungsfest des Prinzen Arnulf

und der Prinzessin Arelie mitzufeiern. Zwei große Tafeln waren hergerichtet. An der einen saßen nur regierende Fürsten und Mitglieder der fürstlichen Familien, an der andern die vornehmsten Kavaliere der verschiedenen Höfe und ihre Damen, so wie die eingeladenen nichtfürstlichen Gäste. Bernhardinens Tischnachbar war der Leutnant von Köller.

„Mein gnädiges Fräulein“, sagte er, „Sie scheinen heute in sehr ernster Stimmung zu sein. Betrübt Sie vielleicht schon jetzt die in Aussicht stehende Trennung von Ihrer fürstlichen Freundin?“

„Der Abschied von Prinzess Aurelie“, sagte Bernhardine, „wird mir sehr schwer werden. Allein, es wäre zu früh, wenn ich mich schon jetzt darum betrüben wollte. Ich habe einen Brief von meinem Papa erhalten, in welchen er mir mitteilt, dass er seinen Aufenthalt in Ostende nicht allein noch ausdehnen wird, sondern dass er nachher nach Italien zu reisen gedenkt, so dass noch einige Monate vergehen werden, ehe mein Vater nach Hause zurückkehrt, und dieser Gedanke verstimmt mich ein wenig.“

„Wenn ich Ihr Papa wäre, ich würde mich keinen Tag von einer so liebenswürdigen Tochter entfernen. A propos, hat Ihr Herr Papa Ihnen nicht geschrieben, ob die Wolkenbergs noch in Ostende sind?“

„Sie sind noch dort. Kennen Sie den Herrn von Wolkenberg und dessen Schwester?“

„Gewiss. Wolkenberg stand mit mir bei derselben Kompagnie. Der arme Teufel hat den Dienst quittieren müssen, weil es ihm bei der Garde zu kostspielig wurde. Jetzt ernährt er sich vom Schriftstellern. Seine Schwester ist ein sehr schönes Mädchen, nicht so schön wie Sie, mein gnädiges Fräulein — eine junonische Erscheinung und ungeheuer stolz, was, unter und gesagt, zu ihrer Armut und zu ihrer

untergeordneten Stellung sehr wenig passt. Sie ist nämlich Gesellschaftsfraülein bei einer entfernten Verwandten, der Baroin Lebkowitz.“

Bernhardine hörte nicht mehr, was ihr redseliger Nachbar sprach. Sie gedachte der Worte ihrer verstorbenen Mutter, dass nur der Reichtum ihres Vaters die Brücke sein könne, über die er zu einer Verbindung mit einer hochadeligen Familie zu gelangen imstande wäre. Diese stolze, junge Dame hatte sich nur, um dem bitteren Lose der Armut zu entgehen, mit dem reichen Bankier verlobt. Und Bernhardine selbst, da hatte sie schon aus dem Brief ihres Vaters herausgelesen, sollte — so hatte ihr Mütterchen einst gesagt — als Mittel gebraucht werden, um dem vornehmen Namen den soliden Rückhalt des materiellen Besitzes zu verschaffen!

Bernhardine war tieftraurig. Als die Tafel aufgehoben wurde, erbat sie die Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen. In ihrem Zimmer angelangt, entledigte sie sich ihres Schmuckes, schickte das Kammermädchen fort und machte in heißen Tränen ihrem gepressten Herzen Luft. Nachdem sie lange genug geweint hatte, kam ihr der Gedanke, dass sie ihrem Vater schreiben müsse. Das war keine leichte Aufgabe, den rechten Ton zu treffen, um von ihrer Verstimmung nichts durchblicken zu lassen. Sie schrieb einen Brief nach dem andern und zerriss ihn wieder. Endlich warf sie folgende Worte auf das Papier:

„Mein geliebter Vater! Du kannst Dir leicht vorstellen, wie sehr Dein liebes Schreiben mich aufgeregt hat, begnüge Dich daher für heute mit dem Ausdrücke der besten Wünsche für Dich.

In unwandelbarer Liebe
Deine Tochter.“

XXVII.

Trotz seines Liebesrausches hatte Herr von Löwenheim die ihm anezogene Vorsicht eines Geschäftsmannes nicht aus den Augen verloren. War es doch möglich, dass seine kaltherzige Braut das Verhältnis zu ihm wieder lösen konnte! Und alle männlichen Badegäste in Ostende beneideten ihn um den Besitz dieser schönen und vornehmen Dame! Der Gedanke schon, Agathe zu verlieren, erfüllte ihn mit Angst und Schrecken. — Dem klugen Beobachter blieb es jedoch nicht verborgen, wie sehr das Glück ihres Bruders der Schwester am Herzen lag. Um die Schwester von einer Auflösung des Verlöbnisses zurückzuhalten, beschloss er, den Bruder unauflöslich an sich zu fesseln.

„Lieber Bruno“, sagte er eines Tages zu ihm, „es werden noch Wochen darüber hingehen, bis wir, Agathe und ich, unser Hochzeitsfest feiern können. Da wäre es vielleicht angemessen, wenn Du diese schönen Spätsommertage dazu benutzen möchtest, die Familiengüter in Schlesien wieder anzukaufen und einen tüchtigen Baumeister zu engagieren, der die Pläne für den Aufbau des Schlosses anfertige, damit im Frühjahr der Bau gleich begonnen werden könne. Ich gebe Dir ein Akkreditiv-Schreiben an ein mir befreundetes Bankhaus in Breslau, das Dir die nötigen 100,000 Thaler auszahlen wird. Du brauchst keine so abwehrende Miene zu machen; ich will Dir das Geld nicht schenken, ich will es Dir nur leihen. Heiratest Du Bernhardine, so werde ich Dir diese Summe bei der Auszahlung der Mitgift in Anrechnung bringen.“

„Und wenn wir und gegenseitig nicht gefallen sollten?“

„So werde ich mich mit der Rückzahlung so lange gedulden, bis Deine Finanzen Dir diese ermöglichen. Ich zweifle nicht daran, und Dein Freund

Schwarzenstein hat es Dir ja geschrieben, dass die Güter billig zu erwerben sind und eine hohe Rente abwerfen werden. Da kannst Du Deine Schuld in kleinen Raten abtragen. Dass ich Dir keine Zinsen berechne, wirst Du mir als Schwager schon gestatten.“

„Du bist der beste Mensch der Welt“, rief Bruno begeistert aus und umarmte den zukünftigen Mann seiner Schwester.

„Lass es gut sein, mein lieber Junge“, sagte Löwenheim. „Ich fühle mich verpflichtet, für den einzigen Bruder meiner geliebten Agathe etwas zu tun. Übrigens kann es mir ja lieb sein, wenn das alte, freiherrliche Geschlecht, mit welchem ich mich zu verbinden die Ehre haben werde, den Glanz seines Namens durch den Erwerb seiner Familiengüter wiederherstellt. Hier ist das akkreditiv-Schreiben. Die zu erwerbenden Grundstücke können einstweilen auf meinen Namen eingetragen werden. Heiratest Du Bernhardine oder zahlst Du das Geld, so lasse ich den Besitztitel auf Dich übertragen. Nimm das Dokument zu Dir.“

Nachdem Bruno das getan, fuhr Löwenheim zu reden fort:

„So, das wäre geschehen. Und nun erlaube mir, dass ich Dir noch einige Instruktionen erteile. Du bist Offizier und nachher Schriftsteller gewesen. Es ist natürlich, dass Du von Geschäften nichts verstehst. Ich habe deshalb an das Bankhaus, auf welches Dein Akkreditiv lautet, das Ersuchen gestellt, Dir einen erfahrenen und tüchtigen Geschäftsmann zu empfehlen, der Dich beim Ankaufe der Güter unterstütze. Wen Kornfeld u. Comp. Dir empfehlen, dem darfst Du volles Vertrauen schenken. Nimm ihn mit Dir nach W. und lass ihn den Kauf abschließen. Du wirst viele Tausende dabei ersparen. Und nun reise mit Gott. Sobald der Kauf abge-

schlossen ist, bist Du wohl so gut, und ein Telegramm zur senden.“

„Ich wiederhole es“, sagte Bruno, „Du bist der beste Mensch der Welt und ebenso klug wie gut. Ich preise meine Schwester glücklich, dass sie einen solchen Mann gefunden!“

Bruno eilte zu seiner Schwester, um sich von ihr zu verabschieden.

„Agathe“, rief er, ins Zimmer hineinstürmend, „wir sind am Ziele unserer Wünsche! Heute Abend noch reise ich nach Schlesien ab, um unsere Stammesgüter anzukaufen und das Schloss unserer Ahnen wieder aufzubauen. Dein Verlobter gewährt mir die Mittel dazu. Sei gut zu ihm! Ich bitte Dich inständigst darum. Er verdient es wie kein anderer Mensch auf Erden!“

Agathe brach in Tränen aus.

„Mein heißgeliebter Bruder“, sagte sie, „ich will es versuchen um Deinetwillen.“

Von diesem Augenblicke an war das Freifräulein von Wolkenberg weniger stolz und zurückhaltend gegen ihren Bräutigam, und Herr von Löwenheim hatte alle Ursache, sich seines gelungenen Planes zu freuen.

Bruno reiste Tag und Nacht, um das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. In Berlin hätte er sich gern einige Tage aufzuhalten, um seinen ehemaligen Kameraden sein Glück zu verkünden und unter Denjenigen, die ihn so oft wegen seiner Armut bemitleidet hatten, als reicher Mann sich zu zeigen. Allein er widerstand der Versuchung und reiste ohne Aufenthalt nach Breslau weiter. Dort angekommen, stieg er im „Goldenen Löwen“ am Tauentzienplatze ab. Nachdem er sich restauriert hatte, sandte er sofort seinen Empfehlungsbrief an die Herren Kornfeld u. Comp. und bat in einem Begleitschreiben, ihm die Stunde zu bestimmen, in welcher er seine Aufwar-

tung machen dürfe. Der Lohndiener des Hotels kam bald wieder zurück, mit der Nachricht, dass die Herren Kornfeld u. Comp. am folgenden Tage, morgens 9 Uhr, den Herrn Baron erwarteten.

Es war nachmittags; und Bruno beschloss, eine Wanderung durch die Stadt zu unternehmen. Seit seiner frühesten Kindheit war er nicht in Breslau gewesen und hatte sich keine Erinnerung an die schlesische Hauptstadt, an die zweite Stadt des preußischen Staates, bewahrt. Aber viele Reminiszenzen verknüpften sich für sein Geschlecht mit der alten Wrotislavia. Auf dem großen Ring hatten einst seine Ahnen ein Haus besessen, ja, einer seiner Vorfahren hatte als Fürstbischof in dieser Stadt residiert. Bruno wanderte zunächst dem großen Ringe zu. Hier zog das prachtvolle Rathaus seine Aufmerksamkeit auf sich. Aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts stammend, legt es ein glänzendes Zeugnis von der hohen Blüte Breslau unter den Lützelburger Kaisern ab, die hier regierten, als nach dem Aussterben der alten schlesischen Herzöge Schlesien an Böhmen gefallen war. Unter Kaiser Carl IV. waren die Wolkenbergs, die ursprünglich vom Rheine stammten, nach Schlesien gekommen; ein Bruno von Wolkenberg war von diesem Kaiser mit den Gütern am Fuße des Riesengebirges belehnt worden.

Bruno trat in das Haus und meldete sich in der Dienerstube unten im Flur zur Besichtigung des Fürstensaales. Er fühlte sich in gehobener Stimmung, als er in den prächtigen, von einem Kreuzgewölbe überdeckten, auf einem Pfeiler ruhenden Raum eintrat. Hier hatten jahrhundertlang die Versammlungen der schlesischen Fürsten und Stände stattgefunden, hier hatten seine Ahnen Sitz und Stimme gehabt inmitten der Großen des Landes. Hier hatte im Jahre 1741 ein Freiherr von Wolkenberg die Anrede an Friedrich den Großen gehalten,

als diesem nach der Eroberung von Schlesien hier gehuldigt wurde.

„Der alte Glanz“, sprach er vor sich hin, „ist erloschen; ich, ich werde der Ahnherr eines neuen, glänzenderen Geschlechtes werden!“

XXVIII.

Am andern Morgen, 9 Uhr, begab sich Bruno von Wolkenberg in das Geschäftshaus der Herren Kornfeld u. Comp. Er wurde sogleich vom Chef in dessen Privatkabinett geführt. Herr Kornfeld kam dem jungen Manne mit der ausgesuchtesten Höflichkeit entgegen.

„Ei, ei“, sagte er, „sieh, sieh, seien Sie mir herzlich willkommen, mein gnädiger Herr Baron! Sie sind mir von einem meiner ältesten Freunde auf das Wärmste empfohlen. Nehmen Sie gefälligst Platz, damit wir Ihre Angelegenheit ausführlich besprechen. Baron von Löwenheim ersucht mich, Ihnen mit Rat und Tat beizustehen; ich stelle mich und mein Haus ganz zur Verfügung.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr; ich werde von Ihrem gültigen Versprechen, soweit es nötig ist, Gebrauch machen. Gestatten Sie mir zunächst, Ihnen mein Akkreditiv-Schreiben zu überreichen.“

Der Bankier nahm das Schriftstück entgegen, setzte seine goldene Brille auf und las dasselbe sorgfältig durch.

„Ei, ei, sieh, sieh“, sagte er, nachdem er die Lektüre beendet hatte; „einmalhunderttausend Thaler, das ist viel, viel Geld! Ei, ei, sieh, sie, Baron Bruno von Wolkenberg ist Ihr werter Name? Hier in Schlesien gibt es auch Wolkenbergs. Das ist ein altes, aber heruntergekommenes Geschlecht. Ein Wolkenberg hat sich, nachdem er das Seinige verspielt hatte, erschossen. Sie sind wohl mit diesen Wolkenbergs nicht verwandt?“

„Doch; ich bin der Sohn des Mannes, der lieber seinem Leben ein rasches Ende bereitete, ehe er Armut und Schande ertrug.“

„Ei ei, sieh, sieh! Da müssen Sie ja eine glänzende Karriere gemacht haben! Etwa eine reiche Heirat?“

„Mein Herr; ich bin nicht zu Ihnen gekommen, um mich über meine Privatangelegenheiten examinieren zu lassen.“

„Mein Lieber Herr Baron, es handelt sich hier um die Kleinigkeit von einmahlunderttausend Thalern. Ich muss sicher gehen, ehe ich Ihnen eine so große Summe aushändige. Es gibt jetzt viele Hochstapler und Schwindler. Erst vor einigen Wochen kam ein angeblich vornehmer Engländer zu einem hiesigen Bankier und brachte ihm Empfehlungsschreiben und Accreditive von Baring in London. Später stellte sich heraus, dass Beides gefälscht war, und der hiesige Bankier hatte den Verlust zu tragen.“

„Mein Herr, Sie beleidigen mich!“

„Gemach, gemach, Herr Baron, es liegt mir durchaus fern, einen mir völlig unbekanntem Mann beleidigen zu wollen. Sollten Sie nicht geneigt sein, die Angelegenheit ruhig mit mir zu besprechen und nach allen Seiten hin zu erwägen und zu erörtern, so nehmen Sie Ihre Akkreditive wieder zurück; ich bin nicht geneigt, eine so große Summe auf das Ungewisse hin zu wagen und möglicherweise zu verlieren.“

„Verzeihen Sie, mein Herr, mein Ungestüm; ich bin ehemaliger Offizier und niemals Geschäftsmann gewesen. Ich bin bereit, Ihnen jede gewünschte Auskunft zu geben.“

„Ei ei, sieh, sieh, jetzt reden Sie vernünftig. So erklären Sie mir denn zunächst, wieso Sie dazu kommen, über eine so große Summe zu verfügen.“

„Ich kann Ihnen das mit wenigen Worten erklären. Herr von Löwenheim ist mein Schwager.“

„Ihr Schwager?“

„Der Bräutigam meiner Schwester.“

„Ei ei, sieh, sieh, was Sie mir da interessante Neuigkeiten mitteilen,. Herr von Löwenheim Bräutigam? Ist denn seine Frau gestorben?“

„So ist es.“

„Und das hat er mir nicht mitgeteilt? Ja, ja, Jugendfreundschaften! Löwenheim und ich, wir waren dort länger als einem Vierteljahrhundert in einem und demselben Geschäfte in Berlin als Volontäre tätig. Wir schlossen damals einen innigen Freundschaftsbund, und jetzt teilt er mir nicht einmal mit, dass seine Frau gestorben ist! Und wieder verlobt ist er? Und mit Ihrer Fräulein Schwester? Wird eine Baroness von Wolkenberg zum Judentum übergehen?“

„Baron von Löwenheim hat bereits die Taufe empfangen.“

„Das ist ja aber gar nicht möglich! Löwenheim schwärmte damals für eine Reformation des Judentums, und hundertmal habe ich ihn versichern hören, dass er die mosaische Religion, losgeschält von der talmudischen Tradition, über Alles liebe, und dass er ihr treu bleiben werde bis zu seinem letzten Atemzuge.“

„Mein Herr, ich habe zwar versprochen ruhig zu bleiben; allein, Sie nehmen sich mir gegenüber doch zu viel heraus. Wie Können Sie es wagen, einer Tatsache zu widersprechen, die ich Ihnen mitteile?“

„Nehmen Sie es mir nicht übel; ich will Sie nicht beleidigen, sondern nur meine Sicherheit in Erwägung ziehen. Sehen Sie, mein werter Herr Baron, dieses Akkreditiv- Schreiben ist nicht in D. ausgestellt, sondern in Ostende, und nirgendwo gibt es

so viel Schwindler und Hochstapler wie in den eleganten Seebädern. Da mir nun das, was Sie mir erzählen, sehr unwahrscheinlich erscheint — ich wollte Sie damit durchaus nicht beleidigen, Herr Baron — so muss, ich mich erst von der vollkommenen Richtigkeit dieses Akkreditivs überzeugen. Ich werde nach D. schreiben und mir nähere Auskunft erbitten.“

„Wollten Sie nicht lieber nach Ostende telegraphieren?“

„Das würde wenig nützen. Es kann ja die Person, welche sich in Ostende Baron Löwenheim nennen lässt, ein Schwindler sein. Dagegen möchte ich Ihnen raten, an Ihren zukünftigen Schwager in Ostende zu telegraphieren, dass er sein Haus in D. in Bezug auf dieses Schriftstück verständige. In wenigen Tagen kann die Bestätigung von D. hier sein. Brauchen Sie das Geld sofort?“

„Ich brauche vorläufig noch gar kein Geld.“

„Ei ei, sieh, sieh, da gehen wir ja einig, und da können Sie ja ruhig die Bestätigung abwarten. Womit kann ich Ihnen jetzt dienen, mein verehrter Herr Baron?“

„Ich will die Wolkenberg'schen Güter, die nach dem Tode meines Vaters verkauft worden sind, wiedererwerben. Der jetzige Eigentümer wohnt in W. und ist geneigt, sich dieses Besitztumes zu entledigen. Meine erste Aufgabe wird nun sein, nach W. zu reisen und mit dem gegenwärtigen Besitzer in Unterhandlung zu treten. Da ich aber von Geschäften sehr wenig verstehe, so möchte ich Sie ersuchen, mir einen gewiegten Geschäftsmann zu empfehlen, der mich in dieser Angelegenheit unterstütze.“

„Wenn Sie mir erlauben, Herr Baron, so möchte ich Ihnen einen andern Vorschlag machen. Sobald Sie, der Freiherr von Wolkenberg, nach W. kommen, so haben Sie sich das Geschäft ungemein

erschwert. Der Besitzer wird sofort renitent werden. Derselbe darf gar nicht erfahren, wer auf den Ankauf reflektiert. Überlassen Sie die ganze Angelegenheit mir, und Sie werden eine nicht unbeträchtliche Summe dabei ersparen. Ich werde einen Agenten hinausschicken und den Kauf zum Abschluss bringen lassen. Wissen Sie vielleicht, welcher Preis gefordert wird?“

„125,000 Thaler.“

„Muss die ganze Summe auf einmal erlegt werden?“

„Nur ein Drittel; das Übrige kann als Hypothek stehen bleiben.“

„Ich verspreche Ihnen, dass Sie die Güter um Vieles billiger bekommen werden, wenn Sie meinem Rate folgen. Bleiben Sie einige Tage ruhig hier. Unterdes wird auch die Bestätigung von D. eintreffen, und ich werde dann die Anzahlungssumme für Sie erlegen. Darf ich Sie zum Diner einladen? Darf ich Sie meinen Damen vorstellen?“

„Wollen Sie das wagen, ehe Sie die Überzeugung gewonnen, dass ich kein Schwindler bin?“

„Ei ei, sieh, sieh, der Herr Baron beliebt zu scherzen! In Geldsachen liebe ich vollkommene Sicherheit; aber ich zweifle nicht daran, dass ich es mit einem Ehrenmann zu tun habe. Darf ich also meine Einladung wiederholen?“

„Ich danke Ihnen. Meine Ehre gebietet mir, Ihre freundliche Einladung solange abzulehnen, bis die Echtheit meines Akkreditivs vor Ihren Augen zweifellos erscheint.“

„So bitte ich Sie, in einigen Tagen wieder vorzusprechen.“

XXIX.

Als Bruno das Haus des Bankiers verließ, trat ein Offizier auf ihn zu.

„Freiherr von Wolkenberg?“, fragte derselbe, seine Hand zum militärischen Gruße erhebend.

„Zu dienen“, antwortete der Gefragte, „Mit wen habe ich die Ehre?“

„Kennen Sie mich nicht mehr, Herr Kamerad? Willmersdorf, Leopold von Willmersdorf.“

Erfreut streckte Bruno dem Offizier die Hand entgegen.

„Freilich, freilich“, sagte er, „wie habe ich Sie nur vergessen können! Wir haben im Kadettenhause manchen lustigen Streich miteinander vollführt! Wie ich mich freue, Sie wiederzusehen! Wenn es Ihre Zeit erlaubt, so bitte ich Sie, mich in meinen Gasthof zu begleiten.“

„Gehen Sie lieber mit mir in das Offizierkasino; da mache ich Sie gleich mit den Kameraden bekannt.“

„Mit den ehemaligen Kameraden müssen Sie sagen. Ich habe den Dienst quittiert. Es ist mir eine Erbschaft zugefallen. Ich will mich hier in Schlesien ankaufen, Kohl und Rüben pflanzen und Schafzucht treiben.“

„Da wünsche ich Ihnen von Herzen Glück. Ich wollte, mir würde ebenfalls eine Erbschaft zufallen, damit ich Ihrem Beispiele folgen könnte.“

„Kommen Sie mit in meinen Gasthof, Willmersdorf, und frühstücken Sie mit mir. Später gehe ich mit Ihnen in's Kasino.“

Bald nachher saßen die Freunde in Brunos Zimmer bei einem opulenten Frühstück. Wolkenberg ließ sich von dem ehemaligen Kameraden von dem Leben und Treiben der Offiziere erzählen und mahnt mit Vergnügen dessen Anerbieten, ihn in einige vornehme Familien einzuführen, an. Nachher gingen beide in das Offizierkasino, wo Herr von Willmersdorf den ehemaligen Kameraden vorstellte.

Wolkenberg hatte nun Bekannte in Menge. Aus-

flüge wurden verabredet, Besuche gemacht, Jagdpartien veranstaltet. So verging die Zeit sehr rasch.

Am dritten Tage suchte Bruno das Geschäftslokal der Herren Kornfeld u. Comp. wieder auf.

„Ei ei, sieh, sieh“, sagte der Chef des Hauses, als Bruno in dessen Kabinett trat, „Herr Baron von Wolkenberg! Eben wollte ich Ihnen ein Briefchen schreiben und Sie einladen, mich mit Ihrem Besuche zu beehren. Es ist Alles in Ordnung. Verzeihen Sie das Misstrauen, mit dem ich Ihnen anfänglich entgegentrat. Allein man muss heutzutage vorsichtig sein, namentlich wenn es sich um so große Summen handelt. Und dann klang es mir so unwahrscheinlich, dass der Löwenheim sich habe taufen lassen. Nicht wahr, Herr Baron, Sie verzeihen mir?“

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Herr Kornfeld, Sie haben nur korrekt gehandelt.“

„Das freut mich, dass Sie so denken. Nehmen Sie gefälligst Platz. Ich habe Ihnen noch andere, interessante Mitteilungen zu machen. Der Agent, den ich nach N. gesendet habe, befindet sich noch dort und steht mit dem Eigentümer der ehemaligen Wolkenberg'schen Besitzungen in lebhafter Unterhandlung. Der Mann hat es klug angefangen, und der Verkäufer hat keine Ahnung davon, für wen die Güter gekauft werden sollen. Er fordert 150,000 Thaler, 25,000 Thaler mehr, als er früher beanspruchte, da der Bodenwert in jüngster Zeit bedeutend gestiegen ist. Mein Agent hat ihm 90,000 geboten und hofft für 100,000 Thaler das ganze Besitztum zu erhalten. Er schreibt mir, dass die Güter bedeutend mehr wert seien und dass sie, gehörig bewirtschaftet, eine Rente von zehn Prozent einbringen werden.“

Der Comptoirdiener trat ein und überreichte dem Bankier ein Telegramm; dieser öffnete es so-

fort und vier freudestrahlend: „Ich gratuliere, Herr Baron! Da lesen Sie!“

Bruno nahm das Telegramm und las:

Kauf um 96,000 Thaler abgeschlossen.

Werner.

Bruno fühlte das laute Pochen seines Herzens; das Ziel seiner heißesten Wünsche war erreicht.

„Ich danke Ihnen“, sagte er, sich erhebend, „ich will sofort nach Hause gehen, um meiner Schwester und meinem Schwager zu telegraphieren.“

„Das können Sie hier bequemer“, sagte der Bankier. „Treten Sie gefälligst hierher. Hier sind Feder und Tinte und Depeschen-Formulare. Schreiben Sie das Telegramm nieder, und ich lasse es gleich besorgen. Dann aber habe ich noch Manches mit Ihnen zu verabreden.“

Der Baron schrieb die Depesche nieder, und der Bankier übergab sie dem Comptoirdiener.

„Ich kann mir denken“, sagte Kronfeld, „dass es nun Ihr nächster Wunsch ist, die erworbenen Güter einzusehen. Reisen Sie nach W.; ich werde dem Agenten telegraphieren, dass er Sie am Bahnhofe abhole. Wie lange gedenken Sie in hiesiger Gegend zu verweilen?“

„Heute über vierzehn Tage ist die Hochzeit meiner Schwester. Da muss ich in Ostende sein. Nachher gedenke ich das junge Ehepaar nach Italien zu begleiten.“

„Wenn ich Ihnen raten darf, so lassen Sie das junge Ehepaar allein nach Italien reisen und kehren Sie nach der Hochzeit hierher zurück. Es gibt hier so viel zu tun und zu ordnen für Sie, dass Sie notwendig einige Monate dazu brauchen, um Alles in das gehörige Geleise zu bringen. Wir werden vorher einen Privatakt abschließen und eine kleine Summe anzahlen. Nachdem das geschehen, ist der Kauf rechtskräftig geworden, und Sie können

ruhig nach Ostende reisen. Nachher aber muss der notarielle Akt angefertigt werden. Zu diesem Zwecke müssen Sie sich einen Rechtsbeistand wählen, damit Alles ordnungsmäßig und den bestehenden Gesetzen entsprechend geschieht. Ihre Anwesenheit ist dazu dringend erforderlich. Auch mit einem geschickten Baumeister müssen Sie an Ort und Stelle persönlich konferieren wegen des Wiederaufbaues des Schlosses und der Wirtschaftsgebäude. Das Alles muss in nächster Zeit geschehen, denn in zwei Monaten ist es Winter und das Riesengebirge ist mit hohem Schnee bedeckt.“

„Sie haben ganz Recht, und wenn mein Schwager und meine Schwester einwilligen, so werde ich gleich nach der Hochzeit derselben hierher zurückkehren.“

„Wann gedenken Sie nach W. abzureisen? Ich rate Ihnen, morgen den Frühzug zu benutzen. Dann haben Sie den ganzen Tag vor sich.“

Wolkenberg fand diesen Rat sehr vernünftig, und der Bankier versprach, dem Agenten zu telegraphieren,

Am andern Tage, als die Mittagssonne das ganze Gelände beleuchtete, stand Bruno von Wolkenberg auf dem halbzerrfallenen Turme des Schlosses seiner Väter, wonnetrunken die herrliche Aussicht genießend auf die Wälder, die Seen und Hügel, die binnen kurzer Frist sein Eigentum werden sollten, ja, es im gewissen Sinne schon waren.

An demselben Tage wurde der Privatakt in duplo ausgefertigt und unterzeichnet, nachdem der neue Eigentümer eine Anzahlung von tausend Thalern dem Verkäufer übergeben hatte.

Als Herr von Wolkenberg nach Breslau zurückkehrte, hatte sich bereits in den Kreisen, in welchen er verkehrte, das Gerücht verbreitet, dass er seine ehemaligen Stammesgüter wieder erworben,

und dass er an der Stelle der alten Ruine ein prächtiges und mächtiges Schloss aufzubauen beabsichtige. Wie das zu gehen pflegt, übertrieb das Gerücht ganz gewaltig, und man fabelte von ungeheuren Schätzen, die dem jungen Mann zugefallen sein sollten. Überall wurden ihm die freundlichsten Glückwünsche entgegengebracht. Die vornehmsten Familien der schlesischen Hauptstadt sandten ihm Einladungen.

XXX.

Bruno von Wolkenberg war nach Ostende gereist, um der Hochzeit seiner Schwester beizuwohnen. Sowohl Löwenheim als dessen junge Gattin hatten den Rat des Bankiers Kornfeld gebilligt, und so verzichteten sie auf die Begleitung des jungen Mannes für die italienische Reise. Bruno sollte nach Breslau zurückkehren, um die angekauften Güter in Besitz zu nehmen und den Aufbau des Schlosses vorzubereiten.

„Es ist besser so“, sagte Löwenheim. „Wenn Du in zwei Monaten nach D. kommen wirst, so kannst Du als wohlbestallter Rittergutsbesitzer auftreten, und es wird Dir dann um so leichter werden, Bernhardinens Herz und Hand zu gewinnen.“

So zog denn das junge Ehepaar nach dem Süden, während Bruno sich dem Osten zuwendete.

Unter den Familien, welche Bruno in Breslau am Meisten frequentierte, befand sich die des Obersten von Ballenheim; die zwei Töchter desselben waren gleich ausgezeichnet durch Schönheit, Geist und Anmut. Herr von Willmersdorf hatte seinen Freund dort eingeführt, und dieser versäumte keine Gelegenheit, die es ihm ermöglichte, mit den beiden jungen Damen zusammenzukommen. Die geschäftige Fama stellte auch bald ein Verlöbniß, der jüngeren Schwester, Elise — die ältere, Anna, war schon halb und halb mit einem Hauptmann von Limpburg versprochen

— mit dem Baron von Wolkenberg in Aussicht. Der Oberst und seine Gemahlin, so wie das Fräulein erwarteten mit Sehnsucht eine Erklärung des jungen Mannes; allein eine Schwester der Frau von Ballenheim, ein Fräulein von Minkowitz, die gerade zum Besuche anwesend war, hatte Bedenken.

„Ihr wisst nichts Näheres“, sagte sie zu ihren Verwandten, „über die Verhältnisse des jungen Mannes, nichts als vage Gerüchte, die man in Umlauf gesetzt hat. Mit Bestimmtheit wissen wir, dass die Wolkenbergs ein armes, heruntergekommenes Geschlecht sind. Woher soll auf einmal das große Vermögen kommen? Von einer verstorbenen Erbtante? Man hätte doch von dieser etwas wissen müssen! Wie hat sie geheißen und wo hat sie gewohnt? Ich kenne die Familienverbindungen der Wolkenbergs nach allen Seiten. Des jungen Mannes Vater, der ein so traurige Ende genommen, hat einst um meine Hand angehalten. Mein seliger Papa hat sich damals nach allen Verhältnissen genau erkundigt; in der ganzen Verwandtschaft der Wolkenbergs gibt es keine begüterte Familie außer den Lebkowitz. Und die Frau von Lebkowitz lebt und hat Kinder. Die hat gewiss ihr Vermögen nicht verschenkt.“

„Es ist aber doch eine unleugbare Tatsache“, sagte Frau von Ballenheim, „dass er die Wolkenberg'schen Güter zurückgekauft hat!“

„Wer weiß“, entgegnete Fräulein von Minkowitz, „was für ein Schwindel dahintersteckt. Doch ich werde auf den Grund kommen. Der Jude Kornfeld, der für ihn den Kauf besorgt hat, ist auch mein Bankier; ich werde mich bei ihm erkundigen und werde dann erfahren, woher der junge Mann das viele Geld genommen hat.“

Während Fräulein von Minkowitz sich zu dem Gange zu dem Bankier rüstete, hatte dieser mit

seiner Frau und seinen Töchtern einen heftigen Disput. Die Damen verlangten, dass der Bankier den Löwen des Tages, den Baron Wolkenberg, auch bei ihnen einführe, während Kornfeld sich entschieden weigerte, eine nochmalige Aufforderung an den jungen Mann zu richten...

„Ich habe ihm angeboten“, sagte er, „ihn bei Euch einzuführen; er hat es abgelehnt. Ihn noch einmal einzuladen, verbietet mir mein kaufmännischer Stolz.“

„Er hat sich geweigert“, entgegnete Frau Kornfeld, „weil Du ihn durch Deinen unbegründeten Verdacht gekränkt hattest.“

„Das ist längst beigelegt“, sagte Kornfeld. „Wenn er uns jetzt besuchen will, so kann er es uns unaufgefordert tun.“

„Das ist wahr“, bemerkte Fräulein Klothilde. „Es ist höchst unartig von dem Baron, der Dir so viel verdankt, dass er uns nicht besucht.“

„Es scheint“, stimmte Fräulein Sophie mit ein, „dass er das Geld der Juden mehr liebt, als die Juden.“

„Hört auf, Kinder“, sprach Kornfeld entschieden. „Ich besorge die Geschäfte des Barons und habe dafür meine Provision. Was geht er mich weiter an?“

Verdrießlich begab sich der Bankier in sein Geschäftsbüro, in welchem alsbald Fräulein von Minkowitz erschien.

„Ei ei, sieh sieh“, begrüßte der Bankier die Dame, „mein gnädiges Fräulein von Minkowitz! Wie lange habe ich nicht die Ehre Ihres Besuches gehabt!“

„Ich war längere Zeit nicht in Breslau“, sagte das Fräulein. „Ich habe mir wieder ein Sümmchen, so etwa 5000 Thaler, erspart und die möchte ich in guten und sichern Papieren anlegen. Aber ich möchte

auch nicht zu wenig Zinsen haben! Sie wissen, Herr Kornfeld, ich spare nicht für mich, sondern für die Töchter meiner Schwester. A propos, Sie sind ja auch der Bankier des Barons von Wolkenberg. Woher hat der nun auf einmal das viele Geld?“

„Man sagt, er habe eine alte Tante beerbt.“

„Man sagt! Sie wissen so gut wie ich, dass das nicht wahr ist, nicht wahr sein kann. Hat er Ihnen das Geld zum Ankaufe der Güter bar übergeben?“

„Mein gnädiges Fräulein, ich darf ihnen derartige Frauen nicht beantworten. Ein Bankier ist wie ein Beichtvater, der über die ihm anvertrauten Dinge nicht sprechen darf.“

„Ich bin doch eine alte Kundin Ihres Hauses, und da könnten Sie mir den Gefallen schon tun!“

„Ei ei, sieh, sieh, wie würde es Ihnen gefallen, mein gnädiges Fräulein, wenn ich, der ich Ihren Vermögensstand so ziemlich zu schätzen weiß, ihn dem Ersten, Besten verraten wollte?“

„Den Ersten, Besten! Das ist nicht schön von Ihnen, Herr Kornfeld, dass Sie mir, einer alten, treuen Kundin die gewünschte Auskunft verweigern! Ich frage nicht aus Neugierde, ich habe meine gewichtigen Gründe.“

„Und trotzdem darf ich Ihrem Wunsche nicht willfahren.“

„Wenn Sie so ungefällig sind, so werde ich meine Papiere bei einem andern Bankier kaufen.“

„Es sollte mir unendlich leid sein, Ihre Kundschaft zu verlieren; allein ich kann sie mir nicht auf Kosten eines Vertrauensbruchs erhalten.“

„Ich hätte nicht gedacht, dass Sie so eigensinnig sind!“

„Nennen Sie doch nicht Eigensinn, was Pflicht und Ehre zu tun erheischen.“

„Ich werde ja doch keinen weiteren Gebrauch

davon machen! Geben Sie mir nur Auskunft. Was Sie mir sagen, soll kein anderer Mensch von mir erfahren.“

„Ich muss Sie bitten, mein gnädiges Fräulein, nicht weiter in mich zu dringen. Ich habe Sie stets rechtlich und redlich bedient. Wollen Sie meinem Hause Ihre Kundschaft entziehen, so geschieht das zu Ihrem eigenen Nachtheile.“

„Es gibt noch andere Bankiers in der Stadt, die sich eines guten Rufes erfreuen.“

„Gewiss.“

„Sie weigern sich also entschieden, mir gefällig zu sein?“

„Nicht doch; nur, was meiner Pflicht und meiner Ehre zuwider ist, dürfen Sie nicht von mir verlangen.“

„So mögen Sie auch die Folgen tragen!“

Zornig und ohne Gruß verließ das Fräulein das Haus des Bankiers. Auf der Straße blieb sie stehen.

„Halt“, sagte sie zur sich, „vielleicht wissen Frau und Töchter dieses eigensinnigen Mannes von der Angelegenheit, welche die ganze Stadt seit Wochen beschäftigt. Aus ihnen werde ich schon herausbringen, was ich zu wissen nötig habe.“

Sie kehrte wieder um und begab sich in die Privatwohnung des Bankiers.

XXXI.

Groß war die Freude der Frau Kornfeld und ihrer Töchter, als Fräulein von Minkowitz zu ihnen ins Zimmer trat. Sie begrüßten sie auf das Herzlichste.

„Da ich gerade im Hause anwesend war“, sagte das alte Fräulein, „ich hatte nämlich einige Aufträge für Herrn Kornfeld, so wollte ich mir das Vergnügen nicht versagen, ein Stündchen bei Ihnen

zu verplaudern. Wie geht es Ihnen, meine liebe Frau Kornfeld? Sie haben sich in der langen Zeit, während der ich von Breslau abwesend war, gar nicht verändert. Noch immer die schöne Frau wie vor 30 Jahren, da Sie als Braut unter den Trauhimmel traten! Die Jahre gingen spurlos an Ihnen vorüber. Auch in den zwei Jahren, dass ich Sie nicht gesehen, haben Sie sich vortrefflich konserviert. Und wie schön und groß die lieben Fräulein Töchter geworden sind!“

„Sie sind sehr gnädig, Fräulein von Minkowitz“, sagte Frau Kornfeld. „Auch Sie sehen vortrefflich aus! Dürfte ich mir die Gnade erbitten, dass Sie den Kaffee bei uns nehmen?“

„Ich nehme Ihre Einladung gern an.“

Sofort wurde der Kaffeetisch gedeckt, und das feine Porzellan und das prachtvolle Silberservice zeugten von der Wohlhabenheit der Familie Kornfeld. Die vier Damen nahmen am Kaffeetisch Platz, und Fräulein von Minkowitz ließ sich den vortrefflichen Mocka und den ganz ausgezeichneten Kuchen wohlschmecken.

„Sie müssen sich doch, gnädiges Fräulein“, sagte Klothilde, „über Ihre Fräulein Nichten, die Fräulein von Ballenheim, sehr gefreut haben. Die ganze Stadt bewundert sie.“

„Ja, es sind recht liebe Mädchen.“

„Ist es wahr, dass Fräulein Anna mit dem Hauptmann von Limpburg versprochen ist?“

„So sagt man. Die Sache ist aber noch nicht ganz fest, da der Hauptmann von Limpburg seinen geizigen Vater nicht dazu bewegen kann, die nötige Kautions zu stellen. Ich werde mich wohl ins Mittel legen müssen.“

„Das gnädige Fräulein können es ja“, sagte Frau Kornfeld.

„Ich darf aber nicht Alles für Anna aufwenden. Elise hat auch Ansprüche auf meine Für-

sorge. Mein Schwager kann beiden Mädchen nichts geben, er muss froh sein, wenn es ihm gelingt, nicht mehr auszugeben, als er einzunehmen hat. Und heutzutage finden Mädchen ohne Vermögen nur schwer einen Mann; freilich mit Vermögen auch manchmal nicht, wie mein Beispiel lehrt.“

„O, gnädiges Fräulein“, sagte Frau Kornfeld, „wenn Sie einen Mann gewollt hätten, es hätten sich Hunderte gefunden, die glücklich gewesen wären, die Hand des schönen, geistvollen Fräulein von Minkowitz zu erringen. Und wenn Sie heute noch wollten...“

„Ha, ha, ha, ha, das wäre spät! Nein, das wollen wir lieber bleiben lassen.“

„Wenn aber“, sagte Sophie, „Baron Wolkenberg sich um Fräulein Elise bewirbt — der braucht doch keine Mitgift.“

„Haben auch Sie schon davon gehört?“

„Die ganze Stadt spricht davon.“

„Ja, der Baron zeichnet meine Nichte Elisa in auffallender Weise aus. Wir wissen jedoch nicht, ob wir diese Bewerbung begünstigen sollen. Das ganze Auftreten des Barons hat etwas Abenteuerliches. Er ist von Hause aus arm. Sein Vater hat sich erschossen, weil er seine Schulden nicht bezahlen konnte. Nun will der Sohn ein großes Vermögen von einer Tante geerbt haben. Ich kenne die ganze Verwandtschaft genau; es war keine solche Tante vorhanden. Daher trauen wir den Baron nicht recht; wir fürchten, dass der angebliche Reichtum desselben sich eines Tages als Schwindel ausweise.“

„Das brauchen Sie nicht zu befürchten“, sagte Frau Kornfeld. „Der Reichtum des Baron beruht auf solider Basis, wenn er auch keine alte Tante beerbt hat. Sein generöser Schwager hat ihm 400,000 Thaler zum Geschenk gemacht.“

„Sein Schwager? Ist denn seine Schwester verheiratet?“

„Gewiss. Kennen Sie denn diese Geschichte nicht, gnädiges Fräulein?“

„Ich höre soeben das erste Wort davon. Bitte, erzählen Sie, Frau Kornfeld. Die Sache hat begreiflicher Weise großes Interesse für mich. Ich habe gemeint, das Fräulein von Wolkenberg stehe als Gesellschafterin bei der Baronin von Lebkowitz in Diensten.“

„So war es auch bis vor kurzer Zeit. Sie begleitete ihre Herrschaft nach Ostende, wo sich auch ihr Bruder, ein abgedankter Offizier, der als armseliger Literat sein Leben fristete, einfand. Nun fügte es sich, dass ein jüdischer Bankier aus D., ein Baron von Löwenheim, nach Ostende kam, das Fräulein dort kennen lernte und sich bis über die Ohren in sie verliebte. Löwenheim war Witwer; er hat bereits eine erwachsene Tochter. Es entspann sich ein förmlicher Roman. Unser Nachbar, Gerichtsrat Walter, der kürzlich von Ostende zurückgekehrt ist, hat uns die Einzelheiten erzählt. Das stolze Fräulein von Wolkenberg weigerte sich ebenso sehr den ältern Mann wie dem Manne vom jungen Adel, die Hand zu reichen. Trotzdem der Baron sich erbot, zum Christentum überzutreten, wollte das arme Fräulein sich nicht entschließen, eine vielfache Millionärin zu werden. Baron von Löwenheim fühlte sich schrecklich unglücklich und bot Alles auf, um die Hand der jungen Dame zu erringen. Er machte sich hinter den Bruder und versprach ihm ein Geschenk von 100,000 Thalern, wenn er ihm die Hand der Schwester verschaffe. Denken Sie sich, gnädiges Fräulein, welch ein Lockmittel diese ungeheure Summe solch einem armen Ritter sein musste! Löwenheim hat denn auch mit großem Erfolge operiert, und Fräulein von Wolkenberg heißt heute

Baronin von Löwenheim. Der Baron und mein Mann waren Jugendfreunde und stehen jetzt in lebhafter Geschäftsverbindung miteinander. So kam es denn, dass meinem Manne die 100,000 Thaler zur Auszahlung überwiesen worden. Auch die Wolkenberg'schen Stammesgüter sind durch Kornfelds Vermittlung zurückgekauft worden. — Aber Sie essen und trinken ja gar nicht, gnädiges Fräulein! Sophie, schenke doch ein!“

„Ich danke Ihnen, Frau Kornfeld“, sagte Fräulein von Minkowitz, sich erhebend, „ich muss jetzt gehen; ich werde zu Hause erwartet. Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre liebgewürdige Gastfreundschaft. Sie müssen mich einmal auf meinem Gute besuchen und mir Gelegenheit geben, Sie dort zu bewirten. Aber erst nächsten Sommer. Einige Wochen werde ich noch hierbleiben. Den Winter denke ich in D. bei meiner Jugendfreundin, der Oberstallmeisterin von Dithmar, zuzubringen. Leben Sie wohl, meine Damen!“

Als Fräulein von Minkowitz das Haus verlassen hatte, kehrte sie wieder um und trat in das Comptoir des Bankiers.

„Herr Kornfeld“, sagte sie, „ich bedauere, Ihnen vorhin Unrecht getan zu haben. Sie haben wie ein Ehrenmann gehandelt; ich werde die Geschäftsverbindungen mit Ihnen nicht abbrechen und ersuche Sie, mir für 5000 Thaler Staatspapiere nach Ihrem Ermessen zu besorgen. Verzeihen Sie mir, wenn ich vorhin die Gesetze der Höflichkeit verletzt habe.“

„Mein gnädiges Fräulein“, sagte der Bankier, „es freut mich unendlich, dass Sie jetzt meine Handlungsweise richtig beurteilen.“

Der gute Mann war stolz auf seine Konsequenz und hatte keine Ahnung davon, dass das schlaue, alte Fräulein ihn überlistet hatte.

Seiten 146 und 147 fehlen

burg auf mein Zimmer, wenn er hierherkommt. Ich will ihn auffordern, mit Herrn von Wolkenberg zu reden.“

Bruno von Wolkenberg war mit der Prüfung der Pläne beschäftigt, die ihm der von ihm bestellte Baumeister für den Aufbau seines Schlosses vorgelegt hatte.

„Ich würde Ihnen raten, Herr Baron“, sagte der Baumeister, „das Schloss im Renaissancestyle aufbauen zu lassen. Es ist dies nicht allein die moderne Geschmacksrichtung, Sie würden auch damit an die alten Traditionen anknüpfen. Ich habe die Ruine besucht und Spuren eines Renaissancebaues vorgefunden. Sehen Sie diese Zeichnung!“

„Sie ist prachtvoll“, sagte Bruno; „nur fürchte ich, dass der Bau zu kostspielig werden würde; ich möchte nicht mehr als 30,000 Thaler darauf verwenden. Haben Sie bereits einen Kostenüberschlag gemacht?“

„Noch nicht. Dazu bedarf es noch eingehender Terrainstudien. Wenn Sie sich nur für den Styl entscheiden wollen, so kann ich den Plan darnach einrichten, dass die von Ihnen bestimmte Summe nicht überstiegen wird.“

Der Kellner trat ein und brachte die Karte des Hauptmannes von Limpburg.

„Ich bitte einzutreten“, sagte Bruno.

„Guten Morgen, Herr Hauptmann“, rief Bruno dem Eintretenden entgegen. „Da sehen Sie einmal, wie Schloss Wolkenberg gleich einem Phönix sich aus der Asche erheben wird!“

Der Hauptmann bewunderte pflichtschuldigst die Pläne und Zeichnungen, die dann der Baumeister zusammenrollte und mit sich nahm.

„Mein Lieber Baron“, sagte der Hauptmann, nachdem er sich gesetzt und die ihm dargebotene Zigarre angezündet hatte, „wenn Ihr Schloss fertig

sein wird, so werden Sie auch eine Schlossfrau brauchen.“

„Könnten Sie mir vielleicht eine solche empfehlen, mein Herr Hauptmann?“

„Das könnte ich allerdings, und gerade das ist der Zweck meines heutigen Besuches.“

„Ich wäre sehr neugierig, zu erfahren, welche junge Dame Sie mit ausgesucht haben; allein ich muss meine Neugierde bezähmen; ich habe mich bereits gebunden.“

„Ich hätte nicht erwartet, dass Sie Ihr Herz schon vergeben haben, da Sie gegen die hiesigen jungen Damen so ungewöhnlich liebenswürdig sind.“

„Mein Herz ist in der Tat noch frei. Meine Verwandten haben über mich disponiert, und ich soll die junge Dame, die sie für mich bestimmt haben, erst noch kennenlernen. Der ganze Plan beruht natürlich auf der Voraussetzung, dass sich das Herz zum Herzen finde. Sollte dies nicht der Fall sein und aus der projektierten Heirat, nichts werden, so behalte ich mir vor, Ihren Vorschlag, mein lieber Herr von Limpburg, entgegenzunehmen und zu prüfen.“

Der Hauptmann empfahl sich, um seiner Auftraggeberin Bericht zu erstatten.

„Freilich“, sagte Bruno, als der Hauptmann sich entfernt hatte, „der wollte mir seine künftige Schwägerin, die schöne Elise von Ballenheim, empfehlen. „Gar nicht übel! Allein, ich werde hoffentlich einen Goldfisch fangen, dessen Wert diese Bachforelle um einige Millionen übersteigt.“

„Ha“, sagte Fräulein von Minkowitz, als ihr Herr von Limpburg das Ergebnis seines Besuches bei Wolkenberg berichtete, „der ist mit dem glänzenden Geschäfte, das er gemacht hat, noch nicht zufrieden! Der spekuliert auf die Tochter und mut-

maßliche Erbin seines Schwagers. Allein, ich werde, wenn ich nach D. komme, ihm die Suppe versalzen.“

XXXIII.

Bernhardine war in das Haus ihres Vaters zurückgekehrt. Um nicht ganz allein zu sein, hatte sie eine Gesellschafterin, ein Fräulein von Plötz, engagiert. Sie lebte recht einsam; auch bei Hofe, wo man mit der Vorbereitung zu der Hochzeit der Prinzessin Aurelie beschäftigt war, fanden weder Feste noch Einladungen statt.

Jedes Mal, wenn Bernhardine Briefe von ihrem Vater und ihrer Stiefmutter empfing und sie dieselben beantworten musste, litt das junge Mädchen gar sehr. Da gedachte sie ihrer verstorbenen Mutter und konnte stundenlang weinen.

Eines Tages wurde ihr ein Fräulein von Minkowitz gemeldet.

„Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein“, sagte die ältere Dame, „dass ich mir erlaube, Sie hier aufzusuchen. Ich habe Ihre selige Frau Mama gekannt und halte mich verpflichtet, Ihnen mein Beileid auszusprechen.“

Bernhardinens Augen füllten sich mit Tränen; sie konnte nicht sprechen. Mit einer Handbewegung lud sie das Fräulein ein, sich zu setzen.

„Armes Kind“, sagte diese, der Einladung folgeleistend. „Ja, es ist hart, in so jungen Jahren die Mutter zu verlieren. Aber Sie haben ja Ersatz erhalten. Kennen Sie Ihre neue Mutter schon?“

„Mein Vater wird erst in einigen Wochen von der Hochzeitsreise zurückkehren, um bei den bevorstehenden Festlichkeiten seine junge Frau bei Hofe einzuführen.“

„Sie meinen, die Hochzeitsfeier der Prinzessin Aurelia? Ich habe davon gehört, dass Sie durch die Freundschaft Ihrer Hoheit ausgezeichnet werden.“

— Kennen Sie auch den Bruder Ihrer neuen Mama nicht?“

„Ich kenne niemanden von der neuen Verwandtschaft.“

„Ich hatte das Vergnügen, den Schwager Ihres Herrn Papa in Breslau kennenzulernen. Ihr Herr Vater muss ein generöser Mann sein. Er hat seinem armen Schwager 100,000 Thaler geschenkt, wofür dieser die ehemaligen Wolkenberg'schen Güter zurückgekauft hat. Und er muss Aussicht haben, noch mehr Geld von Ihrem Papa zu erhalten. Ein Bekannter von mir hat die Pläne für das neu zu erbauende Schloss gesehen. Das wird ein prachtvoller Bau, im Renaissancestil ausgeführt, werden, so prachtvoll, wie ihn nur ein Millionär projektieren kann. — Man munkelt in Breslau davon, dass Ihr Papa seinem Schwager Ihre Hand zugesagt habe und da Herr von Wolkenberg sich daraufhin mit so großen Plänen trage. Darf man Ihnen gratulieren, mein gnädiges Fräulein?“

Bernhardine blickte ihren Besuch groß an.

„Mein Fräulein“, sagte sie, „ich begreife nicht, wie Sie so indiskret sein können! Ich muss sie inständigst bitten, mich mit solchen Reden zu verschonen.“

Bei diesen Worten stand sie auf und setzte eine silberne Schelle, die auf dem Tische stand, in Bewegung. Das Kammermädchen erschien an der Türe.

„Fräulein von Plötz soll kommen“, rief ihr Bernhardine zu.

„Verzeihen Sie“, sagte Fräulein von Minkowitz, „wenn ich Ihnen wehe getan habe. Es war das durchaus meine Absicht nicht. Aus Freundschaft für Ihre selige Mutter wollte ich Sie auf gewisse Dinge aufmerksam machen, die man mit Ihnen vorhat. Glauben Sie mir, ich meine es gut mit Ihnen.“

Das Fräulein empfahl sich.

„Der Pfeil sitzt“, sprach sie im Fortgehen vor sich hin. „Dieses energische junge Mädchen wird sich nicht so ohne Weiteres verkuppeln lassen.“

Bernhardine schickte die Gesellschafterin, die sie hatte rufen lassen, wieder fort. Sie musste allein sein, allein mit ihrem unaussprechlichen Schmerz. Sie warf sich auf den Divan und fing bitterlich an zu weinen.

„Mein Liebes Mütterchen“, sprach sie schluchzend, „warum hast Du mich so früh verlassen! Deine Befürchtungen sind nur allzu früh eingetroffen. Aber, ich werde nicht über mich bestimmen lassen, Mag dieser Wolkenberg kommen, ich werde sein Portemonnaie nicht werden. O, diese Schändlichkeit, Pläne auf den Besitz meines Vermögens zu gründen, noch ehe er mich, noch ehe ich ihn habe kennengelernt! Diese Wolkenbergs scheinen ganz intrigante Menschen zu sein. Die Schwester hat meinen armen Vater umgarnt, der Bruder wirft seine Netze nach mir aus. Ich, ich bin ihm Nebensache, nur mein Geld ist es, mit welchem er seinem alten Namen neuen Glanz verleihen will. O, mein Mütterchen, wie hast Du so Recht gehabt!“

Aufs Neue flossen ihre Tränen. Da kann eine Botschaft von der Prinzessin, welche die Ansicht der Freundin in Bezug auf die Ausschmückung des Brautkleides zu erfahren wünschte. Bernhardine musste ihre Tränen trocknen und in das fürstliche Palais sich begeben.

Vierzehn Tage waren vergangen. Baron Arthur von Löwenheim hielt mit seiner jungen Frau seinen Einzug in die reichgeschmückte Villa vor dem Thore von D. Am Portale standen die Diener und Dienerinnen des Hauses, die Buchhalter und Kommiss des Geschäfts mit Blumensträußen in den Händen. Die Equipage hielt, die Diener stürzten herbei und

öffneten den Schlag. Der Baron stieg aus und hob seine junge Gemahlin aus dem Wagen.

Wie eine Königin nahm Frau von Löwenheim die Huldigungen der Geschäftsbeamten und der Dienerschaft entgegen.

Oben an der Haustüre stand Bernhardine. Als sie ihren Vater erblickte, stürzte sie die Treppe hinunter und warf sich ihm laut weinend in Arme.

„Keine Szene, liebes Kind, keine Szene“, sagte der Baron abwehrend. „Begrüße Deine Mama! Geliebte Agathe, meine Tochter Bernhardine will Dich in Deiner neuen Heimat willkommen heißen.“

Frau von Löwenheim maß das junge Mädchen mit einem kalten, stolzen Blicke und reichte ihr die Hand zum Kusse.

Bernhardine nahm diese Hand und führte sie flüchtig an die Lippen. Dann richtete sie ihr Auge ebenso stolz und kalt auf ihre neue Mutter. Dieser Augenblick genügte, die beiden jungen Damen einander für immer zu entfremden.

Wenige Tage nachher kam Bruno von Wolkenberg in D. an. Auch ihn empfing Bernhardine stolz und kalt; allein das Eis schmolz bald vor der unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit des ebenso schönen, wie geistvollen jungen Mannes.

Unterdes nahmen die Hoffeste ihren Anfang. Die schöne, stolze Baronin von Löwenheim fand in den Kreisen, in denen sie nunmehr verkehren sollte, nur wenig Anklang. Ihr Bruder hingegen eroberte sich schnell alle Herzen. Er war Bernhardinens steter Begleiter und bemühte sich in auffallender Weise um ihre Gunst. All ihre Freundinnen priesen Bernhardine glücklich.

XXXIV.

Mädchenlaunen, wer kennt sie nicht und wer hätte nicht schon darunter zu leiden gehabt! Und

dennoch findet sich manchmal in denselben eine gewisse Berechtigung. Unsere Weisen folgern aus dem Wortlaute der Erzählung von der Schöpfung des Weibes, dass Gott der Frau eine Binah jetherah verliehen habe, einen gewissen Instinkt, der vorahnend oft das Richtige trifft. Auch Schiller hat einen ähnlichen Gedanken ausgesprochen. Die Lebensweise der Frauen bringt es mit sich, dass sie ihre Aufmerksamkeit auf Einzelheiten lenken und von diesen auf das Allgemeine schließen, während der Blick des Mannes mehr auf das Große geht und in die Ferne schweift, so dass ihm die Einzelheiten manchmal entgehen. So kommt es, dass bei jungen Damen oft an und für sich geringfügige Dinge entscheidenden Einfluss üben. Ein junges Mädchen aus reichem Hause hatte ihre Mutter nach Carlsbad begleitet. Dort lernte sie einen jungen Mann kennen, der ebenfalls in Begleitung seiner Mutter sich im Bade befand. Die Mütter schlossen Freundschaft miteinander, die jungen Leute ebenfalls, und da die Verhältnisse auf beiden Seiten, sehr günstig waren, so endete die Freundschaft mit einer Verlobung. Die beiden Mütter und das Brautpaar reisten in einem Coupée erster Klasse der Heimat zu. Nun musste sich der junge Mann den gewohnten Genuss des Rauchens versagen. Als der Zug auf einer Station zehn Minuten Aufenthalt hatte, sprang der junge Mann auf den Perron, zündete sich eine jener großen und kostbaren Havannazigarren an, und dampfte nach Herzenslust. Aber schon bald mahnte der Kondukteur zum Einsteigen. Der Bräutigam löschte sorgfältig die brennende Zigarre, wickelte dieselbe in ein Stückchen Papier und steckte sie in die Tasche. Die Braut, die diesen Vorgang beobachtet hatte, war von nun an zurückhaltend und kalt; zu Hause angekommen, löste sie das Verhältnis. Sie sagte, sie könne mit einem solchen Knauser nicht

glücklich werden. Es war eine Mädchenlaune, und doch lag eine gewisse Berechtigung darin. Ihr großes Vermögen berechtigte sie zu einem frohen und heiteren Lebensgenusse, und den sah sie vorahnend beeinträchtigt. Der junge Mann hätte, wenn er die angerauchte Zigarre nicht wegwerfen wollte, sie irgendwo hinlegen können, wo sie einem der Eisenbahnarbeiter zugutegekommen wäre. Wir könnten noch viele derartige Beispiele anführen; auch der Verlauf unserer Erzählung bietet und ein ähnliches.

Es war bei einem Hoffeste. Man hatte das Dejeuner im Palais eingenommen; dann begaben sich die jungen Damen und Herren in den Park, um Schießübungen vorzunehmen. Es entspann sich ein kleiner Rangstreit; jede der jungen Damen wollte der andern den Vorrang überlassen. Bruno von Wolkenberg wurde zum Schiedsrichter erkoren.

„Das Recht vorzuschießen“, sagte er lächelnd, „gebührt unstreitig der Baroness von Löwenheim; es ist das eine berechtigte Eigentümlichkeit ihres Hauses, von Alter her.“

Bernhardine sah ihn fragend an. Leutnant von Köller aber rief laut lachend:

„Kapitaler Witz! Geistreicher Mensch, dieser Wolkenberg!“

„Dein Witz, lieber Köller“, sagte Wolkenberg, „ist besser; es war in der Tat ein kapitaler Witz!“

Jetzt verstand auch Bernhardine, was Wolkenberg gemeint hatte. Sie sagte kein Wort; aber die Röte des Unwillens färbte ihre Schläfe. Rasch ergriff sie die Schießwaffe; die Kugel drang in das Zentrum der Scheibe. Beglückwünschend umringten sie die Freundinnen.

„Sie treffen immer ins Schwarze, mein gnädiges Fräulein“, sagte, sich verneigend, Herr von Wolkenberg.

„Ich hoffe so“, entgegnete Bernhardine stolz und kalt.

Sie nahm keinen Anteil mehr am Spiele. Ihre Gedanken waren ganz woanders. Sie hörte die warnende Stimme ihrer verstorbenen Mutter, die da sprach: „Nur um Deines Geldes willen wird ein Kavalier von altem Adel Dich zum Weibe nehmen wollen.“

Von nun an und weiter benahm sich Bernhardine gegen Herrn von Wolkenberg sehr zurückhaltend. An den Hoffesten, die jetzt in rascher Folge sich aneinanderreiheten, verzichtete sie ganz auf das Vergnügen des Tanzens, um nicht von Wolkenberg engagiert zu werden. Sie vermied seine Gesellschaft, wann und wo sie nur konnte. Vergebens bot Bruno seine ganze Liebenswürdigkeit auf, um die verlorene Position wiederzugewinnen. Als er sah, dass das unmöglich war, beklagte er sich bei seiner Schwester. Diese versprach, durch ihren Gatten auf Bernhardine zu wirken. Baron von Löwenheim, der zu Lebzeiten seiner ersten Gemahlin das Szepter sehr strenge gehandhabt hatte, stand ganz unter dem Einfluss seiner zweiten Frau und ergriff die erste Gelegenheit, mit Bernhardine Rücksprache zu nehmen.

„Mein Kind“, sagte er eines Tages zu ihr, „man findet, dass Dein Benehmen gegen Bruno seit einiger Zeit ein nicht sehr freundliches ist. Willst Du mir nicht sagen, was Du an dem jungen Mann auszusetzen hast?“

„Ich mag ihn nicht, Papa.“

„Du hast ihn aber doch früher gern gesehen.“

„Er hat mir Gelegenheit gegeben, ihn zu durchschauen. Nicht mein Besitz reizt ihn, sondern die Mitgift, die Du mir geben wirst.“

„Du irrst Dich, mein Kind, Bruno hat meiner Frau anvertraut, dass er Dich wahr und innig liebt.“

„Aber ich liebe ihn nicht.“

„Ist es vielleicht ein Anderer, der ihn bei Dir verdunkelt hat?“

„Nein, Papa; ich will überhaupt noch nicht heiraten. Ich bin noch nicht 18 Jahre alt. Warum soll ich mich schon verheiraten?“

„Aber eine solche Gelegenheit, wie jetzt, würde sich Dir sobald nicht wieder bieten, Bruno ist ein vollendeter Kavalier, von altem Adel, jung, schön und geistvoll. Er ist im Besitze großer Güter und lässt jetzt das Schloss seiner Ahnen wieder aufbauen.“

„Für Dein Geld, Papa.“

„Das weißt Du?“

„Alle Welt weiß es.“

„Nun, was schadet das? Mein Vermögen ist groß genug. Dein künftiger Gatte braucht nichts zu besitzen.“

„Mein künftiger Gatte soll aber nicht in mir nur das Mittel sehen, sich zu bereichern.“

„Und ist das bei Bruno der Fall?“

„Ja, Papa.“

„Woher weißt Du das?“

„Dein Schwager hat anfangs einen sehr günstigen Eindruck auf mich gemacht. Wiewohl ich gewarnt war, ließ ich mich von seiner hinreißenden Liebenswürdigkeit bestechen. Allein, ich habe beobachtet, dass sein Herz nichts für mich empfindet; Da kam mir die Warnung meiner seligen Mutter in den Sinn.“

Bernhardine fing an zu weinen.

„Mädchenlaunen!“, rief der Baron ärgerlich. „Lass diese unnützen und törichten Tränen. Ich kenne Brunos Charakter und weiß, dass er ein durch und durch edler Mensch ist. Ich wünsche, dass Du ihm freundlich entgegenkommst und einwilligst, seine Frau zu werden. Ich halte diese Verbindung für sehr

passend und werde meine Pläne von Deinen Launen nicht durchkreuzen lassen.“

„Papa“, rief Bernhardine, sich hoch aufrichtend, „Du wirst mich doch nicht zwingen wollen, Deinen Schwager zu heiraten?“

XXXV.

„Was soll ich tun?“, sagte Baron Löwenheim zu seiner Frau, als er dieser von seiner Unterredung mit Bernhardine berichtete, „Ich will und kann sie nicht zwingen.“

„Du wirst wollen und können“, antwortete die Baronin im befehlenden Tone. „Du hast mir versprochen, allen Deinen Einfluss aufzubieten. „Ja, wenn Bruno dem Mädchen missfallen hätte! Aber erst nimmt sie seine Huldigungen entgegen, gibt ihm alle Hoffnung, um sich auf einmal von einer entgegengesetzten Laune beherrschen zu lassen. Du musst ein Mann sein und dem widerspenstigen Dinge beweisen, dass Du Herr und Vater bist!“

„Sie motiviert ihre plötzliche Abneigung damit, dass sie herausgebracht haben will, dass Bruno lediglich aus pekuniären Rücksichten nach ihrer Hand strebe. Bernhardine hat sich stets durch ihren Scharfsinn und durch ihre Beobachtungsgabe ausgezeichnet.“

„Du musst auch noch Partei für sie nehmen! Was meint denn dieses Dingelchen? Meint sie, ein Freiherr von Wolkenberg würde sie um ihres hübschen Lärvcchens willen nehmen? Sie sollte froh und glücklich sein, dass ihr Gelegenheit geboten wird, in eine so hochadelige Familie einzutreten? Schicke sie zu mir; ich werde ihr das Köpfchen schon zurechtsetzen.“

Gehorsam folgte der Baron dem gegebenen Befehle, und wenige Minuten nachher trat Bernhardine in das Boudoir ihrer Stiefmutter.

„Gnädige Frau haben befohlen?“, fragte die Eintretende.

„Warum nennst Du mich nicht Mama?“

„Ich kann nicht, Frau Baronin haben ja gar nichts Mütterliches.“

„Ich hatte gehofft, Du würdest mir eine Schwester werden. Nun erfahre ich, dass Du den armen Bruno neuerdings zurücksetzt und seine Bewerbungen mit eisiger Kälte aufnimmst.“

„Ich habe nicht die Absicht, Baronin von Wolkenberg zu werden.“

„Es ist aber mein und meines Mannes Wunsch, dass Du Bruno Deine Hand reichst.“

„Ich bedaure, diesem Wunsche nicht nachkommen zu können.“

„So befehlen wir es Dir.“

„Ich werde diesem Befehle nicht gehorchen.“

„Was hast Du an Bruno auszusetzen? Ist er nicht ein vollendeter Kavalier, ein junger, schöner, geistvoller Mann? Darf sich nicht jedes Mädchen glücklich schätzen, wenn er es zu seiner Gemahlin erheben will?“

„Ich wünsche nicht, dass mein Vermögen die Leiter sei, auf der ich zu meinem Gatten emporsteigen müsste.“

„Dein Vermögen? Ich meine die großen Reichtümer seien ein unbeschränkter Besitz meines Gatten. Im Vergleich mit diesen ist ja Dein mütterliches Vermögen kaum der Rede wert.“

„So kann ja Papa dem Herrn Baron von Wolkenberg schenken, so viel er will. Hat er ihm ja schon 100,000 Thaler zum Geschenke gemacht. Meinetwegen mag er ihm noch mehr geben.“

„Sieh da, die Jüdin will „graußmütig“ sein!“

Bernhardine wurde leichenblass. Sie wollte auffahren allein sie bezwang sich und sagte mit großer Ruhe:

„Es ist wahr, Großmut ist ein Erbteil meines Stammes. Sie wird nicht dadurch beeinträchtigt, wenn das Wort nicht regelrecht ausgesprochen wird. Auch mein Vater hat seine Großmut bewiesen, da er die Dienerin der Frau von Lebkowitz zu seiner Gemahlin erhob und einen armen abgedankten Offizier zu einem reichen Rittergutsbesitzer machte!“

Phlegmatische Naturen pflegen, zum Äußersten gebracht, in unbändige Wut zu geraten. So erging es der Baronin von Löwenheim. Zornfunkelnd stürzte sie auf Bernhardine zu und hob die Hand gegen sie auf.

„Schlagen Sie zu, gnädige Frau“, sagte Bernhardine lächelnd. „Die Frau Baronin von Löwenheim scheint die Manieren, die in der Gesindestube herrschen, noch nicht verlernt zu haben.“

Agathe ließ die erhobene Hand sinken.

„Mir das, mir das!“, rief sie keuchend. „Meine Voreltern waren hochangesehen bei Kaisern und Königen, waren reichsunmittelbare Herren, als Deine Väter mit dem Zwergsack durch das Land zogen, um getragene Kleider einzuhandeln!“

„Es ist wohl möglich, dass einer meiner Vorfahren gezwungen war, ein so niederes Gewerbe zu treiben; das ist aber gewiss, dass sich keiner meiner Ahnen eine Kugel vor den Kopf geschossen, um der Armut und der Schande zu entgehen.“

„Warte, warte“, schrie Agathe, „das sollst Du büßen! Nicht ungestraft beleidigt man eine Wolkenberg! Du musst Bruno heiraten; ich werde Dich zu zwingen wissen!“

„Soll das vielleicht die Strafe sein?“

„Nein! Aber bist Du erst Brunos Weib, so wird er die Beleidigung rächen, die Du meinem und seinem Geschlechte angetan.“

„Schöne Aussichten! Die könnten mich aller-

dings bestimmen, dem Freiherrn von Wolkenberg, meine Hand zu reichen.“

Zu spät bemerkte Agathe, dass sie etwas gesagt hatte, was besser ungesagt geblieben wäre. Dieser Gedanke steigerte ihre Wut:

„Hinaus!“, schrie sie, „elende Judenbrut, hinaus aus meinem Zimmer! Ich werde dafür sorgen, dass Löwenheim Dich aus seinem Hause jage, wenn Du es ferner, wagen solltest, unseren Befehlen ungehorsam zu sein!“

Bernhardine ging. Sie eilte in ihr Zimmer, verschloss es und sank, wie gebrochen, in einen Stuhl. Der hohe Mut, den sie ihrer Stiefmutter gegenüber gezeigt hatte, war jetzt dahin; sie fing an bitterlich zu weinen.

„Ach, mein geliebtes Mütterchen“, sagte sie schluchzend, „warum musstest Du sterben und mich hilflos zurücklassen? O, hätte ich damals Deinen Wunsch erfüllt und Dir das Versprechen gegeben, als Jüdin zu leben und zu sterben — ich wäre durch dieses Versprechen gebunden, und jenes brutale Weib, das die Gattin meines Vaters geworden, hätte keinen Anlass, mich zu misshandeln! Ach, ich fühle es, diese Vorkommnisse sind nur eine gerechte Strafe dafür, dass ich Dir die Erfüllung Deines letzten Wunsches versagt habe! Allgütiger Gott, verzeihe mir und stehe mir hilfreich bei, damit es mir gelinge, aus den Kämpfen, die meiner warten, siegreich hervorzugehen! O, mein geliebtes Mütterchen, Du warst ja so edel und fromm! Möge Dein verklärter Geist ein Fürsprecher für mich sein am Throne des allmächtigen Gottes!“

So weinte und betete Bernhardine noch lange Zeit. Sie fand Trost im Gebete. Sie trocknete ihre Tränen und sprach vor sich hin:

„Gott wird mir helfen. Gott hat mir ja schon geholfen, indem er mir rechtzeitig die Augen öffnete.“

Welchem Abgrunde wäre ich entgegengegangen! Die adelige Gesinnung der Schwester, die dem Bruder, nachdem ich sein Weib geworden, die Rache für die ihr gewordene Beleidigung übertragen will, zeigt mir deutlich das schreckliche Los, dem ich entgegengegangen wäre! Sei standhaft, Bernhardine! Des Allmächtigen Beistand und das Andenken an mein gutes Mütterchen werden mir Kraft verleihen, alle Drohungen dieses entsetzlichen Weibes zunichtezumachen, — Mein armer Vater, was wird er jetzt leiden müssen! Aber er trägt nur die Folgen seiner eigenen Handlungsweile. Mag auch er sich aufraffen und zeigen, dass er der Herr ist!“

XXXVI.

Als Bernhardine das Boudoir ihrer Stiefmutter verlassen hatte, zog diese die Schelle und befahl dem herbeieilenden Kammermädchen den Baron zu rufen. Dieser fand seine schöne Frau in Tränen.

„Löwenheim“, rief sie ihm entgegen, „ich kann nicht länger in Deinem Hause bleiben. Deine Tochter hat mich tödlich beleidigt. Sie hat mir vorgeworfen, dass ich in einem dienenden Verhältnisse stand, aus dem Du mich emporgehoben habest! Sie hat das Andenken meines Vaters geschmäht! O, hätte ich mich nicht überreden lassen, Dir meine Hand zu reichen! Aber, unsere Ehe kann wieder gelöst werden. Noch heute reise ich nach Berlin. Frau von Lebkowitz wird mich wohl wieder aufnehmen.“

„Agathe“, bat der Baron flehentlich, ich bitte Dich, sprich nicht so! Du weißt ja, dass ich Dich über Alles Liebe! Das Leben hat keinen Reiz mehr für mich, wenn Du mich verlassen würdest! Ich will ja Alles tun, was Du wünschest!”

Er ergriff ihre Hand, um sie an die Lippen zu führen. Agathe entzog ihm die Hand.

„Ich erkläre Dir nochmals“, sagte sie, „dass ich mit Deiner Tochter nicht länger zusammen sein kann. Eine von uns muss dieses Haus verlassen. Sage ihr, sie müsse sich sofort mit Bruno verloben; oder Du würdest sie nicht mehr als Tochter anerkennen und sie verstoßen.“

„Ich will gern Alles tun, was Du befehlst; allein, ich glaube nicht, dass das der richtige Weg sein würde, um zu unserm Ziele zu gelangen. Wie ich Bernhardine kenne, würde sie eher alles Andere erdulden, ehe sie sich zwingen ließe. Ich will ihr eine Strafpredigt halten und ihr befehlen, dass sie Dich um Verzeihung bitte. Und Du sei gut und vergib ihr!“

„Nein! ich will überhaupt nichts mehr von ihr wissen. Wenn wir Männer wären, so würde ich sie fordern, und die mir angetane Schmach müsste mit Blut abgewaschen werden. Da ich aber nur ein schwaches Weib bin, so muss ich auf eine solche Rache verzichten. Aber verzeihen? Eine Wolkenberg verzeiht derartige Dinge nicht.“

Aufs Neue begann sie zu weinen. Vergebens bemühte sich ihr Gatte, sie zu beruhigen. Auch er hasste jetzt seine Tochter, die ihm den ehelichen Frieden störte, Er schwor sich hoch und teuer, das einfältige Mädchen zu zwingen, seinen Befehlen nachzukommen.

Er begab sich zu Bernhardine und fand deren Türe verschlossen.

„Öffne“, rief er barsch, „ich habe mit Dir, zu reden.“

Bernhardine öffnete.

„Ungeratenes Kind“, rief der Baron, als er in Bernhardinens Zimmer trat, „wie kannst Du Dich unterfangen, meine Gemahlin, Deine Mutter, zu beleidigen?“

„Papa“, sagte Bernhardine, „sie hat mich

zuerst beleidigt, hat mich Judenbrut geschimpft und behauptet, dass Deine und meine Voreltern mit alten Kleidern gehandelt haben.“

„Willst Du auch mich gegen meine Frau aufhetzen? Ich lasse mich nicht verhetzen. Agathe ist mir lieber als mein Leben. Sie hat Dir vorgeworfen, sagst Du, dass Du Jüdin seiest? Das geschieht Dir ganz recht. Warum folgst Du nicht meinem Beispiele und brichst mit der Vergangenheit? Lasse Dich taufen, und Du wirst einen solchen Vorwurf künftighin belächeln. Ich habe schon lange gewünscht, dass Du zur Taufe Dich vorbereiten lassest Allein Du bist ein ungehorsames Kind.“

Bernhardine schwieg.

„Du hast meine Frau“, fuhr der Baron zu reden fort, „tödlich beleidigt. Es gibt nur ein Mittel, das wieder gut zu machen. Sie wird Dir nur dann verzeihen wollen, wenn Du ihrem Bruder Deine Hand reichst.“

„Ich werde unter dieser Bedingung die Verzeihung der Frau Baronin von Löwenheim nicht zu erlangen suchen.“

„Dann wird mein Zorn Dich treffen. Agathe hat mir die Alternative gestellt: Entweder Du oder sie.“

„Und Du wählst natürlich sie.“

„Du hast es gesagt. Du wirst mein Haus verlassen müssen und in irgendeiner dienenden Stelle Dein Brot erwerben. Auch auf Dein mütterliches Vermögen hast Du keinen Anspruch, bis Du majorenn geworden. Darüber vergehen noch sieben Jahre. In diesen sieben Jahren magst Du die Folgen Deiner unverantwortlichen Handlungsweise tragen.“

Bernhardine brach in Tränen aus.

„O, mein Mütterchen“, rief sie schluchzend. „Du hast es mir vorausgesagt, und ich habe mich an Dir versündigt.“

Auch der Baron wurde weich.

„Bernhardine“, sagt er, „Sei vernünftig! Werde Brunos Braut, und Alles wird noch gut!“

Bernhardine warf sich weinend an die Brust ihres Vaters.

„Mein geliebter Vater“, rief sie, „verlange nicht das Unmögliche von mir! Ich kann, ich kann mit Wolkenberg nicht glücklich werden. — Er ist der Bruder seiner Schwester!“

Der Baron stieß sie von sich.

„Schon wieder wagst Du es, mich gegen meine Frau einnehmen zu wollen! Vorbei ist jetzt Milde und Schonung. Höre mein letztes Wort: Am Vermählungstag der Prinzessin wird Deine Verlobung mit Bruno von Wolkenberg öffentlich proklamiert. Ich werde sehen, ob Du es wagen wirst, einen öffentlichen Skandal heraufzubeschwören!“

Bei diesen Worten entfernte er sich, Bernhardine allein mit ihren Tränen zurücklassend.

Frau von Löwenheim war mit dem Plane ihres Gatten, ein *fait accompli* herbeizuführen, einverstanden. Bruno jedoch widersprach.

„Welch traurige Figur würde ich machen“, sagte er, „wenn Bernhardine sich öffentlich weigern würde, meine Braut zu werden! Nein, das geht nicht! Ihr müsst überhaupt das arme Kind nicht so quälen; ich werde schon allein mit ihr fertig werden!“

Der Vermählungstag der Prinzessin Aurelia brach an und wurde von dem ganzen Lande festlich begangen. Nur die intimste Freundin der Prinzessin konnte an all den Festlichkeiten keinen Anteil nehmen. Sie war krank und musste das Bett hüten.

Erst am andern Morgen kehrten Herr von Löwenheim, dessen Gemahlin und deren Bruder von dem Hofballe zurück. Da vernahmen sie zu ihrem Erstaunen, dass Bernhardine das Bett verlassen, ihre

Sachen gepackt, nach dem Bahnhofe gefahren und mit dem Schnellzuge nach Berlin abgereist sei.

Herr von Löwenheim und sein Schwager benutzten den nächsten Zug, um der Flüchtigen nachzueilen. Es gelang ihnen nicht, ihre Spur zu entdecken.

Um alles Aufsehen zu vermeiden, wurde in D. die Nachricht verbreitet, dass Fräulein von Löwenheim der Prinzessin Aurelie nach deren neuen Heimat gefolgt sei, um ihr als Hofdame zu dienen.

XXXVII.

Frau Budweis hatte soeben die Lichter „zum Anzünden“ aufgestellt. Alle Vorbereitungen für den Sabbat waren beendet, ja es war sogar noch eine halbe Stunde Zeit, und das will etwas heißen an einem „kurzen Freitage“ und in einer so großen Haushaltung. Ja, ja, die kurzen Freitage, die machen unsern Hausfrauen zu schaffen! Einst hatte eine jüdische Frau einen Prozess. Als der Richter einen neuen Termin auf den 9. November bestimmen wollte, sagte die Frau: Ich bitte Sie, Herr Richter, verlegen Sie es lieber auf einen Tag früher; der 9. November fällt auf einen Freitag, und die Freitage sind jetzt so kurz. — Was, fragte der Richter erstaunt, sind denn die Donnerstage jetzt länger? — Und nun erst in einem großen Haushalte, da macht der kurze Freitag zu schaffen! Und Frau Budweis, wiewohl eine alleinstehende Frau, hatte einen sehr großen Haushalt. Sie hatte so viele Knechte und Mägde, meistens Juden und Jüdinnen. In ihrem herrschaftlichen Hause hatte sie eine Synagoge einrichten lassen, in der es niemals an der zum Gottesdienst erforderlichen Zehnzahl fehlte. Auch der Verwalter des Gutes war ein Jude; er fungierte zugleich in der Synagoge als Vorbeter und Thoravorleser.

Frau Budweis sah nach der Uhr.

„Es ist noch eine halbe Stunde Zeit zum Anzünden“, sprach sie vor sich hin, „da kann ich mich noch ein wenig ausruhen.“

Sie setzte sich in einen Lehnstuhl und fuhr in ihrem Selbstgespräche fort:

„Habe ich heute schon tüchtig geschafft! Ach Gott, für was quäle ich mich eigentlich! Ich bin doch eine recht vereinsame Frau. Mein einziges Kind ist gestorben, mein ehemaliger Schwiegersohn hat sich taufen lassen und ist für mich ebenfalls gestorben. Meine Enkelin — ich weiß nicht, ob sie dem Beispiele des Vaters gefolgt ist. Ich muss daran denken, Testament zu machen, damit mein Hab und Gut zu wohltätigen und nützlichen Zwecken verwendet werde. Ich glaube, es wäre das Beste, wenn ich das Gut bald verkaufen würde; ich könnte dann leichter meine Dispositionen treffen. Freilich die gewohnte und mir lieb gewordene Arbeit ist es, die mich so gesund erhält und mir die trüben Gedanken verscheucht. Allein, ich fühle es, ich werde alt und schwach und bin der großen Arbeit nicht mehr gewachsen.“

Ein Dienstmädchen trat herein und meldete:

„Gnädige Frau, es ist eine fremde Dame draußen.“

„Jetzt“, fragte Frau Budweis, „in der Sabbatstunde? Fraue sie, wer sie ist und was sie will.“

„Ich habe sie schon gefragt; sie will es der gnädigen Frau selbst sagen.“

„So lass sie eintreten.“

Frau Budweis erhob sich und ging der Eintretenden entgegen.

„Sie wünschen?“, fragte sie.

„Sie kennen mich nicht?“, fragte die Fremde zurück.

„Meine Augen sind leider sehr schwach; der Ton Ihrer Stimme ist mir bekannt. Ich muss Sie bitten, sich kurz zu fassen; es ist bald Sabbat.“

„Großmama!“

Bei diesem Worte stieß Frau Budweis einen lauten Schrei aus. Sie trat ganz nahe an die Fremde heran, ergriff ihre beiden Hände, führte sie ans Fenster, schaute ihr ins Gesicht und rief mit fast vor Tränen erstickter Stimme:

„Bei Gott, Du bist es, meine Enkelin Bernhardine! Doch ehe ich Dich an mein Herz drücke, sage mir eins: Bist Du noch Jüdin?“

„Ich bin es, Großmama!“

Da umarmte die alte Frau das junge Mädchen und rief laut weinend: „Gelobt seist Du Ewiger, unser Gott, König der Welt, der gütig ist und Gutes erweist!“

Lange hielten sich die Beide umschlungen, und Frau Budweis wollte nicht aufhören, die Enkelin zu umarmen und zu küssen. Dann aber erinnerte sie sich des herannahenden Sabbats und sprach:

„Ich will nur erst anzünden!“

„Und aus den Armen der Enkelin eilte sie hinweg an den Tisch, um die sechs Lichter anzuzünden, die auf silbernen Leuchtern dort aufgestellt waren. Dann rief sie das Mädchen herbei und befahl ihr, das gnädige Fräulein in das Fremdenzimmer zu führen und das Gepäck hinaufbringen zu lassen. Während Bernhardine sich umkleidete und sich in dem ihr angewiesenen Zimmer wohnlich einrichtete, betete Frau Budweis die für den Freitagabend bestimmten Gebete. Mit großer Innigkeit sprach sie die Worte: „Wohlan, lasst uns jauchzen dem Ewigen, jubeln dem Fels unseres Heils. Lasst uns vor sein Angesicht kommen mit Dank, mit Lobgesängen zu Ihm aufjubeln!“

Wie passten doch diese Worte so sehr zu dem Gefühle des unendlichen Glückes, das ihr Herz erfüllte! Ihre Enkelin war bei ihr, das einzige Kind ihrer tiefbetrauten Tochter. Und diese Enkelin war nicht dem Judentume verloren, wie die Großmutter so oft bangend und zagend gefürchtet hatte!

Frau Budweis vermochte nicht weiter zu beten; ihr ganzes Herz ging auf in den zwei ersten Versen des Psalms, der die Sabbatgebete einleitet. Der Verwalter, die jüdischen Knechte und Mägde, die an Sabbat- und Feiertagen am Tische der Guts-herrschaft speisten, traten herein und wünschten: „Gut Sabbat.“ Da erinnerte sich Frau Budweis erst, dass sie noch am Anfang der Sabbatgebete hielt, und jetzt gelang es ihr, das Gebet fortzusetzen.

Als sie fertig war, sah sie, dass der Verwalter schon den Becher gefüllt hatte, um über ihn die Heiligung des Sabbats auszusprechen.

„Lassen Sie noch, Kalmus“, rief ihm Frau Budweis zu. „Wir werden heute etwas später essen. Ich habe einen lieben Besuch bekommen; meine Enkelin ist hier. Ich werde jetzt hinaufgehen und sie herunterführen.“

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer und eilte mit elastischen, jugendlichen Schritten, die Treppe hinauf. Die Freude hatte sie verjüngt. Sie stürmte in Bernhardinens Zimmer und umarmte die Enkelin aufs Neue.

„Mein geliebtes Kind“, rief sie, „wie glücklich bin ich, dass Du bei mir und dass Du noch Jüdin bist!“

Und wiederum fing die alte Frau an zu weinen.

„Großmütterchen“, sagte Bernhardine, „wie wohl tut mir das, dass Du mich so lieb hast und Dich so sehr mit mir freust! Seit dem Tode meiner Mutter hat mich Niemand mehr lieb gehabt.“

„Und Dein Vater?“

„Ich bin heimlich aus seinem Hause entflohen.“

„Entflohen? Weshalb?“

„Er wollte mich zwingen, den Bruder seiner Frau zu heiraten. Da bin ich heimlich fortgereist, um bei Dir Schutz und Hilfe zu suchen.“

„Das hast Du gut gemacht, ich werde Dich schon zu schützen willen. Du musst mir noch Alles ausführlich erzählen. Jetzt aber müssen wir zum Essen hinuntergehen. Meine Leute warten, und die sind gewiss hungrig. Nach Tisch haben wir einen langen Abend vor. Komm, mein Herzenskind! Wie schön Du bist! Gott, mein Gott, wie kann ich Dir genug danken!“

XXXVIII.

Frau Budweis trat mit ihrer Enkelin in das hell erleuchtete Sabbatzimmer und stellte dieselbe ihren Hausgenossen vor. Herr Kalmus sprach den Sabbatsegen und brach, nachdem sich alle Tischgenossen die Hände gewaschen, das Sabbatbrot. Dann wurden die Fische aufgetragen, saure Karpfen, die unsre böhmischen Glaubensgenossen so überaus wohlschmeckend zu bereiten verstehen.

Bernhardine ließ ihren Blick über die Tafel schweifen. Noch niemals hatte sie in solcher Gesellschaft gespeist, eine Gesellschaft, die zum größten Teil aus Knechten und Mägden bestand. Auch zwei Fremde waren anwesend, wandernde Bettler, die im Hause der Frau Budweis für den Sabbat gastliche Aufnahme gefunden hatten. Die junge Dame glaubte in längst entschwundene Zeiten zurückversetzt zu sein, und ihre Großmutter erschien ihr wie eine Patriarchin aus dem Orient, oder wie eine Schlossfrau aus dem Mittelalter. Übrigens schmeckte es ihr ganz köstlich; sie hatte auf der Flucht weder Zeit noch Lust gehabt, viel zu genießen, und das Gefühl der Sicherheit, das sie nunmehr empfand, ließ sie mit

Behagen an den Freuden des Mahles teilnehmen. Die Speisen schmeckten sehr gut, weniger der böhmische Landwein, den Frau Budweis auf ihrem eigenen Gute produzierte.

Als die Fische verzehrt waren, wurde nicht allein das gebrauchte Tafelgeschirr abgetragen; auch die Messer und Gabeln wurden gewechselt. Mit Befriedigung sah Bernhardine, dass Alles nicht allein einen soliden Reichtum, sondern auch eine gewisse, wenn auch etwas altmodische Eleganz bekundete. Die Schüsseln, Gabeln und die Stiele der Messer waren von Silber, die Teller von echtem Meißener Porzellan.

Nun wurde eine große mächtige Suppenschüssel aufgetragen, und Kathi, die Beschließerin, theilte aus. Es war eine gute, kräftige Hühnersuppe mit schmackhaften Knödeln, wie sie in Böhmen so beliebt sind. Dann kamen die Hühner, die Kathi mit großem Geschickte zerlegte.

Frau Budweis aß nur wenig; aber mit großem Vergnügen beobachtete sie, wie es ihrer Enkeltochter so gut schmeckte.

Als auch die Hühner verzehrt waren, sagte Frau Budweis:

„Kathi, lasse die Zuspeise noch ein wenig draußen! Herr Kalmus wird wohl die Güte haben, und das Mahl durch einige Diwre Thauro zu würzen.“

Herr Kalmus erhob sich.

„Gnädige Frau“, sagte er, „ich bin nicht vorbereitet, vor einem so vornehmen Gast, wie das gnädige Fräulein, zu sprechen. Das gnädige Fräulein ist gewiss gewohnt, die vorzüglichsten Kanzelredner zu hören, und ich bin nur ein einfacher Landmann.“

„Reden Sie nur, mein lieber Herr Kalmus“, sagte Bernhardine mit einem gewinnenden Lächeln. „Ich bin nicht hierhergekommen, um die Gewohnheiten des Hauses zu stören.“

„So will ich denn“, antwortete Kalmus, „mein Bestes zu tun versuchen. Wir lesen im dem morgigen Wochenabschnitte, Wajero, dass unsre Mutter Sarah unsern Vater Abraham veranlasst hat, die Hagar und ihren Sohn Jischmael fortzuschicken. Jüdische und nichtjüdische Gelehrte und Schriftsteller haben davon Anlass genommen, das Andenken unsrer Mutter Sarah zu schmähen und sie als habsüchtiges Weib darzustellen, nur darauf bedacht, ihrem Sohne Jizhak das ganze Erbe zu erhalten und den armen Jischmael um das ihm zukommende väterliche Vermögen zu betrügen. Ich werde nun nachzuweisen versuchen, dass man daran Unrecht getan und dass unsre Mutter Sarah die Verehrung die wir ihr zollen, in hohem Maße und in jeder Beziehung verdient. Die betreffende Stelle der heiligen Schrift lautet wörtlich: Und es sah Sarah den Sohn der ägyptischen Hagar, den sie geboren dem Abraham, scherztreibend. Und sie sprach zu Abraham: Vertreibe diese Magd und ihren Sohn, denn es wird nicht erben der Sohn dieser Magd mit meinem Sohne, mit Jizchak. — Das hebräische Wort mezachek, das ich mit „Scherz treibend“ übersetzt habe, bedeutet nach der Tradition ein Ergebensein den größten und schlimmsten Lastern. Sarah befürchtete, dass Jischmael ihren um vierzehn Jahre jüngeren Sohn Jizchak zum Götzendienste und zu einem unsittlichen Leben verführen würde. Deshalb verlangte sie die Verbannung des entarteten Jünglings aus dem väterlichen Hause. Soweit wäre Alles einfach und klar. Allein, was bedeuten die Worte: denn es wird nicht erben der Sohn dieser Magd mit meinem Sohne, mit Jizchak? — Wie so oft wird der Sinn dieser Schriftstelle durch die Vergleichung mit einer andern klargelegt werden. Es heißt im 5. B. M: Wenn Dich zum Götzendienste verführen wird Dein Bruder, der Sohn Deiner Mutter. — Unsre Weisen fragen im Talmud:

Kann denn nur der Sohn der Mutter, kann nicht auch der Sohn des Vaters verführen? Die Antwort ist, dass der Mensch seinem Bruder, der nur der Sohn seiner Mutter und nicht der seines Vaters ist, weniger misstraut; weil der Bruder mütterlicherseits nicht mit ihm zugleich erbberechtigt ist. Wenn sein Bruder väterlicherseits ihn zum Götzendienste verführen wollte, so würde der Gedanke erwachen: Vielleicht will mein Bruder mich deshalb zu einem Verbrechen, auf das der Tod steht, verleiten, um mich aus dem Wege zu räumen, damit er allein der Erbe unseres Vaters sei. Bei dem Bruder mütterlicherseits fällt dieses Bedenken weg, dem der beerbt ja einen andern Vater. Daher sagt die heilige Schrift: Wenn Dich verführen wird Dein Bruder, der Sohn Deiner Mutter, dem zu misstrauen Du nicht Ursache hast. — Ähnlich verhält es sich mit Jizchak und Jischmael. Der Letztere, als der Sohn einer Sklavin, war nicht erbberechtigt. Daher sprach Sarah: Vertreibe den Sohn dieser Sklavin, damit er mein Kind nicht verführe, und diese Verführung könnte umso eher Erfolg haben, da Jizchak keinen Grund hat, seinem Bruder zu misstrauen, denn es wird ja nicht erben der Sohn dieser Magd mit meinem Sohne, mit Jizchak. — Wir sehen also, dass es nur die edelsten Motive waren, welche unsre Mutter Sarah veranlasst haben, die Verbannung Jischmaels aus dem elterlichen Hause zu verlangen.“

Herr Kalmus setzte sich wieder nieder, und Frau Budweis dankte ihm für die schöne und inhaltreiche Belehrung. Bernhardine saß stillschweigend da. Eine neue Welt ging ihr auf. Auch, sie hatte beim Unterrichte in der biblischen Geschichte das Andenken unsrer Mutter Sarah verlästern gehört. Nun war sie eines Andern, Bessern belehrt worden. Sie empfand, wie wenig sie vom Judentum wusste. Die Ansprache der Großmutter rüttelte sie aus ihren Gedanken empor.

„Willst nicht auch Du Herrn Kalmus ein freundliches Wort sagen?“, fragte Frau Budweis leise.

„Herr Kalmus“, sagte Bernhardine, „ich habe eine große Bitte an Sie. Würden Sie vielleicht die Güte haben, mich an diesen langen Winterabenden in der jüdischen Religion zu unterrichten?“

„Gnädige Baronesse“, antwortete der Verwalter, „ich fühle mich durch Ihren Wunsch hochgeehrt.“

Frau Budweis hörte mit Entzücken diese Bitte ihrer Enkelin.

„Auch Frau Kalmus“, sagte sie, „die jetzt zum Besuche bei ihren Eltern weilt und dieser Tage zu uns zurückkehrt, wird gern dazu beitragen, Dich, liebes Kind, zu belehren. Sie ist eine hochgebildete und auch im Jüdischen sehr unterrichtete Frau. — Kathi, lass die Zuspeise auftragen!“

XXXIX.

Als die Mahlzeit beendet und das Tischgebet gesprochen war, entfernten sich die Tischgenossen. Großmutter und Enkelin blieben allein.

„So, mein geliebtes Kind“, sagte Frau Budweis, „jetzt musst Du mir Alles ausführlich erzählen. Von den Ereignissen in Deinem väterlichen Hause bin ich vollkommen unterrichtet. Dein Vater hat sich taufen lassen und eine Nichtjüdin geheiratet. Und Dich, sagst Du, hat er zwingen wollen, dem Bruder seiner Frau die Hand zu reichen? Der ist wohl alt und hässlich?“

„Nein, Großmama, Baron Wolkenberg ist ein blendend schöner, geistreicher, junger Mann, ein vollendeter Kavalier, und alle meine Freundinnen haben mich um die Huldigungen beneidet, die er mir darbrachte.“

„Und warum“, fragte die Großmutter in gespannter Erwartung, „hast Du seine Hand ausgeschlagen?“

„Man hatte mich gewarnt, man hatte mir mitgeteilt, dass die Wolkenbergs ein verarmtes Geschlecht seien, und dass der Baron nur nach meinem Vermögen trachte. Doch das war bald vergessen, als ich ihn kennenlernte und den Zauber seiner gewinnenden Persönlichkeit empfand. Da, es war bei einem Hoffeste, ließ er in einem unbedachten Momente eine Äußerung fallen, die mich plötzlich ernüchterte. Es war eine Anspielung, die von Nichtjuden, Juden gegenüber gebraucht, etwas Beleidigendes hatte. Ich erinnerte mich nunmehr der Voraussagungen meines geliebten Mütterchens, und all die Warnungen, die sie mir dereinst erteilt, traten vor mein geistiges Auge. Von damals an änderte ich mein Benehmen gegen den Baron, war kalt und abstoßend gegen ihn. Seine Schwester legte sich ins Mittel, und da sie meinen Vater ganz und gar beherrscht, so sollte ich gezwungen werden. Ich aber zog es vor, dem elterlichen Hause zu entfliehen, und bei Dir, Großmutter, Schutz zu suchen.“

„Daran hast Du Recht getan, und ich werde Dich schon zu schützen wissen. Aber sage mir, mein Kind, hat der Gedanke an den Religionswechsel keinen Beweggrund für Dich abgegeben? Du hättest doch, um den Herrn von Wolkenberg zu heiraten, vorher dem Beispiele Deines Vaters folgen und Dich taufen lassen müssen.“

„Freilich; allein mit diesem Gedanken war ich ja seit längerer Zeit vertraut. Die Religion ist ja eine bloße Form. Alle Religionen haben den Zweck, zu guten und edlen Menschen zu erziehen. In welcher Form dieser Zweck erreicht wird, das ist doch gleichgültig.“

Die Großmutter betrachtete ihr Enkelkind mit bekümmerten Blicken.

„Armes Kind“, sagte sie, „welch eine Erziehung hat man Dir gegeben, was für halt- und

wesenlose Anschauungen hat man Dir beigebracht! Das Höchste in der Welt ist die Wahrheit, die Wahrheit, für die viele Tausende unserer Väter und Mütter freudig ihr Leben geopfert. Kann eine Religion festen Halt bieten, von deren Wahrheit man nicht überzeugt ist, kann die Religion ermöglichen, den Reizen des Lasters und der Sünde zu widerstehen, wenn man die Religion als etwas Gleichgültiges betrachtet, wie ein Kleid, das man nach der Mode wechselt? Uns hat der allmächtige Gott vom flammenden Sinai herab die ewige Wahrheit verkündet, und hat er aus allen Völkern erwählt, damit wir die Träger seines Namens seien. Die uns geoffenbarte Wahrheit ist unser größter Schatz, unser höchstes Gut. Für sie müssen wir leben, und wenn es sein muss, auch sterben können. Ehe wir sie verleugnen, sollen wir lieber unser Leben preisgeben.“

„Kennst Dir die Geschichte von den drei Ringen, Großmutter?“

„Wohl kenne ich sie, und es ist viel Missbrauch damit getrieben worden. Wenn man das große Meisterwerk des großen deutschen Dichters aufmerksam liest, so wird man finden, dass Lessing damit nicht die Gleichgültigkeit gegen die Religion empfehlen wollte. Es sollte mir ein kluges Mittel sein, durch das sich der weise Nathan dem Sultan gegenüber aus der Verlegenheit zog.“

„Es ist eben doch nicht zu leugnen, dass die Bekenner einer jeden Religion behaupten, im Besitze des echten Ringes zu sein. Dem Christentume und dem Islam gehören viele große Nationen und mächtige Herrscher an. Wir Juden sind ein kleines, über die ganze Welt zerstreutes Volk, überall geringgeschätzt oder gar verachtet. Wenn wir die echte Wahrheit besitzen, warum macht sie Gott nicht zu Gemeingut der gesamten Menschheit, warum ist das Judentum nicht Weltreligion geworden?“

„Liebes Kind, stelle Dir einmal vor, inmitten eines verkommenen Staatswesens wolle ein weiser und tugendhafter Mann einen Verein gründen, der Tugend und Sittenstrenge zur Lebensaufgabe seiner Mitglieder mache. Nicht an die große Menge dürfte er sich wenden, sondern an einzelne, bevorzugte Menschen. So hat Gott der Herr aus der großen Menge der im Götzendienst und in Unsittlichkeit verkommenen Nationen unsern Vater Abraham erwählt und aus dessen Nachkommen den einzigen Jizchak und von dessen Söhnen nur Jakob. Dieser ward der Stammvater unseres Volkes, das Gott in der Leiden-schule Ägyptens erzog, bis Er es zu Seinem Volke erhob. Israel ward gleichsam das Werkzeug in der Hand des Allmächtigen, um der ganzen Menschheit dereinst die ewige Wahrheit zu bringen. Aus unserer Religion sind das Christentum und der Islam hervorgegangen. Auch diese wirken nach dem weisen Plane des Schöpfers. Sie bereiten, wie unser großer Denker Maimonides lehrt, die große Menge der Menschen für die wahr-hafte Erkenntnis vor, die einst, wenn Gott und den Erlöser sendet, Gemeingut der gesamten Menschheit werden wird. Aber, wenn wir auch die Berechtigung dieser Religionen anerkennen, so dürfen wir doch den großen Schatz, den Gott uns anvertraut hat, nicht aufgeben, um und denen zuzugesellen, die erst in spä-terer Zeit zu der höchsten Stufe der Erkenntnis geführt werden sollen.“

„Großmutter, wie gelehrt Du bist!“

„Ach mein Kind, ich habe in meinem langen, einsamen Leben viel nachgedacht und mich bestrebt, mich von weisen Männern belehren zu lassen, namentlich seit der Zeit, dass meine einzige Tochter mir entfremdet wurde, und ich fürchten musste, dass mein Geschlecht vom Judentum abfallen würde. Ich betrachte es als eine gnädige Fügung Gottes, dass Du mich aufgesucht hast, und ich werde nicht ruhen

und nicht rasten, bis ich Dich durch liebevolle Belehrung und Überzeugung für das unverkürzte und unverfälschte Judentum gewonnen haben werde.“

„Du wirst an mir eine gelehrige Schülerin haben. Die bitteren Erfahrungen, die ich in den jüngst verflossenen Wochen gemacht, haben mich genugsam zum ernstesten Nachdenken vorbereitet.“

„Du wirst jetzt müde sein, mein Töchterchen. Begib Dich zur Ruhe.“

„Zuvor, Großmama, gib mir die Versicherung, dass ich in keinem Falle gezwungen werde, dorthin zurückzukehren, wo die zweite Frau meines Vaters als Herrin schaltet.“

„Ich werde morgen Abend an Deinen Vater schreiben. Er hat zwar das Recht, Dich zurückzufordern; allein ich werde ihm mitteilen, dass Du und ich nur der Gewalt weichen werden, und wie ich ihn kenne, wird er jeden öffentlichen Eklat auf das ängstlichste vermeiden. Jetzt, schlafe wohl, mein Töchterchen!“

„Gute Nacht, Großmama!“

XXXX.

Herr Philipp Baumann, der Chef des großen Handlungshauses Philipp Baumann und Comp. in D., war gestorben; sein Bruder Karl, ein verwitweter, kinderloser Greis, wünschte sich vom Geschäfte zurückzuziehen. Nun trat an Wilhelm, den einzigen Sohn des verstorbenen Philipp, die Aufgabe heran, das gesamte große und ausgedehnte Geschäft zu übernehmen. Der junge, noch unerfahrene Mann fühlte sich dieser schweren Last nicht gewachsen. Er machte daher seinem ersten Buchhalter, Salomon Solinger, den Vorschlag, dass dieser als Compagnon in das Geschäft eintrete.

„Herr Baumann“, sagte Solinger, „so ehrenvoll und schmeichelhaft mir auch Ihr Antrag ist,

so fühle ich mich doch in Ihrem Interesse verpflichtet, denselben abzulehnen. Sie bedürfen, um das Geschäft auf der Höhe zu erhalten, einer jüngeren und tüchtigeren Kraft. Ich bin nur ein Buchhalter, bin bei meinem Buche ergraut; zu den Dispositionen hat man mich nie zugezogen. Selbst als Kompagnon würde ich nur Buchhalter bleiben, und als solcher bleibe ich Ihnen ohnedies treu. Dagegen möchte ich Ihnen einen andern Vorschlag machen. Mein Stiefsohn August“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen“, antwortete der junge Baumann. „Auch ich habe in erster Linie an meinen Freund Lissauer gedacht und fürchtete nur, Sie zu beleidigen, wenn ich den Sohn dem Vater vorziehen würde. Da Sie aber selbst dazu raten, so akzeptiere ich Ihren Vorschlag mit Freuden. Schreiben Sie Ihrem Sohne, dass er schleunigst von Japan zurückkehre und dann sofort als Associé bei uns eintrete.“

Es war eine große Freudenbotschaft, die Solinger seiner Gattin brachte. Friederike zählte die Wochen und Tage, die bis zur Rückkehr ihres Sohnes verfließen mussten. Endlich, endlich kann der heißersehnte Tag, an welchem August seine Eltern umarmen durfte. Friederike konnte sich an ihrem Sohne gar nicht satt sehen. Er war von der heißen Sonne der Tropenländer gebräunt; ein schwarzer Vollbart umrahmte sein intelligentes Gesicht, und tiefer Ernst lagerte auf seinen Zügen. Wiewohl er noch nicht ganz 24 Jahre zählte, so ließen ihn doch die ausgestandenen Strapazen und Entbehrungen viel älter erscheinen.

Eine der ersten Fragen, die August an seine Eltern richtete, war die nach Bernhardine von Löwenheim.

„Du denkst noch immer an sie?“, fragte Solinger.

„Ja, lieber Vater, ich habe mir alle Mühe gegeben, sie zu vergessen — es ist mir bis jetzt nicht gelungen.“

„Sie ist für Dich verloren“, sagte Frau Friederike seufzend. „Sie ist der Prinzessin als Hofdame gefolgt, und wird wahrscheinlich längst die Taufe empfangen haben.“

Auch August seufzte.

„Es ist gut“, sagte er, „dass ich das erfahre; ich werde von nun an an sie nur wie an eine Verstorbene denken.“

Mit großem Eifer beschäftigte sich August mit den Angelegenheiten der Firma, in die er als Kompagnon eingetreten war. War er nicht im Geschäft tätig, so widmete er sich in Gemeinschaft mit seinem Stiefvater dem Studium der Thora. Für die Freuden der Geselligkeit, für Zerstreungen und Vergnügungen schien er gar keinen Sinn zu haben. In D. war er bald als Sonderling verschrien. Seine Mutter empfand darob tiefen Kummer.

„Ach“, sagte sie oft zu ihrem Manne, „wenn ich ihn nur einmal wieder lächeln sehen möchte! Dieser fürchterliche, unwandelbare Ernst! Das kann nicht guttun; seine Gesundheit muss darunter leiden.“

„Er muss heiraten“, pflegte dann Solinger zu antworten.

Eines Tages nahmen sich die beiden Eltern vor, dem Sohne einmal tüchtig den Kopf zurechtzusetzen.

„August“, sagte Solinger, „Du bist so brav und fromm, und trotzdem denkst Du nicht daran, das erste Gebot unseres Gottes zu erfüllen, wiewohl es Deine Mittel Dir reichlich gestatten, einen eigenen Hausstand zu gründen.“

„Lieber Vater“, sagte August traurig, „ich bitte Dich, verschone mich mit solchen Aufforderungen!“

„Nein, mein Herzenskind“, rief Friederike, „wir dürfen Dich nicht länger schonen. Das darf nicht so fortgehen. Du bist immer ernst und traurig. Deine Gesundheit leidet darunter. Schlage Dir doch endlich jenes Mädchen aus dem Sinne!“

„Ich denke nicht mehr an sie!“

„So sieh Dich um unter den Töchtern des Landes und suche Dir eine Lebensgefährtin. Ein junger Mann wie Du, braucht ja nur zu wählen! Auf Geld hast Du nicht zu sehen, und da kannst Du Dir ein Mädchen aussuchen, wie Dein Herz es wünscht.“

„Das ist es ja eben, liebe Mutter, dass mein Herz nichts wünscht. Die Neigung, die ich, einst empfand, habe ich gewaltsam entfernt, und da scheint mein armes Herz dabei gelitten zu haben.“

„Sprich nicht so töricht“, sagte Solinger. „Der ernste Wille überwindet Alles. Wolle nur, und das krankhafte Gefühl, das Dir den Lebensmut raubt, wird neuer Lebensluft weichen. Wir, Deine Mutter und ich, waren vorigen Sommer in Carlsbad. Dort lernten wir eine Familie Dormitzer aus Wien kennen. Prächtige Leute, der Mann, in der heiligen Thora sehr erfahren, die Frau, ein echtes, jüdisches Biederweib, und die Tochter, die sich in Begleitung der Eltern befand, hat Deiner Mutter ganzes Herz gewonnen. Sie ist schön, liebenswürdig, gebildet und voll glühender Begeisterung für unsere heilige Religion. Reise nach Wien und lerne das Mädchen kennen!“

„Ich bitte Dich, lieber Vater ...“

„Deine Einwände, liebes Kind“, unterbrach ihn Frau Friederike, „werden diesmal nicht berücksichtigt. Glücklicherweise der Mann, dem es vergönnt sein wird, Rosi Dormitzer heimzuführen! Ich habe ihr schon so viel von Dir erzählt, dass sie sehr wünscht, Dich kennenzulernen. Also, reise nach Wien! Heute ist

Donnerstag. Sonntag früh magst Du den Schnellzug benutzen. Dann hast Du die ganze Woche vor, kannst prüfen und überlegen, und zum Sabbat erhalten wir eine Depesche, die Deine Verlobung meldet.“

„Ich kann aus dem Geschäfte gar nicht abkommen.“

„Du kannst“, sagte Solinger, „ich werde während der Zeit Deiner Abwesenheit Dich so gut wie möglich zu ersetzen suchen!“

„Ich bitte Euch, zwinget mich nicht zu reisen; ich kann mich doch nicht entschließen, ein Verlöbniß einzugehen.“

„Lerne nur Rosi einmal kennen; nachher wirst Du schon anders sprechen.“

August schüttelte traurig das Haupt.

„Wenn Du denn durchaus nicht willst“, sagte Frau Solinger, „so bleibe hier und vertrauere Dein Leben wie bisher. Ich kann aber das nicht länger mit ansehen. Der Gram zerfrisst mein Herz und wird mich krank machen.“

Frau Solinger fing an heftig zu weinen.

„Lieb Mütterchen“, sagte August, „höre auf zu weinen; ich werde nach Wien reisen!“

Da umarmte Friederike ihren Sohn, küsste ihn und rief jubelnd:

„Und als Bräutigam wiederkommen!“

XLI.

August war in Wien angekommen und hatte im Hotel Metropole Absteigequartier genommen. Sein erster Besuch hätte der Familie Dormitzer gelten sollen, der ihn sein Stiefvater avisiert hatte. Allein er konnte sich nicht entschließen, diesen Besuch zu machen. Er streifte in Wien umher, besah all die vielen Merkwürdigkeiten der schönen Kaiserstadt, machte Besuche in verschiedenen Comptoiren, mit

denen seine Firma in Verbindung stand; nur die Familie Dormitzer suchte er nicht auf. Von seinen Eltern empfing er Briefe auf Briefe, die ihn dazu mahnten. Täglich sagte er sich: Gehe doch hin, das Hingehen schadet ja nichts! — Dann aber stellte er sich vor, dass er durch seinen Besuch Hoffnungen erregen würde, die er nicht zu realisieren vermöchte. Endlich entschloss er sich, von Wien abzureisen und der Familie Dormitzer die Mitteilung zu machen, dass es ihm im Drange der Geschäfte nicht möglich gewesen wäre, dem Wunsche seiner Eltern nachzukommen und deren Freunde zu besuchen. Nachdem er diesen Brief geschrieben und dem Lohndiener zur Besorgung übergeben hatte, fühlte er sich von einer schweren Last befreit. Er ging nun daran, seinen Koffer zu packen, als an die Türe geklopft wurde und der Kellner eintrat.

„Gnädiger Herr“, sagte dieser, „eine ältere Dame, die auf Nr. 17 wohnt, lässt den Herrn von Lissauer höflichst bitten, sie mit ihrem Besuche zu beehren.“

„Ich werde sofort erscheinen“, sagte August.

Er schloss seinen Koffer und folgte dem Kellner auf dem Fuße.

Als bald trat er in ein Zimmer, in welchem die Fenster dicht verhängt waren, so dass man die Gegenstände in demselben kaum unterscheiden konnte. Mit Mühe erkannte August eine alte Frau, deren Augen von einem grünen Schirme bedeckt waren.

„Verzeihen Sie, Herr Lissauer“, sagte diese, „dass ich Sie hierher bemüht habe. Ich, der vielmehr meine Begleiterin, las Ihren Namen im Fremdenbuche, und da ich Ihrer Frau Mutter zu Dank verpflichtet bin, so wollte ich gern durch Sie ihr die herzlichsten Grüße senden. Nehmen Sie gefälligst Platz. Mein Name ist Budweis.“

„Darf ich Sie bitten, gnädige Frau, mir zu sagen, wo Sie mit meiner Mutter zusammenkamen?“

„In Ihrer Vaterstadt, in D. Ich habe dort eine traurige Zeit verlebt, und Ihre Frau Mutter war so liebenswürdig, mir tröstend und hilfreich zur Seite zu stehen. Meine Tochter hat dort gewohnt.“

„Ihre Tochter?“

„Ja, die Frau von Löwenheim.“

„Ah, Sie sind die Mutter der seligen Frau von Löwenheim? Da haben Sie freilich viel Trauriges erlebt. Ihre Tochter ist gestorben, Ihr Schwiegersohn ist dem Glauben seiner Väter untreu geworden, und Ihre Enkelin wird wohl auch getauft sein.“

„Meine Enkelin? Nein, die ist Jüdin geblieben. Aber erzählen Sie mir von Ihrer Frau Mutter. Ist es schon lange, dass sie sich Ihrer Rückkehr aus dem fernsten Osten erfreuen durfte?“

„Ich bin früher zurückgekehrt, als bestimmt war. Eingetretene Umstände erforderten meine Anwesenheit in dem Geschäfte, dessen Bevollmächtigter ich war und dessen Teilhaber ich jetzt bin.“

„Das wird keine kleine Freude für Ihre Frau Mama gewesen sein! Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr Ihre Frau Mutter mein Herz gewonnen hat. Sie war mir in der trübsten Zeit meines Lebens gleich einer liebevollen Schwester. Auf Sie setzt sie alle ihre Hoffnungen. Haben Sie ihr schon eine Schwiegertochter zugeführt?“

„Nein, gnädige Frau; es ist zwar der innigste Wunsch meiner Eltern, dass ich mich bald verheirate; allein ich kann mich nicht dazu entschließen.“

„Das wundert mich, von Ihnen zu hören. Wie mir Ihre Frau Mutter erzählt hat, sind Sie gesetzestreuer Jude.“

„Lassen wir dieses Thema, gnädige Frau! Gestatten Sie auch mir jetzt eine Frage. Sie sagten

vorhin, Fräulein von Löwenheim sei noch Jüdin. Ich finde es auffallend, dass sie in ihrer Stellung als Hofdame ihren Glauben nicht hat wechseln müssen.“

„Als Hofdame? Ich verstehe Sie nicht.“

„Man hat mir in D. erzählt, Fräulein von Löwenheim sei ihrer Freundin, der Prinzessin, als Hofdame in ihre neue Heimat gefolgt.“

„Ah, hat man das ausgesprengt! Ha, ha, ha! Bernhardine ist allerdings Hofdame, aber auf meinem Hofe Dreieichen in der Nähe von Hermanmisticz in Böhmen. Jetzt haben wir allerdings unsern Hof verlassen müssen. Ein hartnäckiges Augenleiden, das die Ärzte in der Heimat nicht zu heilen vermochten, hat mich hierhergeführt, und Bernhardine ist mit mir hierhergekommen.“

„Wie, Fräulein von Löwenheim hier, und in Ihrer Begleitung?“

„Interessieren Sie sich so sehr für meine Enkelin?“

„O, gnädige Frau, ich liebe Bernhardine mit aller Glut, deren meine Seele fähig ist, und habe nicht einen Augenblick aufgehört, sie zu lieben.“

„Und dennoch sind Sie auf und davon gegangen, bis nach Japan?“

„Ich kann Ihnen nicht schildern, welch ein furchtbar schweres Opfer ich gebracht habe! Es bedurfte meiner ganzen Manneskraft, um mich loszureißen. Die Freudigkeit meiner Seele ist mir dabei verloren gegangen. Meine Eltern dringen in mich, dass ich mich verheirate. Ich bin hierhergekommen, um ein Mädchen kennenzulernen, das meine Mutter für mich ausgesucht hatte — ich konnte mich nicht entschließen, diese Bekanntschaft zu machen und war eben entschlossen, nach Hause zurückzukehren. Jetzt schlägt mein Herz in freudiger Hoffnung. Ich bitte Sie, gnädige Frau, mir zu erzählen, wie es kam,

dass Bernhardine nicht dem Beispiele ihres Vaters folgte.“

„Meine Enkelin ist dem Hause ihres Vaters entflohen, weil man sie zwingen wollte, einen schönen und jungen Kavaliere zu heiraten, den Bruder der Dame, die man jetzt Frau von Löwenheim nennt.“

„Und das Fräulein hat sich geweigert, weil sie ihrem Glauben nicht untreu werden wollte?“

„Nein, das war nicht der Grund. Sie glaubte, dass der Baron von Wolkenberg nur um ihres Geldes willen nach ihrem Besitze strebte.“

Die Türe öffnete sich, und Bernhardine trat herein. Da sie aus der Tageshelle kam während es im Zimmer dunkel war, konnte sie die Gegenstände nicht unterscheiden.

„Da bin ich wieder, Großmama“, sagte sie, „ich hoffe, Alles Deinen Wünschen entsprechend, besorgt zu haben. Hofrat B., der bewährte Augenarzt, wird Dich noch heute besuchen; aus der jüdischen Restauration wird man das Essen hierher schicken. Die Kost scheint ganz gut zu sein. Ich habe dort schon eine Bouillon genommen, die mir umso köstlicher mundete, da ich seit gestern keine Fleischspeisen genossen habe. Auch Dir, lieb Großmütterchen, wird es hoffentlich schmecken.“

„Bernhardine“, sagte Frau Budweis, „sieh einmal, welch einen angenehmen Besuch wir haben.“

„Ah, Herr Lissauer! Verzeihen Sie, ich habe Sie in der Dunkelheit gar nicht bemerkt. Ich hätte Sie auch nicht erkannt, wenn ich nicht gestern Abend, gleich nach unsrer Ankunft, Ihren Namen im Fremdenbuche gelesen hätte.“

„Ich bin ehr überrascht, gnädiges Fräulein, Sie hier zu finden. Man sagte mir, Sie weilten als Hofdame der Prinzessin Aurelie am Hofe zu B.“

„Nein, Gott sei Dank! Ich bin bei meinem lieben Großmütterchen; sie ist meine Fürstin und Herrin, und ihr verdanke ich unendlich viel.“

XLII.

Wien, den 6. August 18..

Heißgeliebte Eltern!

Nicht weiß ich, wie ich Euch all das Gute und Schöne mitteilen soll, das ich in den jüngsten Tagen hier erlebt habe. Mein Herz ist so übervoll und ich möchte Euch gern Alles auf einmal sagen. Doch ich will mich zusammenfassen und Eins nach dem Andern erzählen. Ich wollte, ich könnte dabei sein und die Überraschung beobachten, die Euch der Eingang dieses Briefes bereitet! Im Geiste höre ich Dich, lieb Mütterchen, rufen: Ja, die Rösi Dormitzer ist ein Prachtmädel! — Und Du, geliebter Vater, fügst bestätigend hinzu: Ich habe es voraus gewusst, dass er sich bei Dormitzers heimisch fühlen wird; das ist eine Familie, in die er hineingehört. — Und nun höret und staunet, geliebte Eltern: Ich habe die Familie Dormitzer noch gar nicht aufgesucht, habe Dein Prachtmädel, lieb Mütterchen, gar nicht kennengelernt, habe vielmehr Herrn Dormitzer schriftlich benachrichtigt, dass ich von Wien abreisen werde, ohne den angekündigten Besuch abzustatten. Wahrlich, ich komme mir vor wie Saul, der Sohn des Kiß! Auch ich bin ausgezogen, um im Auftrage meines Vaters etwas zu suchen, was mir von nicht großer Wichtigkeit erschien, und gefunden habe ich, was mehr wert ist als ein Königreich. Ich habe Bernhardine wiedergefunden, und wie habe ich sie wiedergefunden! Man hat Euch falsch berichtet. Das holde Mädchen ist nicht mit der Prinzessin gezogen, ist nicht deren Hofdame geworden, hat nicht ihren Glauben gewechselt! Freilich, das Letztere ist in gewissem Sinne der Fall. Ihr, gute Eltern, Ihr müsst mir verzeihen, wenn ich mich nicht klar und deutlich genug ausdrücke, nicht im Zusammenhange erzähle! Ich bin so freudig erregt, so unendlich glücklich, dass es mir kaum gelingt, meine Gedanken

zu ordnen und sie klar und übersichtlich darzustellen. Doch ich weiß ja, dass es Euch genügt, wenn ich Euch versichere, dass ich der glücklichste Mensch auf Erden bin. Freilich werdet Ihr auch wissen wollen, wie das Alles so gekommen, und so will ich es denn versuchen, ausführlich Bericht zu erstatten. — Meine Reise nach Wien war eine höchst traurige. Die schöne Stadt an der blauen Donau, die mir jetzt so ungemein wohl gefällt, erschien mir Schal und langweilig. Ich besuchte die Sehenswürdigkeiten und Kunstsammlungen, ohne dass diese ein rechtes Interesse mir hätten abgewinnen können. Täglich stand ich im Begriff, die Familie Dormitzer aufzusuchen und unterließ es immer wieder. Endlich entschloss ich mich, abzureisen und schrieb Herrn Dormitzer den obenerwähnten Brief. Im Begriffe meine Sachen zusammenzupacken, wurde ich durch den Kellner zu einer Dame beschieden, die hier im Hotel wohnt. Und wen fand ich? Frau Budweis, die Großmutter Bernhardinens. Sie wünschte den Sohn ihrer Freundin kennenzulernen und Dir, lieb Mütterchen, die herzlichsten Grüße zu senden. Und nun erfuhr ich die wundervolle Mähr, die mich in den siebenten Himmel erhob. Bernhardine sollte gezwungen werden, dem Bruder der jetzigen Frau von Löwenheim, einem Freiherrn von Wolkenberg, ihre Hand zu reichen. Sie zog es vor, heimlich dem Vaterhause zu entfliehen und bei ihrer Großmutter Schutz zu suchen. Auf dem Gute der Frau Budweis ging mit dem lieben Mädchen eine große Veränderung vor. Durch die ernsten und bitteren Erlebnisse im Vaterhause angeregt, wurde sie für die Belehrung empfänglich, die ihr durch die Großmutter und ein auf dem Gute lebendes Ehepaar, Herr und Frau Kalmus, in liebevoller Weise zuteilwurde. Bernhardine ist während der Zeit ihres Aufenthaltes auf dem Gute der Frau Budweis eine überzeugungs-

volle Jüdin geworden, die nicht allein für unsere heilige Religion begeistert, sondern auch bestrebt ist, die Vorschriften derselben auf das Pünktlichste zu erfüllen. Sie isst und trinkt nichts Unerlaubtes, sie hat den jüngst verflossenen neunten Ab gefastet und um die Zerstörung des heiligen Tempels getrauert, ja, ich habe beobachtet, dass sie am Sabbat von den Speisen nicht genießt, die nach Vorschrift des Arztes für ihre Großmutter gewärmt werden müssen. Frau Budweis leidet nämlich an den Augen und ist in Begleitung ihrer Enkelin hierhergekommen, um sich von den hiesigen großen Augenärzten kurieren zu lassen. Dass ich, nachdem ich Alles erfahren, nicht von Wien abgereist bin, brauche ich wohl nicht zu erzählen. Ich habe in Gesellschaft der beiden Damen wundervolle Tage verlebt. Die Kaiserstadt an der Donau erschien mir plötzlich als die schönste Stadt der Welt, wiewohl ich fast gar nicht aus dem Hotel kam, da Frau Budweis das Zimmer nicht verlassen durfte und Bernhardine und ich ihr Gesellschaft leisteten. Da verging die Zeit ungemein rasch in anregenden Gesprächen; auch lasen wir der guten Großmutter abwechselnd Zeitungen und Bücher vor. O, welche Wonne war das für mich, Bernhardinens liebe Stimme zu vernehmen. Seit gestern hat der Arzt der Kranken gestattet, auszufahren. Ich habe natürlich die beiden Damen begleitet und nun erst bemerkt, dass Wien in der Tat eine wundervoll schöne Stadt ist. Wie dankbar bin ich Euch, meine geliebten Eltern, dass Ihr mich, veranlasst habt, hierher zu reisen! Dass ich Bernhardine mehr liebe als mein Leben, wisst Ihr längst. Und nun kann ich Euch die große Kunde senden, dass auch Bernhardine mir nicht abgeneigt ist, dass sie einwilligt die Meine zu werden, und dass die gute Großmutter den Bund unserer Herzen segnet. Aber diesem Bunde stellen sich große Schwierigkeiten entgegen. Wie wird es uns gelingen, die Einwilligung des Herrn von Löwenheim

zu erhalten? Das ist die Frage, die uns drei unablässig beschäftigt, und die wohl dazu angetan ist, auch Euch geliebte Eltern mit Besorgnis zu erfüllen. Hundert Pläne haben wir bereits gemacht und verworfen. Herr von Löwenheim hat bisher alle Briefe Bernhardinens unbeantwortet gelassen; die letzten kamen sogar uneröffnet zurück. Dass mir Herr von Löwenheim die Hand seiner Tochter verweigern wird, ist zweifellos, Zwar könnte ich seine Einwilligung auf gerichtlichem Wege erzwingen; doch davon will Bernhardine nichts hören. Auch ins Ausland, wo eine Eheschließung ohne Einwilligung des Vaters leicht zu ermöglichen wäre, will sie mir nicht folgen; sie will mit einem Worte auf die Zustimmung ihres Vaters nicht verzichten. Nun ist mir eine Idee gekommen, die und vielleicht zum Ziele führen wird. Unser Landesfürst ist ein gerechter und wohlwollender Herr. Auch uns Juden ist er wohlgeneigt, und mir, wie ich mir schmeicheln darf, ganz besonders gewogen. Vielleicht würde es uns zum ersehnten Ziele führen, wenn ich die Vermittlung Seiner Hoheit anrufen möchte? Herr von Löwenheim ist ein zu guter Hofmann, als dass er der Fürsprache seines Fürsten Widerstand entgegensetzen möchte. Was meinst Du zu dieser Idee, mein geliebter Vater? Schreibe mir, ich bitte Dich, doch sofort darüber. Wenn Du mit mir übereinstimmst, so eile ich sofort nach D. und melde mich zur Audienz bei Seiner Hoheit. — Es ist selbstverständlich, dass fürs Erste von meinem Glücke noch nichts verlauten darf, dass es vielmehr ein Geheimnis bleiben muss, bis dass wir die Einwilligung des Baron erlangt haben. — Da kömmt der Kellner, um mich zur Spazierfahrt abzurufen; ich muss also diesen Brief schließen. Lebt wohl, meine geliebten Eltern, wie sehne ich mich darnach, Euch zu umarmen und Euch recht viel von meinem Glücke zu erzählen! In heißer Liebe

Euer dankbarer Sohn.

XLIII.

Die Flucht Bernhardinens hatte auf das häusliche Glück des Barons keinen günstigen Einfluss geübt. Als ihm der erste Brief seiner Tochter mitteilte, dass diese bei ihrer Großmutter eine Zuflucht gesucht und gefunden hatte, verlangte Frau von Löwenheim, dass er hinreise und die widerspenstige Tochter zurückhole um sie zum Ehebunde mit Bruno von Wolkenberg zu zwingen. Dazu war jedoch der Baron nicht zu bewegen.

„Du hast“, sagte er bitter, „mir die Wahl gestellt zwischen meiner Tochter und Dir. Du hast mir gedroht, mein Haus zu verlassen, wenn Bernhardine noch länger in demselben verbleiben würde. Bernhardine hat es vorgezogen, Dir das Feld zu räumen. So mag sie denn so lange fortbleiben, bis sie freiwillig zu mir zurückkehrt. Ich habe das Äußerste getan, um Deinem Bruder ihre Hand zuzuwenden. Weiter kann ich nicht gehen. Während meines ganzen Lebens habe ich jeden Eklat auf das Sorgfältigste vermieden. Auch jetzt kann ich mich nicht entschließen, einen öffentlichen Skandal zu provozieren.“

Die Baronin weinte und bat; der Baron blieb unerschütterlich. Dann benahm sie sich kalt und abstoßend gegen ihn. Der Baron ertrug es mit Geduld.

Als Bruno von Wolkenberg sah, dass er fürs Erste sein Ziel in D. nicht erreichen könne, entschloss er sich, nach Breslau zurückzukehren, um den Bau seines Schlosses zu überwachen. In Berlin gedachte er einige Tage zuzubringen und die ehemaligen Kameraden aufzusuchen. Er wurde von ihnen mit Jubel empfangen. Sein Schwager hatte ihn reichlich mit Geld versehen, und so war es ihm möglich, all die Vergnügungen zu kosten, welche die Großstadt so reichlich bietet.

Zu den alten Freunden gesellten sich neue. Unter diesen tat sich besonders ein Hofmarschall von Berneck hervor, ein schon älterer Herr, der jedoch im Raffinement des Genusses mit den Jüngsten wetteiferte. Berneck war einem altadeligen Geschlechte entsprossen und hatte es an einem kleinen deutschen Hofe bis zum Hofmarschall gebracht; da aber seine kostspieligen Neigungen mehr Geld erforderten, als sein Einkommen betrug, so hatte er sich einige Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen lassen und war seines Amtes entsetzt worden, während ihn der Titel verblieb. Herr von Berneck war nach Berlin gegangen und Schloss sich daselbst jungen, lebenslustigen Kavalieren an. Niemand wusste, wovon er seine Ausgaben bestritt; trotzdem war er fast immer bei Kasse. Sein immer heiterer Sinn, seine feinen Manieren, sein liebenswürdiges Benehmen, seine reichen Erfahrungen und namentlich die Kunst, kleine Feste voller Genüsse und Frohsinn zu veranstalten, machten ihn zu einem sehr beliebten Gesellschafter. Keiner verstand es, wie er, im Spiele mit unerschütterlichem Gleichmuth die größten Summen zu gewinnen oder zu verlieren. Er scheute keine Mühe, wenn er seinen jungen Freunden gefällig sein konnte und machte namentlich bei deren galanten Abenteuern mit der anscheinend größten Gutmütigkeit und Uneigennützigkeit den Vermittler. Es fehlte auch nicht an Leuten, die vor dem Umgange mit dem ehemaligen Hofmarschalle warnten, die behaupteten, dass er als Verbündeter so mancher Damen von zweifelhaftem Rufe mit diesen die Summen theile, die sie den reichen Kavalieren abzulocken verstanden, dass er ferner beim Spiele nicht immer regelrecht verfare; aber diese Stimmen verhalten, wen auch nicht ungehört, doch unbefolgt; Herr von Berneck wusste sich stets so nützlich und angenehm zu machen, dass man seine Gesellschaft nicht gern entbehrte. Den jungen Baron

von Wolkenberg hatte er in seinen besonderen Schutz genommen; erschienen ihm doch die Hilfsquellen des Bruders einer Millionärin ganz unerschöpflich.

Bruno amüsierte sich in Berlin so gut, dass er gar nicht daran dachte, die Hauptstadt zu verlassen. Aber sein Schwager war anderer Meinung. Als er von dem großen Bankhause, bei welchem er den Baron von Wolkenberg akkreditiert hatte, die Meldung erhielt, dass Bruno in wenigen Wochen den Betrag der ganzen Summe sich hatte auszahlen lassen, schrieb er ihm einen ernststen Brief und verlangte, dass der junge Mann sofort Berlin verlasse.

„Torheit“, sagte Berneck, dem Bruno diesen Brief zeigte, „vorläufig haben Sie noch Geld genug und brauchen sich um den griesgrämigen Alten nicht zu kümmern.“

„Ich denke auch nicht daran“, antwortete Wolkenberg, „Berlin schon zu verlassen. Sie wissen ja, Hofmarschall, ich bin mit süßen Banden an Berlin gefesselt.“

An demselben Abend hatte Bruno kein Glück im Spiel und verlor seine ganze Barschaft. So schwer es ihm wurde, entschloss er sich, nach D. zu schreiben und um die Bewilligung eines neuen Kredits zu bitten. Ehe die Antwort, die in den entschiedensten Ausdrücken eine Weigerung enthielt, kam, hatte Bruno bereits nicht unbedeutende Schulden gemacht, die bezahlt werden mussten. Er hatte auch gerade jetzt zu großes Unglück im Spiel!

„Hofmarschall“, sagte er zu, seinem Freunde, geben Sie mir einen Rat, wie ich mir Geld verschaffe!“

„Nehmen Sie doch eine Hypothek auf Ihr Gut in Schlesien“, sagte Berneck.

„Das geht nicht“, antwortete Bruno. „Das Gut ist auf den Namen meines Schwagers eingetragen.“

„Freilich, dann müssen wir uns nach andern Mitteln umsehen!“

Berneck hatte in diesen Dingen Erfahrung; er führte den jungen Mann zu einem Geschäftsmanne, der in dem Rufe stand, jungen, geldbedürftigen Leuten gefällig zu sein und ihnen, natürlich gegen hohe Zinsen, Darlehen zu verabreichen.

„Herr Günther“, sagte der Hofmarschall, als er in das Geschäftslokal seines Bekannten eintrat, „ich habe die Ehre, Ihnen den Baron von Wolkenberg vorzustellen, den Schwager des Barons von Löwenheim aus D. Sie kennen doch die Firma?“

„A la bonne heure!“, sagte Herr Günther, sich verneigend, „was verschafft mir die Hohe Ehre?“

„Mein Freund befindet sich augenblicklich in Verlegenheit und möchte sich einen Vorschuss von einigen tausend Thalern von Ihnen erbitten.“

„Warum wenden sich der Herr Baron nicht an Hochdero Herrn Schwager?“

„Das ist eine delikate Angelegenheit, lieber Günther, die wir Ihnen nicht näher erklären können. Natürlich wird Löwenheim die Schulden seines Schwagers bezahlen; Sie haben nicht das geringste Risiko. Dass mein Freund kulant ist und um Procente und Provisionen nicht feilscht, brauche ich Ihnen wohl nicht zu versichern.“

„Halten zu Gnaden, Herr Hofmarschall! Wenn Löwenheim die Schulden des Herrn Baron zu zahlen gesonnen ist, so kann er Hochdemselben doch gleich das Geld geben.“

Berneck machte vergebliche Anstrengungen, die Logik des Herrn Günther zu erschüttern; ähnlich erging es den Beiden bei andern Geschäftsleuten desselben Kalibers.

„Was fangen wir nun an?“, fragte Wolkenberg zweiflungsvoll.

„Warten Sie junger Freund, es bleibt uns noch ein Mittel. Kommen Sie mit mir.“

Die beiden Freunde traten in einen Papierladen, und der Hofmarschall kaufte einige Wechselformulare; dann begaben sie sich in Brunos Wohnung.

„So, lieber junger Freund“, sagte der Hofmarschall, „füllen Sie dieses Formular aus. Nicht wahr, 2000 Thaler genügen fürs Erste?“

„Aber wer wird mir darauf Geld geben?“

„Tun Sie nur, wie ich Ihnen sage.“

Bruno füllte das Formular aus.

„So“, sagte Berneck, „jetzt schreiben Sie quer darüber: Angenommen, Löwenheim, genauso, wie Ihr Schwager sich zu unterzeichnen pflegt.“

„Aber, Freund, das wäre ja Wechselfälschung!“

„Nun, was ist das weiter! Ihr Schwager wird sich hüten, den Bruder seiner Frau anzuklagen. Er wird zahlen, wenn ihm der Wechsel präsentiert wird. Das ist Alles!“

Noch einen Augenblick zögerte Bruno, dann schrieb er mit fester Hand die verhängnisvollen Worte.

XLIV.

Herr von Berneck führte nunmehr seinen jungen Freund zu einem Bankier, Bruno gab seine Karte ab und erzählte, dass er der Bruder der Frau von Löwenheim sei. Der Bankier überflog den Wechsel mit prüfendem Blicke und zahlte, nach Abzug der üblichen Provision, das Geld aus.

Das lustige Leben begann aufs Neue; aber auch jetzt war dem jungen Baron das Glück beim Spiel nicht hold. Die durch den Wechsel erzielte Summe wanderte zum größten Teile in die Taschen des Herrn von Berneck.

Bruno hatte in zu leichter Weise sich Geld verschafft, um es nicht noch einmal zu probieren, als wiederum Ebbe in seiner Kasse eingetreten war. Diesmal be-

durfte er der Beihilfe des Hofmarschalls nicht; er brachte das Kunststück allein fertig. Er lebte in Saus und Braus, ohne zu denken, ohne zu rechnen, ohne auch nur zusammenzuzählen, wie groß die Summen waren, die er sich auf diese Weise verschaffte.

„Agathe“, sagte eines Tages Baron Löwenheim zu seiner Gemahlin, als er mit dieser am Frühstückstische saß, „ich höre viel Schlimmes über Deinen Bruder. Ganz Berlin spricht von seiner Verschwendung und von den horrenden Summen, die er im Spiel verliert und in anderer Weile verausgabt.“

„Es wird so schlimm nicht sein“, entgegnete die Baronin kühl. „Bruno hat eine traurige Jugend verbracht. Es ist ihm zu gönnen, dass er sich einmal austobt.“

„Unbegreiflich ist mir“, fuhr der Baron zu reden fort, „woher er das viele Geld nimmt; der Kredit, den ich ihm eröffnet hatte, ist längst erschöpft.“

Ein Diener trat ein und meldete, dass Herr Hammacher (der Prokurist) den Herrn Baron in dringender Angelegenheit zu sprechen wünsche.

„Lass ihn eintreten!“, sagte der Baron.

„Verzeihen Sie, Herr Baron“, sagte der Eintretende, „dass ich Sie zu stören wage. Sehen Sie einmal diesen Wechsel an.“

Der Baron nahm das dargereichte Papier und erbleichte. Schnell jedoch fasste er sich und sprach:

„Der Wechsel ist in Ordnung. Lassen Sie den Betrag auszahlen.“

Hammacher entfernte sich kopfschüttelnd.

Der Baron seufzte tief auf.

„Jetzt ist mir klar“, sagte er, „woher Dein Bruder das Geld zu seiner sinnlosen Verschwendung nimmt. Er ist Verbrecher geworden. Er fabriziert falsche Wechsel.“

Jetzt war die Reihe zu erblassen an Agathe.

„Dieser Wechsel?“, fragte sie mit zitternder Stimme.

„Ist gefälscht, ist von Deinem Bruder gefälscht. Er hat 2000 Thaler auf mich entnommen und hat sich erkühnt, mein Akzept auf das Papier zu setzen, indem er meine Unterschrift nachahmte. Ich habe, um jeden Eklat zu vermeiden, den Betrag auszahlen lassen. Aber ich kann und darf dazu nicht schweigen. Wenn das so fortginge, der Mensch könnte mich arm machen.“

„Was willst Du tun?“, fragte die Baronin tonlos.

„Ich weiß es noch nicht. Gebe Gott, dass das die einzige Fälschung ist, die er vorgenommen.“

Aber schon stürzte der Prokurist aufs Neue herein und brachte eine ganze Menge von Papieren, die dem zuerst vorgezeigten so ähnlich sahen, wie ein Ei dem andern. Nur die Beträge waren verschieden; sie lauteten auf ein, zwei, drei, vier und fünftausend Thaler.

„Sind alle diese Wechsel in Ordnung?“, fragte der Prokurist.

„Nein, bei Gott“, schrie der Baron, „sie sind es nicht, es sind lauter gefälschte Akzente! Ein Schurke hat meine Namensunterschrift auf diese Papierstreifen gesetzt und das Geld erhoben, um es in unsinnigster Weise auszustreuen. Wer weiß, wie viel noch nachkommen wird!“

„Arthur“, rief die Baronin, „mäßige Dich, wir sind nicht allein.“

„Hier hilft kein Vertuschen! Ich kann und will mich nicht von einem Schurken zum Bettler machen lassen. Die Wechsel werden nicht ausbezahlt, Hammacher! Ich werde sofort die Anzeige bei der Staatsanwaltschaft machen.“

Der Prokurist wollte sich entfernen.

„Herr Hammacher“, rief die Baronin, „bleiben Sie! Sie sind einmal in das Geheimnis eingeweiht; aber ich rechne auf Ihre Diskretion. Kein Wort von dem, was Sie hier vernommen, darf ruchbar werden.“

„Wie die gnädige Frau Baronin befehlen!“, sagte Hammacher. „Ich werde schweigen wie das Grab.“

„Und Du Arthur“, fuhr die Baronin zu reden fort, „Du darfst um des elenden Mammons willen meinen Bruder nicht unglücklich machen. Wenn Du es dennoch tuest, so sind unsere Wege geschieden für immer.“

„Wenn ich nur wüsste, wie groß der Betrag ist“, sagte der Baron jammernd. „Der sitzt in Berlin und verschwendet in sinnlosester Weise, und ich soll es bezahlen. Und wenn ich reich wäre wie Krösus — das könnte kein Mensch aushalten!“

„Die Summe wird so ungeheuer nicht sein! Wir wollen nach Berlin reisen, um den irregeleiteten jungen Mann von dem abschüssigen Wege, auf den er geraten, zurückzubringen.“

„Wie viel beträgt die bis jetzt präsentierte Summe?“, fragte Löwenheim seinen Prokuristen.

Dieser nahm die Papiere an sich und fing an zu rechnen. „22,000 Thaler“, sagte er.

„Gut“, sprach der Baron seufzend, „Lassen Sie das Geld auszahlen. Und Du, Agathe, mache Dich reisefertig. In zwei Stunden geht der Schnellzug nach Berlin.“

Am Abend desselben Tages kamen Herr und Frau von Löwenheim in Berlin an und stiegen in einem der ersten Hotels, im Kaiserhof, ab. Der Wagen des Hotels brachte sie alsbald nach der Magdeburger Straße, wo sich die Wohnung Brunos befand. Dieser hatte gerade einige Freunde und — Freundinnen bei sich versammelt. Nach einem lustigen Gelage war ein

Spielchen arrangiert worden; Herr von Berneck hielt die Bank.

„Du hast heute wieder fabelhaftes Pech, Brunochen!“, rief eines der Mädchen, während Wolkenberg mit gleichgültiger Miene einen ganzen Haufen Goldstücke dem ehemaligen Hofmarschall zuschob.

„Ha, ha“, rief Bruno lachend, „was schadets? Bin ich noch der Schwager eines Millionärs.“

Da öffnete sich die Türe, und ein Herr und eine Dame traten ein; sie hatten die letzten Worte Brunos gehört. Alle Anwesenden betrachteten sie mit erstaunten Blicken. Bruno sprang auf.

„Ah“, rief er, „welche eine freudige Überraschung! Da ist er ja, mein Goldschwager! Und auch meine Frau Schwester! Seid mir herzlich willkommen! Wir machen gerade ein kleines jeu! Wollt Ihr mithalten?“

„Ich muss die geehrten Herrschaften“, sagte Löwenheim, „ersuchen, und mit dem Herrn von Wolkenberg allein zu lassen. Wir haben wichtige Familienangelegenheiten mit ihm zu besprechen.“

Nach wenigen Minuten waren die Gäste Brunos verschwunden und der junge Mann war mit seinen Verwandten allein. Vor den ernsten Mienen derselben entwich der Champagner-Rausch, der ihn vorher so fröhlich gestimmt hatte.

XLV.

Mit rasender Schnelligkeit fuhr Kurierzug dahin. In einem Coupée erster Klasse saß August Lissauer; er war ganz allein, und es war ihm lieb, dass er allein war; so konnte er ungestört seinen Gedanken nachhängen. Was Alles hatte er in den jüngst verflossenen Wochen erlebt!

Frau Budweis war, nachdem sie von ihrem Augenleiden vollkommen genesen, mit ihrer Enkelin nach ihrem Gute zurückgekehrt. August hatte die

Damen dorthin begleitet und stand jetzt im Begriff, nach Hause zu reisen. Die Geliebte hatte ihm versprochen, unter allen Umständen, die Seine zu werden und nicht zu rasten, bis der vermutliche Widerstand ihres Vaters besiegt sein würde. August fühlte sich unaussprechlich glücklich.

„Herr mein Gott“, sprach er in seinen Gedanken, „wie kann ich Dich genug loben und preisen für Deine gnädige Fügung! Meines Herzens heißesten Wunsch hast Du erfüllt, und wenn ich jetzt sterben sollte...“

Plötzlich erfolgte ein furchtbarer Ruck. August wurde von seinem Sitze aufgeschleudert und zu Boden geworfen.

„Gott im Himmel“, rief er, „das ist ein Zusammenstoß!“
Er stand auf und fühlte sich unverletzt.

„Gelobt sei Gott“, sprach er, „der mich dem Verderben nicht hat preisgegeben!“

Er öffnete das Coupée und sprang hinaus. Ein furchtbares Bild der Zerstörung bot sich seinen entsetzten Blicken. Der Kurierzug war mit einem andern Zuge zusammengestoßen. Die Lokomotive und die vordern Wagen beider Züge waren zertrümmert. Herzerreißendes Jammergeschrei erfüllte die Lüfte. Verwundete krochen ächzend und klagend aus den Trümmern hervor. Einzelne menschliche Körperteile lagen zerstreut umher. Blut floss in Strömen. Sinnlos rannten die Unverletzten hin und her. Nur wenige Besonnene, unter ihnen August Lissauer, suchten zu retten und zu helfen. Die Trümmer der zerbrochenen Wagen wurden, soweit es möglich war, hinweggeräumt, Schwerverwundete wurden von den sie beengenden Wagenteilen befreit und ins Freie getragen. August war ganz von Blut überströmt. Noch mehr als der Kurierzug hatte der andere Zug gelitten. August begab sich dorthin. Es war ein

schrecklicher, Grausen erregender Anblick; Mütter suchten unter Ausrufungen der fürchterlichsten Verzweiflung ihre Kinder, Kinder riefen jammernd nach ihren Eltern. Hier gab es noch mehr zu tun als bei dem Kurierzuge. Glücklicher Weise waren einige Ärzte im Zuge gewesen und unverletzt geblieben, die sich der Schwerverwundeten annehmen konnten. Aus einem benachbarten Dorfe eilten die Bauern herbei. Tragbahnen wurden hergestellt, Verbandzeug herbeigebracht. Lissauer ging den Ärzten zur Hand und suchte zu helfen, wie er nur konnte. Da hörte er seinen Namen rufen; er drehte sich um. Auf dem Rasen lag ein armer Pole, dem das rechte Bein zerquetscht war. August eilte zu ihm hin.

„Lemaan haschem!“, rief der Unglückliche, „helfen Sie mir, Herr Lissauer, habe ich doch erst Schabbes gegessen bei Ihrem Vater, dem guten, gebenschten Herrn Salomon Solinger!“

August rief einen der Ärzte herbei, der das Bein des Verwundeten untersuchte.

„Es ist nicht so sehr schlimm“, sagte der Arzt, „wenn die Splitter eilig entfernt und die Wunde bald gereinigt wird. Sonst freilich, kann leicht der Brand hinzutreten und der Mann ist verloren.“

„Lieber Herr Doktor“, sagte August, „helfen Sie dem Manne! Es ist ein alter Bekannter von mir, den ich schon seit meiner frühesten Jugend kenne.“

Der Arzt machte sich ans Werk; die Wunde wurde gereinigt; ein in der Nähe befindlicher Bach lieferte das nötige Wasser.

„So“, sagte der Arzt, „jetzt werde ich einen Notverband anlegen. Dann lassen Sie den Mann ins Dorf tragen und zu Bette bringen. Ich werde nachher hinkommen und den Verband erneuern. Ich denke, in acht Tagen wird der Mann seine Reise fortsetzen können.“

Eine Tragbahre war bald beschafft, und der Verwundete wurde ins Dorf getragen. Lissauer begleitete ihn.

An dem einzigen Wirtshause des Dorfes war kein Raum mehr; es lag alles voll mit Schwerverwundeten. Auch die Bewohner der stattlichen Bauernhäuser gaben vor, keinen Raum mehr zu haben. Sie hofften, andere Gäste zu bekommen und weigerten sich deshalb, den armen, polnischen Juden aufzunehmen. So wurde der Unglückliche durch das ganze Dorf getragen. Am andern Ende desselben bemerkte August an dem Türpfosten eines ärmlichen Häuschens eine Mesusah.

„Gottlob“, sagte er, „hier wohnen Juden.“

Er trat ein. Eine ärmlich gekleidete Frau, mit einer schwarzen Sammetbinde um die Stirne, kam ihm entgegen.

„Liebe Frau“, sagte August, „ich bringe hier einen Schwerverwundeten. Nehmen Sie ihn auf, es soll Ihr Schaden nicht sein.“

„Ach Gott“, entgegnete klagend die Frau, „ich bin eine arme Witwe und habe nur ein einziges Bett!“

„Geben Sie dieses einzige Bett dem Kranken! Ich gebe Ihnen Geld, damit Sie sich ein anderes verschaffen können!“

Auf einen Wink Lissauers trugen die Bauern den Verwundeten, der laut ächzte und stöhnte, in das Häuschen und legten ihn in das Bett. August belohnte sie reichlich.

Bald nachher kam der Arzt. Von der nächsten Station hatte man Ärzte und Verbandzeug geschickt; so war er am Schauplatze des Unglücks entbehrlich geworden.

Nochmals untersuchte der menschenfreundliche Doktor die Wunde, reinigte sie mit großer Sorgfalt und legte den festen Verband an.

„So“, sagte er „Sie können diesem jungen Herrn nicht genug danken; er hat Ihnen das Leben gerettet. Bleiben sie ruhig, im Bette und nehmen Sie kräftige Kost. Am dritten Tage wird sich ein wenig Wundfieber einstellen, das hat aber nichts zu bedeuten. Nach neun Tagen dürfen Sie aufstehen und den Verband abnehmen. Dann werden Sie vol kommen genesen sein.“

Der Arzt wies jede Belohnung zurück und entfernte sich, von den Segenswünschen des Kranken begleitet. August gab der Witwe eine Summe Geldes, damit sie sich ein anderes Bett und dem Kranken die notwendige Pflege verschaffe.

„Herr Lissauer“, sagte der Verwundete, „wie werde ich Ihnen können danken genug, dass Sie mir haben gerettet mein Leben! Ohne Sie wäre ich gekommen um auf dem Feld wie ein Zwi schowür, wie ein Hirsch, der da hat gebrochen sein Bein!“

„Halten Sie sich ruhig, Rabbi Pinchas! Was ich getan, war nicht mehr als Schuldigkeit. Sind wir doch alte Bekannte!“

„Da, habe ich doch gefunden gute Aufnahme immer in Ihres Vaters Haus, und waren Sie doch schon ein herzlich Jüngle, wie Sie waren eben Barmizwoh!“

„Sie waren Samstag in D.? Ich bin seit lange fort. Was gibt es Neues in meiner Heimat?“

„Viel, viel Neues! Ich wer Ihnen erzählen! Sie werden hören und staunen!“

XLVI.

„Strengen Sie sich nicht zu sehr an“, sagte August, „das viele Reden möchte Ihnen schaden.“

„O, das wird mir schaden nicks! Loi mozinü Schüol schemeiß beafar pir! Sterbt doch der Fuchs nicht von dem Staub in seinem Fuchsbau. Warum? er ist es gewohnt. Ich bin gewohnt zur reden, und

das Sprechen wird mir schaden nicks. Asäu, lassen Sie sich erzählen. Sie werren doch können den graußen, rachen Baron von Löwenheim, was sich hot lassen schmadden? Awadai werren Sie kennen ihn! Haben Sie doch nicht gewollt nemmen seine anzige Tochter trotz ihrem vielen Geld, weil sie nicht hot wollen leben jüdischlich. O, ich waß Alles.“

„Was ist mit dem Baron?“

„Er will widder werren a Jüd!“

August traute seinen Ohren nicht. Hatte er recht vernommen? Baron Löwenheim wollte zum Judentum zurückkehren? Jetzt dachte er nicht mehr daran, den Kranken zu schonen und ließ sich von ihm Alles erzählen, was er von dieser Angelegenheit wusste. Das geschah nun unter großen Umschweifen und im polnisch-jüdischen Jargon. Wir wollen damit die Geduld unserer Leser nicht ermüden und den Inhalt der Erzählungen des Kranken im Zusammenhange wiedergeben.

Wir haben bereits oben von der Reise des Baron von Löwenheim und seiner Gemahlin nach Berlin und deren Zusammentreffen mit Bruno von Wolkenberg berichtet. Es musste zu gar heftigen Szenen zwischen den beiden Schwägern gekommen sein. Wie man sich erzählte, hatte Agathe die Partei ihres Bruders ergriffen und den Baron für die Ausschweifungen ihres Bruders verantwortlich gemacht, da dieser seine Tochter nicht gezwungen hatte, dem jungen Manne ihre Hand zu reichen. Der Baron hingegen gab seiner Freude unverhohlen Ausdruck, dass seine Tochter sich dem Geschicke, mit einem so elenden Menschen verknüpft zu werden, durch die Flucht entzogen habe. Da sei Wolkenberg wütend geworden und habe seinen Schwager zum Duell herausgefordert, und als dieser mit Beratung den Zweikampf mit einem Verbrecher, einem Wechselfälscher, verweigert, habe ihm Bruno ins Gesicht geschlagen

und ihn furchtbar misshandelt; die Baronin aber habe ihrem Gatten ins Gesicht gespuckt und den auf dem Boden liegenden mit Füßen getreten. Der Baron sei darauf allein nach D. zurückgekehrt, während seine Gemahlin in Berlin geblieben. Beide Gatten hatten darauf die Scheidungsklage eingereicht und wie man höre, stände die Scheidung bevor. Der Baron aber habe sich eine Audienz beim Landesfürsten erbeten und um die Erlaubnis nachgesucht, zum Glauben seiner Väter zurückkehren zu dürfen, und diese Erlaubnis sei ihm huldvollst erteilt worden. Dann sei der Baron nach Altona gefahren, um daselbst das vorgeschriebene Tauchbad zu nehmen und sich vom dortigen Oberrabbiner, damals Rabbi Jakob Ettlinger ל"י eine entsprechende Buße auflegen zu lassen.

Das waren merkwürdige Neuigkeiten! Wahrscheinlich waren sie bereits von Augusts Eltern nach Wien berichtet worden; allein der Brief hatte ihn dort nicht mehr erreicht.

Als Lissauer sah, dass für die Pflege des armen Kranken genügend gesorgt war, verließ er ihn und kehrte nach dem Bahnkörper zurück. Dieser war unterdes freigemacht worden, und ein Zug stand bereit, um die Passagiere des Kurierzugs weiter zu befördern, und so trat Lissauer die unterbrochene Reise wieder an. Auf der nächsten Station war wiederum ein längerer Aufenthalt. Hier konnte August seinen Koffer erhalten und seine beschmutzten und zerrissenen Kleider mit andern vertauschen.

Unterdes hatte der Telegraph die Kunde von dem stattgehabten Unfall durch die ganze Welt getragen. Zugleich mit dem Extrablatt, welches die Unglücksbotschaft begleitete, erhielt Solinger einen Brief seines Stiefsohnes, der ihn vermuten ließ, dass August sich in jenem Zuge befunden habe. Er beschloss, sofort nach der Unglücksstätte zu fahren.

Er eilte aus dem Geschäfte nach Hause. Seine Frau trat ihm entgegen.

„Um des Himmelswillen“, rief Friederike, „wie siehst Du aus! Es ist doch nichts passiert?“

„Gar nichts“, antwortete Solinger, „was Dich beunruhigen könnte. Ich muss nur in Geschäftsangelegenheiten sofort verreisen.“

„Hast Du keinen Brief von August?“

„Doch. Hier ist er. Er zeigt uns seine baldige Ankunft an.“

In diesem Augenblicke ertönte der schrille Ruf eines Zeitungsknaben:

„Allerneuste Depesche! Großes Eisenbahnunglück!“

„O Gott“, schrie Friederike, „August war in dem verunglückten Zuge, und Du willst nach der Unglückstätte fahren! Ich bitte, ich beschwöre Dich, verhehle mir nichts!“

„Es ist so.“

„Dass Gott erbarm! Ich fahre mit Dir!“

„Es ist keine Zeit zu verlieren; ich muss sofort nach dem Bahnhofe laufen!“

„So laufe ich mit Dir!“

Und sie lief, wie sie war, ohne Hut und Mantel zur Türe hinaus und durch den Vorgarten auf die Straße. Solinger folgte ihr.

Eine Droschke fuhr vorüber; Solinger rief sie an; sie war leer.

„So, Friederike, jetzt haben wir eine Viertelstunde länger Zeit“, sagte Solinger. „Kehr ins Haus zurück und ziehe Dich an.“

Friederike tat also; aber sie zitterte so sehr, dass sie, nachdem sie die Pantoffel abgeworfen, die Schuhe nicht anziehen konnte. Das Dienstmädchen kam ihr zu Hilfe. Dann nahm sie rasch Hut und Mantel und flog auf die Straße, wo die Droschke hielt. Solinger hob sie hinein, und fort ging es,

dem Bahnhof zu. Die beiden Leute sprachen kein Wort. Angst und Besorgnis erfüllten die Herzen und lähmten die Zungen.

Als Solinger am Bahnhof die Billette löste, sagte ihm der Kassierer, dass der abgehende Zug eine halbe Stunde Verspätung habe. Es müsse erst ein Zug abgewartet werden, der von der Unglücksstätte komme.

Die beiden Gatten gingen auf dem Perron hin und her.

„Vielleicht“, sagte Solinger, „bringt uns der ankommende Zug Nachricht vom August.“

„Vielleicht“, antwortete Friederike. „Gebe der allgütige Gott, dass es gute sein mögen!“

Der ankommende Zug wurde gemeldet. Die schrecklichsten Bilder traten vor das geistige Auge der besorgten Mutter. Wenn der Zug nun hielt, und man würde ihren Sohn als Leiche oder verstümmelt heraustragen! Sie fing an heftig zu weinen. Ihrem Beispiele folgten Andere, die mit ähnlichen Gefühlen der Ankunft teurer Verwandten entgegensahen. Da fuhr der Zug ein, und der Erste, der heraussprang, war August Lissauer. Mit lautem Aufschrei stürzte ihm Friederike entgegen, und in den Armen lagen sich Mutter und Sohn, beide laut wienend. Auch Solinger musste die Tränen trocknen, die ihm die Wangen hinunterliefen.

„Gelobt sei Gott“, sagte er, „der Dich beschützt und gerettet hat.“

XLVII.

„Habt Ihr denn mein Telegramm nicht erhalten?“, fragte August seine Eltern.

Sie hatten eins erhalten. Auf der Station, auf welchem August es aufgegeben hatte, war der Andrang so groß gewesen, dass in der Beförderung der Telegramme eine namhafte Verspätung einge-

treten war; nur die Reporter der Zeitungen hatten ihre Depeschen als dringend aufgegeben, so dass die Extrablätter die Kunde von dem schrecklichen Ereignisse früher gebracht, als die Privattelegramme angekommen waren. Ähnlich war es auch mit der Depesche gegangen, welche August an Bernhardine abgeschickt hatte. Die Nachricht von dem Eisenbahnunfalle hatte Bernhardine und deren Großmutter in die größte Aufregung versetzt. Bernhardine malte sich das Unglück, welches August betroffen haben konnte, mit den grellsten Farben aus.

„Vielleicht“, sagte sie zu Frau Budweis, „liegt er schwer verwundet in einer elenden Bauernhütte, verlassen und ohne Pflege! Ich werde hinreisen und ihn aufsuchen.“

Die Großmutter stimmte zu, und eine Stunde nachher fuhr Bernhardine nach der nächsten Eisenbahnstation und stieg in den Kurierzug ein, der nach der Richtung von D. abging. Kaum war die junge Dame fort, so kam das Telegramm, in welchem August meldete, dass er unversehrt geblieben. Gern hätte Frau Budweis ihre Enkelin zurückberufen — — es war zu spät; auch schien es untunlich, ein Telegramm nachzusenden.

Unterdes fuhr Bernhardine voll Angst und Besorgnis der Stätte des Eisenbahnunfalls zu. Alle Züge hielten daselbst, weil von weit und breit die Freunde und Verwandten der Unglücklichen dorthin eilten. Bernhardine stieg aus und sah mit Schrecken die noch nicht weggeräumten Wagentrümmer und die Blutspuren der getöteten oder verwundeten Menschen. Sie begab sich in das benachbarte Dorf, in jedem Bauernhaus eingehend und den Geliebten suchend. Sollte sie sich freuen oder darob bekümmert sein, dass sie ihn nicht fand? War er unversehrt geblieben, war er leicht verwundet oder war er gar getötet worden? Bernhardine war bis ans Ende

des Dorfes gekommen und trat in das Haus der jüdischen Witwe, wo August den armen Polen untergebracht hatte. Die Witwe trat ihr entgegen und verneigte sich vor der vornehmen Fremden bis auf die Erde.

„Sind auch bei Ihnen“, fragte die junge Dame, „Verwundete untergebracht?“

„Ja wohl“, sagte die Witwe, „ein armer Pole, der eine Quetschung am Bein erlitt. Es geht ihm sehr gut, und er wird bald wieder gesund sein. Eben schläft er. Ja, wenn der junge Herr Lissauer nicht gewesen wäre“

„Sie kennen Herrn Lissauer?“

„Er war auch in dem verunglückten Zuge. Er hat den armen Mann hierhergebracht, dem ich mein einziges Bett einräumen musste. Alles hat der liebe junge Herr bezahlt, und ich habe mir auf seine Kosten ein neues Bett anschaffen müssen.“

„Ist Herr Lissauer verwundet worden?“

„Gott sei Dank, es ist ihm nicht das Geringste passiert. Nur seine Kleider waren von Blut überströmt, weil er geholfen hat, die Toten und die verwundeten Menschen hervorzuziehen. Sind Sie vielleicht seine Schwester?“

„Nein, Herr Lissauer hat gar keine Schwester.“

„Dann sind Sie wohl seine Kusine?“

„Auch das nicht.“

„Was ist er Ihnen denn, dass Sie sich so genau nach ihm erkundigen?“

„Ich bin seine Braut.“

„Das habe ich mir doch gleich gedacht!“

Bernhardine lächelte. Sie schenkte der Frau ein Goldstück und kehrte dann zu der Unfallsstätte zurück.

Sie hätte jetzt wieder nach Hause reisen können. Allein sie befand sich so nahe bei D. Sollte sie die Gelegenheit nicht benützen, ihren Vater zu sprechen

und seine Einwilligung zu ihrer Vermählung mit Lissauer zu erlangen? Sie entschloss sich nach D. zu reisen.

Unterdes hatte August von seinen Eltern die Bestätigung all' der merkwürdigen Nachrichten erhalten, die ihm der arme Mann, dessen er sich hilfreich angenommen, mitgeteilt hatte. Schon hatte Baron von Löwenheim der israelitischen Gemeinde die Anzeige gemacht, dass er wieder in dieselbe einzutreten wünsche, und zugleich den Betrag der Steuern angewiesen, mit denen er seit dem Tage seines Austrittes im Rückstande geblieben war. Er wurde täglich von Altona zurückerwartet.

„Ich glaube kaum“, sagte Solinger, „dass unter den gegenwärtigen Umständen Deiner Heirat mit der jungen Baronin ernstliche Hindernisse entgegenstehen. Wenn Du es wünschest, so will ich den Baron aufsuchen und mit ihm von Deiner Angelegenheit sprechen.“

„Ich würde Dir sehr dankbar dafür sein, lieber Papa“, sagte August.

Darauf schickte Solinger hin und ließ fragen, ob der Herr Baron von der Reise zurückgekehrt sei und ob er in diesem Falle Herrn Solinger zur Besprechung einer wichtigen Angelegenheit empfangen könne. Bald kam der Bote wieder und brachte die Nachricht, da der Herr Baron angekommen, aber im Begriffe stehe, aufs Neue zu verreisen, dass also Herr Solinger sich beeilen müsse, wenn er Herrn von Löwenheim sprechen wolle.

„Mein lieber Solinger“, sagte der Baron, als Salomon zu ihm in sein Privatkabinett trat, „Sie müssen sich kurzfassen. In einer Stunde geht mein Zug, und ich habe vorher noch Manches zu erledigen. Überhaupt bin ich für geschäftliche Angelegenheiten jetzt nicht disponiert. Es wäre mir lieb, wenn Sie damit bis zu meiner Rückkehr, die hoffentlich übermorgen erfolgen wird, warten könnten.“

„Was ich Ihnen zu sagen habe, Herr Baron, betrifft nicht geschäftliche Dinge; es betrifft vielmehr Ihre Fräulein Tochter.“

„Eben stehe ich im Begriffe, zu ihr zu reisen, um sie in das Vaterhaus zurückzuholen. Was haben Sie mir über sie zu sagen?“

„Fräulein Bernhardine, die im Hause ihrer Großmutter eine strenggläubige Jüdin geworden, hat, während sie längere Zeit mit Frau Budweis in Wien verweilte, dort meinen Stiefsohn getroffen. Die jungen Leute haben Gefallen aneinander gefunden und möchten sich heiraten, wenn Sie, Herr Baron, Ihre Einwilligung geben.“

„Das sind ja merkwürdige Neuigkeiten! Und wenn ich nicht einwillige?“

„Das Fräulein weigert sich entschieden, ohne Zustimmung ihres Vaters einen solchen gewichtigen Schritt zu tun, wiewohl“

„Der Vater eine solche Rücksichtnahme nicht verdient hätte, wollen Sie sagen.“

„Nicht doch, Herr Baron, ich wollte sagen: wiewohl die Briefe des Fräuleins uneröffnet zurückgekommen.“

„Wo befindet sich Ihr Sohn jetzt?“

„Er ist hier in D.“

„Lassen Sie ihn rufen. Wenn er will, so mag er mich auf meiner Reise zu meiner Tochter begleiten.“

„Gestatten Sie, Herr Baron, dass ich selbst die Freudenbotschaft überbringe.“

XLVIII.

Bernhardine überlegte, während der Zug dahinbrauste, wohin sie sich in D, zunächst wenden sollte. Der Gedanke, mit der verhassten Stiefmutter zusammenzutreffen, war ihr unerträglich. Es könnte ja sein, dass die Gattin ihres Vaters sie zuerst em-

pfung, ihr gar nicht gestattete, den Baron zu sehen und sie mit Schimpf und Schande aus dem Hause jagte. Bernhardine beschloss daher, sich zuerst an die Eltern Augusts zu wenden und durch diese das Terrain rekognoszieren zu lassen.

Auf dem Bahnhofe zu D. nahm Bernhardine ihr Handtäschchen, — anderes Gepäck hatte sie in der Eile nicht mitnehmen können — verließ das Coupé und winkte eine am Bahnhofe haltende Droschke herbei. Der Droschkenkutscher sprang vom Bocke, verneigte sich tief und öffnete den Kutschenschlag. Offenbar kannte er das Fräulein; in der kleinen Residenz kennen so ziemlich alle Leute einander. Er fragte daher auch gar nicht, wohin die Dame gefahren sein wollte, sondern bestieg seinen Kutschersitz und fuhr dem Hause des Barons von Löwenheim zu. Bernhardine ließ ihn gewähren; sie betrachtete es als eine Fügung Gottes.

An dem Hause ihres Vaters kam ihr Jean entgegen.

„Ei sieh da“, rief er voller Freude, „die Baronesse! Wie wird der Herr Baron sich freuen!“

Er ergriff das Handtäschchen und lief voran, während Bernhardine den Kutscher bezahlte.

Schon hatte Jean den Baron benachrichtigt, der nun mit ausgebreiteten Armen seiner Tochter entgegenstürzte.

„Mein Kind“, rief er, „mein geliebtes Kind, meine Einzige, sei gesegnet, dass Du zurückkehrst an das Herz Deines Vaters.“

Und nun umarmten sich die Beiden und küssten sich und weinten und lachten und jubelten unter Tränen.

Sie waren zusammen in das Zimmer des Barons getreten, wo die Reiseeffekten bereitstanden.

„Du willst verreisen, Papa?“, fragte Bernhardine.

„Ich wollte zur Großmama reisen, um meinen holden Flüchtling heimzuholen. Gott sei Dank, dass ich jetzt zu Hause bleiben kann! Jetzt bleiben wir beisammen, um uns niemals wieder zu trennen!“

„UndDeineFrau?“

„Wir sind geschieden für immer. Heute Morgen hat mir Seine Hoheit das Scheidungsdekret zustellen lassen. Und noch eins, mein Kind, was Dich erfreuen wird: Ich bin zum Judentum zurückgekehrt.“

Da umarmte Bernhardine ihren Vater aufs Neue und küsste ihn und sprach: „Gelobt sei Gott, der gütig ist und Gute erweist.“

Vater und Tochter hatten nun gar Vieles einander zu erzählen, so dass der Baron ganz vergaß, dass er August Lissauer habe einladen lassen, mit ihm zusammen nach Böhmen zu reisen, Da überbrachte Jean eine Karte. Der Baron las dieselbe und sprach lächelnd:

„Der Herr soll eintreten!“

Nicht lange darauf wurde die Portiere auseinander geschlagen und August Lissauer blieb, da er Bernhardine erblickte, wie erstarrt in derselben stehen. Nicht minder überrascht rief das Fräulein: „August!“

Der Baron aber sprach:

„Treten Sie näher, Herr Lissauer! Erinnern Sie sich noch, dass ich einst zu Ihnen sagte, ich würde, wenn Sie an der Hand meiner Tochter meinen Segen erbitten, Ihnen denselben nicht versagen? Ich glaube, der Moment ist jetzt gekommen.“

Als August dies vernahm, wollte er auf Bernhardine zustürzen. Diese aber war schon ihrem Vater um den Hals gefallen und rief:

„Herzenspapa, habe Dank, unendlichen Dank für dieses beglückende Wort!“

Wir könnten nunmehr unsere Erzählung schließen, da wir jedoch aus Erfahrung wissen, dass unsere geehrten Leser und namentlich unsere lebenswürdigen Leserinnen wissen möchten, wie es den Personen, deren Lebensschicksale ihre Interessen erregt haben, weiter ergangen, so wollen wir noch Eines hinzufügen.

Dass August und Bernhardine ein glückliches Paar geworden, brauchen wir wohl nicht erst zu sagen. Auf dem großen Rasenplatze vor der Villa Löwenheim spielen jetzt an schönen Sommertagen ihre Kinder und bekommen dann oft genug erzählt, wie ihr Papa einst von der bösen Bonne Fleure, die ihn für einen Gassenjungen gehalten, hinausgejagt worden sei. Mit wahrhafter Herzensfreude sieht Frau Budweis zu, wie ihre Urkel sich im Garten tummeln. Sie hat ihr Gut verkauft und ist zu ihrer geliebten Enkelin gezogen, von der sie sich nicht mehr trennen wollte. — August hatte es abgelehnt, in das Geschäft seines Schwiegervaters einzutreten, er fühlte keinen Beruf zum Bankier. Dagegen ist er bei der Firma Philipp Baumann u. Comp. geblieben, die unter seiner Leitung einen ganz bedeutenden Aufschwung genommen. Trotzdem wird die Firma Löwenheim nicht erlöschen. Wie sehr auch der Baron sich sträubte, August und Bernhardine ließen ihm keine Ruhe, bis er einwilligte, einen neuen Ehebund zu schließen. Es war natürlich eine Tochter Judas, die er heimführte. Diese wurde ihm nicht nur eine treue und liebevolle Gefährtin, sie gebar ihm auch einen Sohn, den künftigen Erben seines Titels und seines Geschäfts. — Salomon Solinger und seine Gattin sind hochbeglückt durch das Glück ihrer Kinder; Friederike und Frau Budweis sind die intimsten Freundinnen, die sich täglich sehen und sprechen müssen.

„Wer hätte das gedacht, liebe Friederike“, sagt Frau Sarah häufig, „als Sie damals nach dem Tode meiner Tochter mir die Erquickungsmahlzeit brachten, dass sich die Angelegenheiten hier im Hause so günstig gestalten würden.“

„Ja“, pflegte dann Frau Solinger zu antworten, „mein guter Mann hat Recht, wenn er sagt: Nur standhaft das Gute und Rechte getan, und der allgütige Gott wird schon Alles zum guten Ende führen!“

Agathe von Löwenheim, geborene von Wolkenberg, die von ihrem Gatten eine einmalige Abfindungssumme von einhunderttausend Thalern erhalten, hat ebenfalls einen neuen Ehebund mit einem hochadeligen ältern Herrn geschlossen. Da ihre Kirche ihr Schwierigkeiten entgegenstellte, so ist sie zum protestantischen Glauben übergetreten. Sie ist gegenwärtig eine eifrige Anhängerin des Herrn Hofpredigers Stöcker, und wenn sie zu antisemitischen Zwecken ihren Beitrag gibt, so pflegt sie mit wahrer Herzensfreude zu betonen, dass ihre Spenden aus dem Vermögen eines jüdischen Bankiers ihren Ursprung herleiten.

Bruno von Wolkenberg konnte sich aus dem Leben, in das er in Berlin hineingerissen war, nicht mehr emporraffen. Da brach der deutsch-französische Krieg aus, für Bruno ein wahrhaftes Glück. Er wurde wieder einberufen und starb in der Schlacht bei Wörth den Tod fürs Vaterland. So nahm denn das altberühmte Geschlecht der Wolkenberg ein ruhmvolles Ende.

Verschollen und vergessen.

I.

„Weine nicht, mein Sohn! Ich weiß es, Du liebst mich treu und aufrichtig, und die Erbschaft, die ich Dir hinterlasse, bietet Dir keinen Trost für die Trennung, die Gott über uns verhängt hat. Du liebst mich, wie ein Kind seinen Vater liebt.“

„Und wie sollte ich nicht, geliebter Onkel! Bist Du mir doch stets ein liebevoller Vater gewesen von meiner frühesten Kindheit an, da der unerforschliche Ratschluss Gottes mir rasch nacheinander beide Eltern nahm! Du hast mich zu Dir genommen, hast mich mit der größten Sorgfalt erzogen, hast mich in Dein Geschäft eintreten lassen und mir immer das größte Vertrauen bewiesen.“

„Und wie hast Du dieses Vertrauen verdient! Erst durch Deine Umsicht, durch Deine Intelligenz, durch Deine unablässige Tätigkeit hat mein Geschäft den großen Aufschwung genommen, und wenn ich Dich zum Universalerben eingesetzt, so habe ich Dir nur das gegeben, was von Rechts wegen Dir gehört. Deinen beiden Schwestern habe ich jeder 5000 Thaler ausgesetzt; es genügt, sie anständig zu versorgen.

Du sollst nicht mehr hinzufügen, damit der Betrieb des Geschäftes keine Einbuße erleide. Was ich sonst noch an Legaten ausgesetzt habe, ist im Vergleich mit

meinem Gesamtvermögen unbedeutend, so dass Dir noch ungefähr 100,000 Thaler verbleiben.“

„O, mein geliebter Onkel, dass Du noch eine lange Reihe von Jahren Dein Vermögen selbst verwalten möchtest!“

„Gott hat es anders beschlossen, mein liebes Kind, und es ist recht so. Ich bin alt und lebenssatt, und die Alten müssen den Jungen Platz machen. Daur haulech wedaur bo, ein Geschlecht geht und ein anderes Geschlecht kommt. Wer einmal gegangen ist, der ist verschollen und vergessen, und wenn er wiederkäme, so würde er seinen Platz ausgefüllt finden und sich im höchsten Grade unglücklich fühlen. — Ich sterbe gern und folge freudig meiner geliebten, mir um viele Jahre vorangegangenen Gattin. Dir habe ich es zu danken, dass ich mich niemals vereinsamt fühlte; Du bist mir stets wie ein getreuer Sohn gewesen. Möge es Dir Gott vergelten und Dich recht glücklich werden lassen! Und nun, mein Kind, lass die frommen Männer eintreten, damit sie mir die Sterbegebete vorsagen!“

Jakob Bär war gestorben, und sein Neffe Ludwig Bär hatte die Erbschaft angetreten; sie hatte sich genauso herausgestellt, wie der Verstorbene gesagt hatte.

Als Ludwigs Eltern kurz nacheinander durch eine in ihrem Wohnorte grassierende Krankheit hinweggerafft worden waren, blieben drei kleine Waisen zurück, Ludwig und seine beiden jüngeren Schwestern, Antonie und Klothilde. Vermögen war nicht vorhanden, und ohne den Onkel Jakob Bär in M. hätten die Kinder einem Waisenhouse übergeben werden müssen. Wie wir bereits erfahren haben, nahm Jacob Bär den Knaben zu sich; die beiden Mädchen ließ er in einem Töchterpensionate zu Lehrerinnen heranbilden. Antonie hatte eine Stelle als Gouvernante übernommen, während Klothilde als Gesellschafterin bei einer alten

Dame diene. Beide fühlten sich in ihren Wirkungskreisen nicht behaglich. Antonie verstand es nicht, ihren Zöglingen gegenüber die nötige Autorität zu wahren, und so wurden ihr Unterricht und Erziehung zur Qual; Klothilde litt sehr viel unter den Launen ihrer Herrin. Beide hatten wiederholt den Onkel ersucht, sie zu sich zu nehmen. Dieser aber hatte ihren Bitten kein Gehör gegeben, weil er fürchtete, sie würden die Anwesenheit in seinem Hause dazu benützen wollen, auf seine letztwilligen Verfügungen einzuwirken. Vergebens hatte Ludwig den Onkel zu veranlassen gesucht, den Bitten der Schwestern nachzugeben. Diese aber meinten, ihr Bruder mache alle Anstrengungen, sie von dem Hause des Oheims fern zu halten, damit er der alleinige Erbe werde. Durch die Bestimmungen des Testaments, welches das große Vermögen so ungleich verteilte, glaubten sie, ihre Vermutungen bestätigt zu finden.

Ludwig hatte nichts Eiligeres zu tun, als seine Schwestern zu sich kommen zu lassen und sie in sein Haus aufzunehmen. Ihm gegenüber verheimlichten die beiden Mädchen ihre Gesinnungen. Wenn sie aber abends ihr gemeinsames Schlafzimmer aufsuchten, so schalten sie weidlich auf den falschen Bruder, der sie um den ihnen gebührenden Anteil an dem Vermögen des Oheims gebracht habe.

Ein schöner, junger, gebildeter, tüchtiger Mann, in Besitze eines großen Vermögens und eines lukrativen Geschäfts, zwei junge, hübsche Schwestern desselben, — wie verlockend für die Tätigkeit der Schadchanim! Es regnete förmlich von mündlichen und schriftlichen Anträgen. Ludwig wies für seine Person alle Vorschläge zurück; sein Herz hatte schon gesprochen; aber auch die Schwestern wollten auf Anträge, die ihren Vermögensverhältnissen ent-

sprachen, nicht eingehen; sie waren ihnen alle nicht glänzend genug. Der Bruder wollte die schöne, liebenswürdige Dorothea heiraten, die einzige Tochter des reichen Großhändler Salomon Frank, und dadurch sein Vermögen verdoppeln, ein großes, vornehmes Haus ausmachen, glänzende Gesellschaften geben, während sie sich mit kleinbürgerlichen Verhältnissen begnügen müssten! Nein, lieber wollten sie ledig bleiben!

Dorothea Frank war in der Tat ein sehr begehrenswertes Mädchen. Jung, schön, gebildet, liebenswürdig und voraussichtlich Erbin eines großen Vermögens, war sie viel umworben. Ludwig Bär liebte sie seit langer Zeit. — Aber erst jetzt durfte er es wagen, seine Augen zu ihr zu erheben. Dorothea war das Ideal seiner Gedanken, und trotzdem warnte ihn eine innere Stimme vor einer Annäherung. Sein Onkel hatte das junge Mädchen nicht mit günstigen Augen angesehen. In der Zeit, in welche unsere Geschichte fällt, vor etwa vierzig Jahren, waren die religiösen Gegensätze im Judentume vielfach noch nicht so grell zu Tage getreten wie in der Gegenwart. Jakob Bär, ein strengfrommer Mann, hatte seinen Neffen seinen Grundsätzen gemäß erzogen, und dieser war freudig und gern dem Beispiele des Onkels gefolgt. In dem Hause des Großhändlers Frank herrschte, wie man damals zu sagen pflegte, eine freiere Richtung. Das Geschäft war am Sabbat geschlossen. Die Leute aber behaupteten, dass hinter den geschlossenen Türen manches Dringende trotz des Sabbats erledigt werde. Herr Frank, seine Frau und seine Tochter gaben öffentlich Geld aus am Sabbat. Wohl war die Haushaltung nach dem jüdischen Religionsgesetze eingerichtet; aber die rabbinischen Vorschriften in Bezug auf Wein, Milch, Käse etc. wurden nicht beobachtet.

„Ich fürchte“, hatte Jakob Bär oftmals gesagt, „dass Dorothea Frank dem Judentume, das heißt, dem echten, rechten Judentume ganz entfremdet wird. Sie ist ein glänzender Schmetterling, aber nicht geeignet, als Gattin und Mutter zu beglücken.“

So lange sein Oheim lebte, musste Ludwig daher seine Gefühle für Dorothea zurückdrängen. Jetzt durfte er um die Geliebte seines Herzens werben.

Ludwigs bester Freund war Ferdinand Kopp, der als Prokurist in einem sehr bedeutenden Bankhause eine geachtete Stellung einnahm. Ihm hatte er die Gefühle seines Herzens anvertraut. Jetzt teilte er ihm auch seine Bedenken mit.

„Torheit“, sagte Ferdinand, „ein Mädchen ist minnich^{*)} Liebt sie Dich — und nach Allem, was ich über sie gehört habe, wird sie Niemanden zum Manne wählen, den sie nicht liebt, — so wird sie ganz so leben, wie Du es wünschest.“

Diese Meinungsäußerung Ferdinands war für Ludwig so überzeugend, dass er noch an demselben Tage um Dorothea anhielt. Bei der Tochter sowohl, wie bei den Eltern fand seine Bitte Gehör, und das Verlobungsfest wurde auf das Glänzendste gefeiert.

II.

Wie schön war es in dem in der Nähe von M. gelegenen englischen Garten! Es war ein heißer Sommernachmittag. Die ganze elegante Welt von M. suchte Kühlung und Erholung unter dem Schattendache der vielhundertjährigen Buchen. Ein Musik-

^{*)} „Minnich“ nennt man im jüdischen Dialekt solche Speisen, die weder mit Fleisch oder zu Fleischartigem, noch mit Milch oder Milchartigem bereitet sind; man darf sie also zu Fleisch- oder zu Milchspeisen essen. In Folge dessen hat das Wort die Bedeutung von „unentschieden“.

korps spielte die herrlichsten Weisen. Die Kellner rannten hin und her, um die zahlreichen Gäste zu bedienen. Die Damen nahmen meist Fruchteis und Eiswaffeln, die Herren tranken Bier und aßen Brot dazu.

An einem Tische saßen Herr Frank, seine Frau, seine Tochter und deren Bräutigam Ludwig Bär. Ihnen gegenüber hatten sich Ferdinand Kopp und die beiden Schwestern Ludwigs platziert. Es war Sabbat; die Herren waren in Folge dessen von Geschäften frei und konnten sich ungestört der Ruhe und der Erholung widmen.

„Warum issest Du nicht?“, fragte Dorothea zärtlich ihren Bräutigam.

„Ich kann kein Brot essen“, antwortete dieser, „und die zuckersüßen Eiswaffeln würden wenig zu dem bitteren Biere munden.“

„Und warum kannst Du kein Brot essen?“

„Ich werde mir vom Kellner zuvor Wasser bringen lassen, um mir die Hände zu waschen.“

„Aber, lieber Sohn“, sagte Herr Frank, „Sie sind in Ihren Anschauungen noch schrecklich weit zurück! Wir müssen uns allmählich frei machen von all den lästigen Vorschriften, die unser Leben beengen. Wir streben mit allen Kräften darnach, die vollständige politische und soziale Emanzipation zu erringen. Können wir das, wenn wir starrsinnig alle die Schranken aufrechterhalten, mit denen unseren Altvordern uns umgeben haben? Unsere Kinder und Enkel wollen Staatsbeamte und Offiziere werden — da muss man ihnen freie Bahn schaffen, damit all die rabbinischen Umzäunungen sie in ihrer Karriere nicht hemmen.“

„Gestatten Sie mir, verehrter Herr Schwiegervater“, entgegnete Ludwig bescheiden, „in dieser Beziehung anderer Ansicht zu sein. Vor Allem erlaube ich mir zu bemerken, dass wir nicht das Recht

haben, um irdischen Vorteils willen uns über irgendeine religiöse Vorschrift hinwegzusetzen. Aber auch abgesehen davon, gebieten gerade die gegenwärtigen Verhältnisse ein umso strengeres Festhalten an den Religionsvorschriften, je mehr die bevorstehende Emanzipation uns in das allgemeine Kulturleben hineinführt und die religiösen Bande zu lockern droht. Ohne Tempel und Hierarchie, ohne Staat und staatliche Einrichtungen hat sich das Judentum inmitten der größten Bedrängnisse intakt erhalten. Wem haben wir das zu verdanken? Lediglich den Umzäunungen, mit denen unsre Weisen das jüdische Religionsgesetz umzogen haben.“

„Aber diese Umzäunungen passen nicht mehr für die neue Zeit. Sie stören und hemmen uns bei jedem Schritt. Sie schließen uns von dem Verkehre mit unsern Mitbürgern mehr als gut ist, ab. Sie hemmen den geschäftlichen Verkehr und legen uns überall Schranken auf.“

„Aber, lieber Papa, das ist ja gerade der Begriff der Religion, dass sie uns Schranken auflegt und uns nicht immer gestattet, das zu tun, was wir gern tun möchten.“

„Freilich, Freilich, wenn Dasjenige, was wir tun möchten, schlecht und böse ist. Was aber ist Böses dabei, wenn man ein Stückchen Brot isst, ohne sich vorher die Hände gewaschen zu haben? Der Kern unsrer heiligen Religion ist gut und schön. Die viele Emballage aber, mit der man im Laufe der Jahrhunderte diesen Kern umgeben hat, ist viel zu beschwerlich, um sie noch weiter mitzuschleppen. Werfen wir die Schale weg, damit der Kern uns erhalten bleibe.“

„Das ist in der Tat das Stichwort unsrer Zeit; aber es ist durchaus unrichtig. Wie in der Natur eine Frucht nicht wachsen kann ohne Kern und Schale, so ist es auch im religiösen Leben.“

Das, was Sie Kern nennen, würde bald verkümmern und ganz verschwinden, wenn Sie es dessen entkleiden wollten, was Sie als Schale bezeichnen. — Kellner“, rief er dem Vorübereilenden zu, „ein Glas Wasser!“

„Du wirst Dir doch nicht“, sagte Dorothea, „hier vor aller Welt die Hände waschen wollen? Bedenke, welch unliebsames Aufsehen das erregen würde? Hier, vor aller Welt, in Gegenwart der vornehmsten Gesellschaft von M.!“

„Gut, dann werde ich kein Brot essen!“

„Du sollst aber Brot essen, ohne die Hände zu waschen!“

„Du kannst ja Handschuhe anziehen!“, sagte Ferdinand.

Ludwig lächelte. Der Kellner brachte das verlangte Wasser nicht, und Ludwig ließ das für ihn bestimmte Brot ruhig liegen.

Das Konzert war zu Ende; man erhob sich, um den Heimweg anzutreten.

„Bezahle!“, flüsterte Dorothea ihrem Bräutigam zu.

„Heute, am Sabbat?“, fragte Ludwig erstaunt. „Man wird mir Kredit gewähren, und morgen in aller Frühe lasse ich die Schuld berichtigen.“

Dorothea machte eine sehr ungnädige Miene. Herr Frank zog seine Börse und bezahlte, was die Gesellschaft verzehrt hatte.

Die Sonne war untergegangen; vom Gebirge her wehte ein frischer, kühlender Wind.

„Ah, das ist schön“, sagte Dorothea, „und noch schöner ist es, dass man den lästigen Sonnenschirm nicht mehr braucht. Willst Du ihn mir nicht tragen, lieber Ludwig?“

„Ich bedaure“, entgegnete dieser, „Dir diese Bitte abschlagen zu müssen. Wir sind hier

vor dem Tore der Stadt, und man darf hier nicht tragen.“

„Was heißt das?“

„Es ist uns verboten, am Sabbat außerhalb der Tore der Stadt Lasten zu tragen.“

„Und ist mein Sonnenschirm eine so große Last?“

„Das Religionsgesetz unterscheidet nicht zwischen kleinen und großen Lasten.“

„Das sind ja eigentümliche Gesetze, von denen ich noch nie gehört habe.“

„Es wird mir eine Freude sein, Dich in diesen Dingen zu unterrichten.“

„Ich bin der Schule entwachsen und bedarf des Unterrichts nicht mehr.“

„Du bist in allen Dingen vollkommen, Geliebte. Es sind ja nur ganz kleine Lücken, die ich in Bezug auf Deine religiöse Bildung entdecke. Glaube mir, es wird auch zu Deinem Glücke beitragen, wenn Du Dich bemühest, den Vorschriften unsrer heiligen Religion in jeder Beziehung zu genügen. Wenn die Liebe Lehrmeisterin ist, so lernt man rasch und leicht.“

Er sah sie dabei so liebevoll an, dass sie ihren Ärger vergaß und ihm zärtlich die Hand drückte.

„Gehst Du mit hinauf zu uns?“, fragte Dorothea, als sie am Frank'schen Hause angelangt waren.

„Nein“, entgegnete Ludwig, „ich muss mich heute von Dir verabschieden. Ich gehe in die Synagoge und von da nach Hause, um die über Sabbat eingelaufene Korrespondenz zu öffnen. Da wird es spät. Morgen werde ich so glücklich sein, den Nachmittag wieder in Deiner Gesellschaft zubringen zu können.“

„Das ist recht! Wir wollen morgen Nachmittag eine Spazierfahrt machen. Bringe Deine

Schwestern mit und auch Deinen Freund. Papa mietet einen großen Wagen, und dann fahren wir Alle nach St.“

„So jetzt es. Gute Nacht, mein süßes Lieb!“

„Gute Nacht, mein Geliebter! Komme morgen nicht zu spät!“

„Gleich nach dem Mittagessen.“

„Willst Du nicht bei uns speisen?“

„Ich kann nicht; ich habe morgen bis über Mittag hinaus viel zu tun; aber um drei Uhr spätestens werde ich mich mit den Meinigen einfinden.“

Unterdes waren auch die Andern herbeigekommen. Man verabschiedete sich. Herr Frank besuchte nur am Sabbatmorgen die Synagoge.

III.

Die Widersprüche in den religiösen Anschauungen, die wir im vorigen Kapitel geschildert haben, traten bald in dieser, bald in jener Weise noch sehr häufig zu Tage. Manchmal dachte Ludwig mit Bangen daran, wie sich ihm die Zukunft bei derlei Konflikten gestalten werde. Ferdinand, sein Freund und Vertrauter, wusste ihn stets zu beruhigen.

„Ihr werdet Euch schon miteinander zurechtfinden, sagte er. „Eins muss sich in das Andere schicken. Jedes muss ein wenig nachgeben, und da kommt Ihr schon in der Mitte zusammen; es sind ja keine ernste Prinzipien, wenigstens bei Dorothea nicht, die einfach so ist, wie sie erzogen worden. Ist sie erst Deine Frau, so wird sie sich in allen Dingen Deinen Anschauungen anbequemen.“

„Und wenn sie es nicht tun wird?“

„Warum sollte sie es nicht tun? Du, als kluger Mann, wirst sie schon zu nehmen wissen. Schöne Kleider, kostbare Spitzen, Diamanten und Perlen üben großen Einfluss auf die Anschauungen

der Damen. Ein hübsches Geschenk, irgendeine niedliche, aber doch wertvolle Kleinigkeit wird Dir in Allem, was Du wünschest, die Nachgiebigkeit Deiner Gattin sichern.“

„Ich weiß nicht, ob Dorothea zu dieser Art von Damen gehört und ob die Gleichgültigkeit gegen gewisse Vorschriften unserer heiligen Religion nicht tiefere Wurzeln bei ihr geschlagen hat, als Du meinst. Was mich am meisten bekümmert, ist, dass ihr Vater seiner Nachlässigkeit und Bequemlichkeit den Anschein von einer gewissen Grundsätzlichkeit zu geben sich bemüht. Solche Erscheinungen sind immer tief zu beklagen. Ersonnen, um das eigene Gewissen zu beschwichtigen, hüllen sie sich nur zu gern in einen gewissen Nimbus, welcher der Umgebung imponiert. Ich fürchte, Dorothea hält die Sophismen ihres Vaters alle für lautere Wahrheit.“

„Gesetzt nun, es sei Alles so, wie Du sagst, mein teurer Freund, wie kannst Du es ändern? Kannst Du Dich entschließen, Dein Verhältnis zu Dorothea aufzulösen?“

„Nein, das vermöchte ich nicht über mich zu bringen. Ich liebe Dorothea mit aller Glut meiner Seele. Lieber möchte ich sterben als ihr entsagen.“

„Dann musst Du die Dinge eben nehmen, wie sie sind und mit großer Klugheit verfahren, um Dorothea allmählich an Deine Anschauungen zu gewöhnen; Du darfst namentlich im Anfange nicht zu streng auftreten.“

„Ich lasse sie ja gerne gewähren in Allem, was sie selbst betrifft. Dagegen kann ich mich doch nicht von ihr bestimmen lassen, die religiösen Vorschriften zu verlegen. Nicht ich bin es, der auf sie einzuwirken sucht, sie verlangt von mir, dass ich die rabbinischen Satzungen übertrete. Sage Du

selbst, lieber Freund, kann und darf ich da nachgeben?“

„Nun, ich dünke ein Mädchen wie Dorothea Frank wäre auch wohl eines kleinen Opfers wert.“

„Nennst Du das ein kleines Opfer, wenn ich meine religiöse Überzeugung aufgeben würde?“

„Davon ist nicht die Rede. Nur vorübergehend sollst Du nachgiebig sein.“

„Nicht um alle Schätze der Welt, nicht um mein ganzes Erdenglück würde ich mich einer mutwilligen Verlegung des Religionsgesetzes schuldig machen.“

„Du nimmst die Sache zu streng. Wahrlich Du bist vor allen andern Menschen glücklich zu preisen. Jung, gesund, reich, in glänzender und geachteter Stellung, Bräutigam des schönsten, besten, liebenswürdigsten Mädchens — ich begreife nicht, wie Du Dich selbstquälerischen Schrullen hingeben kannst. Du musst Dich in die Launen Deiner Braut fügen!“

„In allen Beziehungen würde ich das gerne tun, nur nicht in dem, was Ehre und Charakter und Religion antrifft.“

„Tue, wie Du willst; ich habe Dir meine Ansicht mitgeteilt. Noch einmal rate ich Dir: entweder löse das Verhältnis, oder sei klug und nachgiebig, und lass es zu keinem Konflikte kommen.“

Ferdinand verabschiedete sich, seinen Freund in nachdenklicher Stimmung zurücklassend.

„Es wäre undankbar gegen Gott“, sprach Ludwig vor sich hin, „wenn ich mein Glück durch Verletzung Seiner heiligen Gebote erkaufen wolle. Du hast mir so viel gegeben, Allgütiger, hast mich nicht verlassen, da ich eine hilflose Waise war, führe

auch jetzt mich den rechten Weg! Hilf mir, dass ich jede Versuchung überstehe und nicht strauchle auf meinem Lebenspfade! Lenke Du das Herz des geliebten Mädchens, damit es und möglich werde, in Friede und Eintracht den hohen Zielen zuzustreben, die Du den Kindern Deines Volkes gesteckt hast!“

Das Gebet hatte ihn wunderbar gestärkt. Freudigen Mutes machte er Toilette, um seine Braut aufzusuchen und den Abend in ihrer Gesellschaft zuzubringen.

Es war bereits spät geworden, als Ludwig das Haus seines Schwiegervaters verließ. Die Laternen in den Straßen — es gab damals in M. noch kein Gaslicht — verbreiteten nur geringe Helle. Der Himmel war von düstern Wolken verhängt. Nachdenklich schritt Ludwig seiner Wohnung zu. Es hatte einmal wieder einen recht heftigen Zwist zwischen ihm und seiner Braut gegeben. Ludwig hatte sich geweigert, beim Abendbrote die zum Pudding gereichte Weinsauce zu genießen und war dafür von seinem Schwiegervater verspottet und von seiner Braut mit Vorwürfen überhäuft worden. Zwar hatten sie sich schließlich, wie immer bisher, wieder versöhnt, aber es war doch ein Misston in seiner Seele zurückgeblieben. Plötzlich wurde Ludwig aus seinem Sinnen durch lautes Schreien emporgescheucht. Ein junges Mädchen lief eilig die Straße entlang, von zwei trunkenen Studenten verfolgt. Ludwig eilte hinzu und trat den Studenten entgegen.

„Meine Herren“, sagte er, „warum belästigen Sie die Dame, die doch augenscheinlich nichts von Ihnen wissen will?“

„Was gehts Dich an, Jude“, schrie der eine Student. „Komm morgen auf meine Bude! ich habe ein Paar alte Hosen zu verhandeln.“

„Aus dem Wege“, rief der Andere „damit

uns das Täubchen nicht fortfliegt. Wer nachts allein umherstreift, ist keine Dame!“

„Gleichviel“, entgegnete Ludwig. „Das Mädchen flieht vor Ihnen. So lassen Sie sie in Ruhe!“

„Packe Dich Jude, oder ...“

Der Student griff Ludwig an die Kehle. Dieser aber schleuderte den Trunkenen zurück, so dass er in den Rinnstein fiel; der Andere, der seinem Gefährten zu Hilfe kommen wollte, stolperte und bettete sich neben ihm.

Das ganz erschöpfte Mädchen war unterdes stehengeblieben, um Atem zu holen. Ludwig näherte sich ihr.

„Ach, Herr Bär“, sagte sie zitternd, „wie kann ich Ihnen genug danken!“

„Kommen Sie, mein Fräulein, schnell“, sagte Ludwig, „ehe jene Beiden wieder aufstehen; ich werde Sie nach Hause begleiten. Wo wohnen Sie?“

„Ich heiße Otilie Seefeld.“

„Ah, Sie sind die Tochter des Bankier Seefeld! Da haben wir ja nicht weit zu gehen.“

„Ich war bei meiner Tante, die nicht ganz wohl ist. Es war Niemand da, der mich nach Hause hätte begleiten können. Ich dachte, ich könnte den kurzen Weg allein zurücklegen; da wurde ich von den beiden Studenten verfolgt. Wie kann ich Ihnen genug danken, Herr Bär?“

„Es ist nicht der Rede wert.“

„Doch, doch, jene waren zu zweien und Sie allein — Sie hätten leicht den Kürzeren ziehen können.“

„Die beiden jungen Leute waren betrunken. Da war es leicht, sie zu überwinden. Wir sind schon da. Soll ich läuten?“

„Ich habe einen Hausschlüssel. Nochmals, Herr Bär, spreche ich Ihnen meinen innigsten, heißesten Dank aus.“

Sie hatte unterdes aufgeschlossen und war in das Haus geschlüpft. Ludwig kehrte in seine Wohnung zurück. Als er durch die Straße ging, in der ihm vorher das kleine Abenteuer passiert war, hörte er lautes Schnarchen. Es waren die beiden Studenten, die im Rinnsteine eingeschlafen waren.

IV.

Ludwig sollte in dieser Nacht noch mehr erleben. Sein Weg führte ihn an einem Hause vorbei, das in der ganzen Stadt als eine geheime Spielhölle berüchtigt war. Mehrere junge Leute verließen gerade das Haus, und Ludwig erkannte in einem derselben zu seinem Schrecken seinen Kassierer, Carl Hochstetter. Carl war gleichzeitig mit Ludwig in das Geschäft des alten Bär eingetreten und hatte sich bald durch Fleiß und Pünktlichkeit das Vertrauen seines Prinzipal erworben. Wegen seiner großen Zuverlässigkeit hatte ihm Jakob Bär die Kasse übergeben, und Ludwig hatte ihn bei diesem Posten belassen. Die Entdeckung, dass sein Kassierer ein Spieler sei, konnte natürlich dem jungen Chef nicht gleichgültig sein. Er blieb stehen, um genau zu beobachten und sich zu überzeugen, ob er sich wirklich bei dem schwachen Lichte der Laterne nicht geirrt habe. Carl Hochstetter, dessen Wohnung in gegengesetzter Richtung lag, ging gerade auf Ludwig zu. Auch er erkannte seinen Prinzipal, und Leichenblässe überzog sein Antlitz. Rasch drehte er sich um und lief eiligst davon. Ludwig nahm sich vor, den jungen Mann künftig sorgfältig zu beobachten und ihn bei der ersten Gelegenheit von der Kasse zu entfernen. Er begab sich nach Hause und, ermüdet wie er war, schlief er bald ein.

Carl Hochstetter aber suchte in dieser Nacht seine Lagerstätte nicht auf. Schon lange hatte er verbrecherische Pläne geplant, deren Ausführung

durch die Begegnung mit seinem Prinzipale beschleunigt wurde. Er eilte in ein abgelegenes Gässchen der Vorstadt und klopfte dreimal an das Fenster eines Parterrestübchens. Nicht lange darauf wurde die Türe eines Häuschens geöffnet, und ein verdächtig aussehender Mann trat auf die Straße.

„Fritz“, sagte Hochstetter, „der Augenblick, von dem ich Dir schon lange sagte, ist da. Noch in dieser Nacht wollen wir es ausführen; wir entfliehen dann zusammen nach Amerika.“

„Ich bin bereit“, sagte Fritz. Ich will nur mein Handwerkzeug holen.“

Am andern Morgen herrichte große Aufregung im Hause Ludwig Bär. Durch ein offenes Fenster waren in der Nacht Diebe eingestiegen. Die Kasse stand offen und war ihres Inhalts, der ungefähr 10,000 Thaler betragen hatte, beraubt.

„Das hat kein Anderer als Carl Hochstetter getan“, rief Ludwig, als er von dem Verbrechen in Kenntniss gelegt wurde.

Seine Vermutung bestätigte sich; Denn der ungetreue Kassierer kehrte nicht in das Comptoir zurück.

Zu jener Zeit gab es noch keine Telegraphen. Wer einen Flüchtling verfolgen wollte, musste sich selbst auf den Weg machen. Es unterlag wohl kaum einem Zweifel, dass der Dieb sich nach Hamburg begeben würde, um von da nach Amerika zu entfliehen. Ludwig entschloss sich daher, sofort dorthin zu reisen, um dem Verbrecher seinen Raub wieder abzujagen. Immerhin kostete es einige Zeit, bis er sich die nötigen Papiere zu seiner Legitimation und zur Inanspruchnahme der Behörde verschafft hatte. Nur mit wenigen Worten konnte er Abschied von seiner Braut, seinen Schwestern und seinem Freunde nehmen. Dann fuhr er mit Extrapost der großen Handelsstadt zu. Schon auf der

nächsten Station erlangte er die Gewissheit, dass er auf der richtigen Fährte sei. Zwei Männer, von denen der eine unzweifelhaft der Beschreibung nach Hochstetter war, waren in einem Mietwagen beim Posthause angefahren und hatten Extrapost in der Richtung nach Hamburg genommen. Die Vermutung wurde von Station zu Station zur Gewissheit. Aber die Verbrecher hatten einen zu großen Vorsprung. Auch in Hamburg war ihnen das Glück günstig gewesen. Sie hatten ein Dampfboot vorgefunden, welches sie schon am Tage nach ihrer Ankunft aufnahm, um sie nach New-York zu befördern. Als Ludwig Hamburg erreichte, befanden sich die Verfolgten auf hoher See. Ludwig zögerte nicht, über das große Weltmeer zu fahren, um dort sein Eigentum zurückzuerobern. Er wartete die Abfahrt des nächsten Dampfbootes ab, und kam glücklich in New-York an. Hier begab er sich sofort auf das Polizeibüro, das ihm einen Detective zur Verfügung stellte. Lange streiften die Beiden in New-York umher; von einem Carl Hochstetter war keine Spur zu finden, Schon hatte Ludwig jede Hoffnung aufgegeben und gedachte mit dem nächsten Dampfer nach Europa zurückzukehren, da bemerkte er bei Gelegenheit eines Volksfestes mitten im Gedränge einen Mann, der weiße Beinkleider trug.

„Sehen Sie den Mann mit den weißen Beinkleidern“, sagte er zu dem Detectiven. „Die Gestalt, die Manieren, die Bewegungen stimmen auffallend mit denen meines entflohenen Kassierers überein; auch liebt er es, in heißen Sommertagen weiße Beinkleider zu tragen. Aber die Gesichtszüge stimmen nicht. Die Farbe des Haars und des Barts ist eine andere. Auch die Warze an der Stirne verleiht dem Gesichte eine ganz andere Gestaltung.“

„Bart und Kopfhaar“, sagte der Detective, „können gefärbt sein; auch ist es möglich, dass die Warze auf künstlichem Wege hergestellt ist. Wir wollen den Burschen im Auge behalten.“

Die Beiden folgten dem Manne mit den weißen Beinkleidern auf Schritt und Tritt, bis derselbe sich in das Astor-Haus begab. Einige Zeit nachher traten Ludwig und der Detektive in den großen Kaffeesaal. Da saß der Mann, aus einem Röhrchen behaglich Eislimonade schluckend.

„Carl Hochstetter!“, rief Ludwig mit lauter Stimme in den Saal hinein.

Der Mann ließ das Röhrchen aus dem Munde fallen und sprang erschreckt in die Höhe.

„Guten Morgen, Carl“, sagte Ludwig. „finde ich Dich endlich? Ich habe Dich lange genug gesucht!“

„I do not understand“, stammelte der Angeredete.

„Mache keine Flausen Carl! Gib mir das Geld wieder, das Du mir gestohlen, und ich will von jeder weiteren Verfolgung abstehen.“

Unterdes war der Detektive mit einem nassen Schwamme über die Stirn des Verfolgten gefahren, so dass die Warze sich loszulösen begann.

„Mein Herr“, rief der Mann in deutscher Sprache, „was unterstehen Sie sich!“

„Siehe“, sagte Ludwig, „Du sprichst ja auf einmal deutsch!“

Der Detektive aber sagte lächelnd:

„Ich bin Polizeibeamter, mein Herr und zugleich ein wenig Doktor; ich will Sie von dieser hässlichen Warze, die Sie so sehr entstellt, befreien.“

Dabei wiederholte er das Experiment, und die Warze verschwand unter seiner geschickten Hand.

„Mache mich nicht unglücklich, Ludwig“, sagte der Verbrecher zitternd.

„Ich habe ja schon gesagt: gib das geraubte Geld zurück, und ich werde Dich nicht weiter verfolgen.“

Der Dieb konnte allerdings die ganze Summe nicht zurückerstatten; fünfhundert Thaler hatte er schon verausgabt, teils für Reisekosten, teils für den Anteil, den er seinem Komplizen gegeben. Ludwig ließ ihm noch hundert Thaler, damit er im fremden Lande nicht ganz mittellos sei.

Nachdem Ludwig diese Angelegenheit zum glücklichen Ende geführt und den Detektiven reich belohnt hatte, wäre er gern mit dem am andern Tage abgehenden Dampfer „Friede“ nach Europa zurückgekehrt. Da er jedoch einmal in Amerika war, beschloss er, einige Geschäftsfreunde in New-York, Philadelphia, und Baltimore zu besuchen. Er schrieb daher seinen Lieben, dass er eine Karte für das in vierzehn Tagen abgehende Dampfboot „Aviso“ gelöst habe.

V.

Dorothea erwartete die Rückkehr ihres Bräutigams mit Sehnsucht. Jubelnd las sie den Brief, der dieselbe in nahe Aussicht stellte. Sie zählte die Wochen und Tage, die bis dahin noch verfließen mussten. Damals war die Verbindung mit Amerika noch keine so geregelte wie heutzutage. Die Überfahrt dauerte mindestens drei Wochen und wurde durch widrige Umstände häufig noch mehr verzögert. Woche auf Woche verging. Ludwig kam nicht und sandte auch keine Nachricht. Der Sommer war zu Ende gegangen und die Hohen Feiertage nahten heran. Gleich nach dem Hüttenseite hätte das Hochzeitsfest gefeiert werden sollen. Das Neujahrsfest zog ins Land, ihm folgte der Versöhnungstag und dann kam das heitere Hüttenfest, diesmal Tage der Trauer, Angst und Sorge für Braut, Freund und

Schwestern. Was war aus Ludwig geworden, warum kam er nicht, warum schrieb er nicht? Sorgfältig wurden in den Zeitungen die Schiffsnachrichten aufgesucht. Da las Ferdinand zu seinem Schrecken, dass der Dampfer „Aviso“ in Hamburg nicht angelangt sei, dass aber die Besatzung eines Segelschiffes auf hoher See die halbverbrannten Trümmer eines Dampfbootes bemerkt habe. Wahrscheinlich sei auf dem „Aviso“ Feuer ausgebrochen und Ladung, Mannschaft und Passagiere mitsamt dem Schiffe elendiglich zu Grunde gegangen. Andere Nachrichten bestätigten bald nachher die traurige Kunde. Kein Zweifel, Ludwig hatte in den Wellen des Meeres sein frühes Grab gefunden. Der Schmerz Dorotheas war grenzenlos. Vergebens bemühten sich die Eltern, sie zu trösten.

„O“, sagte sie unter strömenden Tränen, „wenn er gestorben wäre, und auf dem Friedhofe läge, so könnte ich doch täglich sein Grab besuchen! Aber auch dieser Trost ist mir versagt. Die gefräßigen Raubtiere des Meeres haben sein Fleisch gefressen und auf einem einsamen Eilande bleichen seine Gebeine! Für mich ist jede Hoffnung erloschen; ich wünsche nichts als den Tod.“

„Hartherziges Kind“, sagte die Mutter. „Hast Du denn nicht ein Fünkchen Liebe für mich und den Vater? Du bist unser einziges Kind, unsere einzige Hoffnung, unsere einzige Freude. Dein Schmerz ist gerecht; aber Du musst ihn zu beherrschen suchen.“

Da umarmte Dorothea die Mutter und weinte laut.

Der Vater trat hinzu und sagte: „Höre auf, Kind, und sei vernünftig! Du warst doch nicht seine Frau. Du warst erst seine Braut. Sei froh, dass die traurige Geschichte vor und nicht nach der Hochzeit passiert ist. Nach jüdischem Gesetze hättest Du

sonst Dich nie wieder vermählen können, da es unmöglich ist, unter derartigen Umständen den mit Bestimmtheit erfolgten Tod zu konstatieren. So aber ist die Geschichte nicht so schlimm. Die Zeit wird Deinen Schmerz lindern, und Du wirst Diene Liebe einem andern Manne schenken.“

„Vater, sprich nicht so, Du tust mir unendlich wehe!“
Ferdinand Kopp wurde gemeldet.

„Lass ihn eintreten, Mutter, mit ihm kann ich von meinem unendlichen Schmerze reden; er hat seinen Freund wahrhaft geliebt!“

Ferdinand Kopp trat ein; er sah abgehärmt aus.

„Ich habe mir im Geschäfte“, sagte er, „Urlaub nehmen müssen; ich bin ganz unfähig zu arbeiten. Meine Gedanken verwirren sich. Wenn ich etwas schreiben soll, so kommen mir unwillkürlich die Worte in die Feder: armer, armer Ludwig!“

„Ja, Herr Kopp“, sagte Dorothea unter strömenden Tränen, „Sie waren sein Freund, sein wahrhafter Freund, kommen Sie doch häufig zu uns, damit ich mich mit Ihnen von ihm unterhalten kann. Es ist das noch die einzige Freude, die mir auf Erden blüht.“

Gern erfüllte Ferdinand die Bitte der Geliebten des verlorenen Freundes. Er wurde ein täglicher Gast im Frank'schen Hause. Anfangs unterhielt er sich mit Dorothea ausschließlich von dem in den Fluten des Meeres Begrabenen. Allmählich fingen die Beiden an, auch für andere Dinge Interesse zu gewinnen.

„Höre, einmal, Marianne“, sagte eines Tages Herr Frank zu seiner Ehegenossin. „Ich glaube, es spinnt sich etwas an zwischen Dorothea und Ferdinand. Dieser Herr Kopp ist zwar keine so gute Partie wie der verstorbene Bär; allein, in

gewisser Beziehung ist er mir doch lieber. Er ist wenigstens kein solcher Prinzipienreiter wie sein verstorbener Freund. Er ist auch fromm; aber verständig dabei. Seitdem er bei uns so häufig verkehrt, trinkt er unseren Wein und verschmäht unsern guten Emmenthaler Käse nicht; rümpft auch nicht die Nase, wenn ich am Sabbat Geld ausbe.“

„Weißt Du, Salomon“, antwortete Frau Marianne, „Du könntest ihn, wenn er unser Schwiegersohn würde, in Dein Geschäft nehmen.“

„Das ist ein guter Gedanke.“

Die beiden Schwestern Ludwig schienen bei der traurigen Nachricht untröstlich zu sein; aber es schien nur so. Trostreich war ihnen der Gedanke, dass sie nunmehr reiche Erbinnen seien und glänzende Partien machen könnten. Da sie nach den Gesetzen des Landes noch unmündig waren, so stellte ihnen das Gericht einen Vormund, der ihr Vermögen verwalten sollte. Das Geschäft musste liquidieren. Genaue Erhebungen wurden in Amerika veranstaltet, und als es sich mit Gewissheit herausstellte, dass Ludwig Bär sich unter den Passagieren des untergegangenen Dampfbootes „Aviso“ befunden hatte, so erklärte ihn das Gericht für tot und übergab sein Vermögen dem Vormunde seiner beiden Schwestern.

Nicht lange währte es, so bewarben sich zwei junge Leute, die in M. an der Spitze eines großen Schuhwarengeschäftes standen, um die Liebe der beiden Schwestern. Bernhard Reich und Philipp Rubinsohn waren beide Söhne vermöglicher Eltern und erfreuten sich auch als Geschäftsleute eines sehr guten Rufes. Den beiden jungen Mädchen gefielen die liebenswürdigen Männer, und der Vormund hatte nichts gegen sie einzuwenden. Reich warb um Antonie und Philipp Rubinsohn um Klothilde. Die beiden Verlobungen fanden an einem Tage statt.

„Dorothea“, sagte Ferdinand eines Tages zu der Braut seines verstorbenen Freundes, „wollen Sie ewig um den Dahingeschiedenen trauern? Jetzt darf ich es Ihnen gestehen: Ich habe Sie schon geliebt, als der arme Ludwig noch lebte. Mit Gewalt musste ich meine Gefühle zurückdrängen, um an unserer Freundschaft kein Verräter zu werden. Oft habe ich Ludwig gemahnt und ihm vorgeworfen, dass er das große Glück nicht genügsam würdige, dass ihm durch Ihren Besitz zuteilwerden sollte. Dorothea, ich glaube Grund zu haben, annehmen zu dürfen, dass Ihre Eltern den Bund unsrer Herzen segnen würden. Seien Sie die Meine! Ich werde Sie auf Händen tragen, und meines ganzen künftigen Lebens heißestes Bestreben soll sein, Sie glücklich zu machen.“

„Wie können Sie, der Sie sein Freund waren, verlangen, dass ich das Angedenken am ihn verdränge? Müsste nicht immerwährend sein Schatten trennend zwischen uns treten?“

„Nicht doch, Geliebte! Der verklärte Geist unseres verewigten Freundes wird aus den himmlischen Höhen segnend auf uns herniederschauen, beglückt durch das Bewusstsein, dass die zwei Menschen, die er auf Erden am meisten geliebt hat, sich zum innigsten Bunde vereinigt haben.“

„Meinen Sie das wirklich, Ferdinand, verblendet Sie nicht Ihre Liebe zu mir? Begehe ich kein Unrecht gegen unsern armen Freund, wenn ich statt seiner einem Andern angehöre?“

„Ich bin fest überzeugt, dass, wenn Ludwigs verklärter Geist zu uns reden könnte, er freudig und gern unsern Bund segnen würde.“

„So sei es denn“, sagte Dorothea, dem Freunde die Hand reichend.

Der Eltern Freude war groß, als sie den Entschluss der Tochter vernahmen. Ferdinand Kopp

musste sofort seine Stelle aufgeben, um in das Geschäft seines künftigen Schwiegervaters als Teilhaber einzutreten. Dorothea erlangte bald ihre alte Heiterkeit wieder. Kein Schatten verdunkelte mehr den Horizont ihres jungen Glückes. Ludwig Bär aber war verschollen und vergessen.

VI.

Ludwig hatte seine Heimreise unter glücklichen Auspizien angetreten. Der Himmel war heiter, die See ruhig. Schon bei der Hinreise war Ludwig von der Seekrankheit verschont geblieben, trotzdem er die jüdischen Speisegesetze auf das Strengste beobachtete und nur von den kalten Speisen zehrte, die er von Hamburg mitgenommen hatte. Auch bei der Rückreise hatte er sich in New-York reichlich mit Lebensmitteln versorgt. Die meiste Zeit brachte er auf dem Verdecke zu, und die Seeluft bekam ihm ausgezeichnet gut. Unter den Passagieren fand er ganz angenehme Gesellschaft, auch einige Glaubensgenossen, die in früher Jugend nach Amerika ausgewandert waren und jetzt als wohlhabende Leute in die alte Heimat zurückkehrten. Zu seinem Bedauern bemerkte Ludwig, dass Leute während ihres Aufenthalts im fernen Westen dem Judentume oder vielmehr den Pflichten des Judentums ganz entfremdet worden waren.

„Sehen Sie, Herr Bär“, sagte ein aus Böhmen stammender Herr, Namens Grünhut, „es war gar nicht möglich. Als armer Junge bin ich nach Amerika gekommen und musste als Peddler^{*)} durch das Land ziehen. Weit und breit wohnten keine Juden. Woher hätte ich da jüdische Speisen nehmen sollen? Später ließ ich mich in einer kleiner Stadt in Massachusetts nieder und verheiratete mich. Meine

^{*)} Hausierer.

Frau war die Tochter eines Fleischhauers aus Bayern. Ihr war es gar nicht recht, dass das Fleisch nicht nach jüdischer Vorschrift bereitet werden konnte. Es wohnten noch fünf jüdische Familien in meinem Orte. Wir beschlossen, einen Lehrer und Kantor zu engagieren, der zugleich die Schechitah besorgen sollte. Ein Geschäftsfreund schickte uns einen solchen aus New-York. Eines Tages erhält meine Frau eine Lunge, an welcher die Flügel in ganz anormaler Weise zusammengewachsen waren. Sie lässt den Schochet rufen. — Sehen Sie einmal her, mein Lieber, sagte sie zu ihm, der Ochs war ja trepha! — Wirklich, Misses, sagte der Schochet, Sie haben Recht! Wie Sie das so gut verstehen! — Warum aber haben Sie das Stück Vieh für kosher erklärt? — Hm, sagte der Mann lächelnd, in Amerika nimmt man das nicht so genau. Wir schickten natürlich den Mann fort. Zwei andere Beamte, die wir nacheinander engagierten, waren noch schlimmer. Dann verloren wir den Mut und stellten Niemanden mehr als Schochet an. Was hätten wir machen sollen?“

„Sie hätten sich“, sagte Ludwig, „gar nicht an einem Orte niederlassen dürfen, an welchem es Ihnen nicht möglich war, das jüdische Religionsgesetz zu beobachten.“

„Ha, ha, ha“, lachte ein Herr Feldmann, der aus Rheinhessen stammte, „Sie haben Ansichten, Herr Bär, die für Amerika nicht passen. Wir sind ein freies Volk, frei in jeder Beziehung. Die Vorurteile der alten Welt haben für uns keine Bedeutung. Geld zu machen, das ist unser oberster Grundsatz. Wo der Amerikaner Gelegenheit findet, ein Vermögen zu erwerben, da lässt er sich nieder. Alles Übrige ist ihm Nebensache.“

„Und jetzt“, entgegnete Ludwig, „da Sie Ihren Zweck erreicht und als wohlhabender Mann

nach Europa zurückkehren, werden Sie da wieder die Gesetze unseres Gottes beobachten?“

„Fällt mir nicht ein! Wer einmal das alte Joch abgeschüttelt hat, der wird sich nicht wieder darunter beugen. Ich wüsste auch nicht wozu.“

„Sie sind undankbar gegen Ihren Schöpfer, der Ahnen so viel Gutes erwiesen hat.“

„Undankbar? Gutes erwiesen? Ich wüsste nicht, was ich Gott zu verdanken hätte. Was ich geworden bin und was ich besitze, ich verdanke es nur mir allein. Mit Not und Elend habe ich Jahre lang gekämpft, habe gehungert und gedarbt, bis ich durch Fleiß, Sparsamkeit und Ausdauer ein vermögender Mann bin geworden. Jetzt will ich mein Leben genießen und denke nicht daran, mir den Genuss durch das jüdische Religionsgesetz beschränken zu lassen.“

„Ohne den Schutz und die Hilfe des allmächtigen Gottes hätten Sie nichts erworben, werden Sie nichts genießen können.“

„Mein lieber Herr Bär, Sie haben Ihren Beruf verfehlt, Sie hätten Prediger werden sollen!“

Die Schiffsglocke, die zum Mittagmahle rief, ertönte. Die Herren, Damen und Kinder eilten in die Kajüte, wo die Tafel gedeckt war. Ludwig blieb auf dem Verdeck zurück.

„Herr, mein Gott“, sprach er vor sich hin, „wie vielen Versuchungen setzest Du doch die Kinder Deines Volkes aus! Wie schwer wird es so Manchem, Deine heiligen Gebote zu beobachten! In der alten Heimat leiden wir unter Verfolgungen und Ausnahmsgesetzen, und im Lande der Freiheit bedrohen uns noch größere Gefahren. Heil dem Manne, der Dein nicht vergibt, dem Erdensohne, der fest an Dir hält; denn die, so Dich suchen, werden ewiglich nicht straucheln, und nimmer werden beschämt werden Alle, die auf Dich vertrauen!“

Ein schriller Pfiff ertönte. Es war ein Signal, welches den Kapitän vom Diner hinweg auf das Verdeck rief.

Der Kapitän erschien alsobald.

„Wir werden einen Sturm erleben“, sagte er im Vorübergehen zu Ludwig. „Wollte Gott, er wäre schon vorüber.“

Ludwig beobachtete den Horizont, er war heiter und klar. Nur im Weiten erschien ein schwarzes Wölkchen, kaum größer als die Hand eines Mannes. Aber schon regten sich die Lüfte, und die bis dahin spiegelglatte Oberfläche des Meeres begann sich zu kräuseln. Wenige Minuten nachher, war der ganze Horizont schwarz umzogen. Hoch türmten sich die Wellen und hoben das schwankende Schiff empor, um es bald wieder in die Tiefe zu versenken. Dumpf begann der Donner zu rollen und funkelnde Blitze zogen hernieder. Aus der Kajüte herauf ertönte der Jammer der Frauen und Kinder. Da, ein furchtbarer Krach, ein betäubender, schwefelicher Dunst, und das Schiff, vom Blitze getroffen, stand in hellen Flammen.

„Wir sind verloren“, schrie der Kapitän, „Die Boote herbei!“

Sogleich wurden die Boote herabgelassen. Alles drängte sich zu denselben, und in wenigen Minuten waren sie mit Menschen angefüllt. Auch Ludwig wollte in eines der Boote steigen; ein Matrose hielt ihn zurück.

„Es ist überfüllt“, sagte er, „Sie würden den Untergang der Andern beschleunigen und selbst mituntergehen.“

Feldmann, der vom Boote aus den Vorgang mitangesehen, rief höhrend:

„Beten Sie doch zu Gott, Mr. Bär, der wird Sie auf dem brennenden Schiffe dem sichern Hafen zuführen.“

Ludwig antwortete nicht; aber er betete mit heißer Andacht:

„Herr, mein Gott“, sprach er, „Du bist allmächtig und vermagst Alles, rette mich und lass mich dieser Gefahr ent-rinnen, auf dass ich Dir danke und Deinen Ruhm verkünde auf Erben. Nicht um meinetwillen erflehe ich Rettung, sondern um Deines heiligen Namens willen! Siehe, zu Hause wartet mein mit Sehnsucht die geliebte Braut, und wenn ich sterbe, so würde sie ihr ganzes Leben im unendlichen Schmerze vertrauern!“

Neben Ludwig waren Grünhut nebst Frau und Kindern niedergekniet.

„Allmächtiger Gott“, flehte Grünhut, „schenke uns das Leben, und wir werden niemals mehr Deine heiligen Gebote übertreten!“

Das Unwetter wurde immer stärker; ein furchtbarer Schrei erscholl! — die beiden Boote waren umgestürzt und die Insassen in den Wellen begraben. Auch die auf dem Schiffe Zurückgebliebenen sahen den baldigen Tod vor Augen. Mit lauter Stimme begann Ludwig die Sterbegebete zu beten, in welche die Familie Grünhut miteinstimmte.

„Der Ewige ist Gott!“

Ein lauter Krach, das Schiff war geborsten und versank.

Ludwig hatte seine Oberkleider und seine Stiefel abgeworfen. Er war ein guter Schwimmer und suchte sich auf der Oberfläche zu erhalten. Es gelang ihm, einen vom ihm losgelösten Balken zu erfassen und ihn fest zu umklammern.

Der Sturm ließ nach und die Sonne durchbrach die Wolkendecke. Eine halbe Stunde lang mochte Ludwig auf dem Meere umbergetrieben worden sein. Schon verließen ihn die Kräfte. Da,

war es eine Sinnestäuschung? Er sah, wie Männer in einem Boote auf ihn zu ruderten. Nach wenigen Minuten fühlte er sich erfasst, und in das Boot gehoben.

VII.

Das Schiff, welches ein Boot entsandt hatte, um den im Meere Verlorenen vom Tode zu erretten, war der „Southampton“, ein prächtiger, großer Dreimaster, der auf einer Fahrt nach Melbourne in Australien begriffen, durch den Sturm in diese Gewässer war geschleudert worden. Leblos wurde Ludwig auf das Schiff gebracht. Der Befehlshaber desselben, Kapitän Smith, befahl, ihm in der Kajüte ein Lager zu bereiten und ihn auf das Sorgfältigste zu pflegen. Das durchnässte Portefeuille, das aus der Brusttasche der Weste des Geretteten gezogen wurde, nahm der Kapitän an sich, um es zu trocknen und für den Kranken aufzubewahren.

Wochen vergingen, ehe Ludwig sich von seinem Lager erheben und seinen Rettern danken konnte. Monate währte es noch, ehe der Southampton das Ziel seiner Fahrt erreichte. Während dieser ganzen Zeit dachte Ludwig immerwährend an die Angst und Trauer seiner Braut, seines Freundes, seiner Schwestern. Tag und Nacht stand vor seinem geistigen Auge das Bild der abgehärmten, tiefbekümmerten Dorothea.

Nach seiner Landung in Melbourne belohnte Ludwig seine Retter auf das Reichlichste. Dann ging er in die Stadt, um sich wiederum mit Kleidern, Wäsche und anderen Effekten zu versehen. Zu seiner größten Freude erfuhr er, dass sich in Melbourne eine jüdische Gemeinde befinde. Kurz vor den erzählten Ereignissen hatte man in Russland die an der deutschen Grenze wohnenden Juden der

Begünstigung des Schmuggelhandels beschuldigt. Infolgedessen hatte Kaiser Nicolaus die gewaltsame Entfernung derselben dekretiert. Zwar war es der aufopferungsvollen Vermittlung des edlen Sir Moses Montefiore gelungen, dieses grausame Dekret rückgängig zu machen; allein eine Anzahl russischer Juden war bereits infolge des ersten Schreckens ausgewandert, nach London gekommen und von dort unter Beihilfe wohlthätiger englischer Glaubensgenossen nach Australien geschickt worden. Sie hatten in den größeren Städten Gemeinden gebildet, Synagogen und Schulen errichtet. Ludwig fand bei ihnen das freundlichste Entgegenkommen, und mit innigstem Dankgefühl sprach er am kommenden Sabbat in der Synagoge das Gebet, das die aus großer Gefahr Erretteten öffentlich beten sollen. Seine neuen Freunde baten ihn, eine Zeit lang in Australien zu verweilen und in dem milden und gesunden Klima der Seeküste seine angegriffene Gesundheit wieder herzustellen. Allein Ludwig vermochte die Sehnsucht nach den Lieben in der Heimat nicht länger zu bemeistern. Er mietete einen Platz auf dem zunächst nach Europa abgehenden Dampfboote. Es war eine lange Fahrt und doppelt beschwerlich durch die Entbehrungen, die Ludwig sich auflegen musste. Während die Mitreisenden gar herrlich speisten, musste sich Ludwig mit der einfachsten Kost begnügen, wiewohl er für die erste Kajüte bezahlt hatte. Die Dampfbootfahrten währten damals viel länger als heutzutage, und noch jetzt beansprucht die Reise von Australien nach Europa eine geraume Zeit. Es wurde Ludwig diesmal viel schwerer, die jüdischen Speisegesetze zu beobachten, als auf seiner Fahrt nach New-York. Nicht allein dass die Reise viel länger dauerte, seine Gesundheit war durch die vielen, schrecklichen Strapazen geschwächt. Endlich, endlich kam die englische Küste

in Sicht, und mit wahrhaftem Wonnegefühl stieg Ludwig, nachdem das Dampfboot im Hafen angelegt hatte, ans Land. Die unendliche Sehnsucht nach seinen Lieben ließ ihn auch hier nicht rasten. In England gab es damals schon Eisenbahnen, und so konnte er sehr bald Dover erreichen, von wo aus er auf einem Dampfbote nach Hamburg fuhr.

Es war um die Zeit des Chanukah-Festes als Ludwig in Hamburg ankam, von wo aus er in den heißen Sommertagen seine Reise nach Amerika angetreten. In Hamburg hielt er sich wenige Tage auf, notgedrungen, denn seine Kräfte waren erschöpft. Gern hätte er von hier aus den Seinigen seine Ankunft vorher gemeldet; allein telegraphische Verbindungen gab es noch nicht, und die Posten waren dazumal so beschaffen, dass ein Brief von Hamburg nach M. mindestens eine ganze Woche unterwegs blieb. Ludwig hoffte aber viel früher zu Hause anzukommen. Wiederum fuhr er mit Extrapost und jeder Tag brachte ihn seinem Ziele näher.

Wie schön malte sich Ludwig die Ankunft in der Heimat aus. Zuerst wollte er die Schwestern aufsuchen. Was würden sie dazu sagen, wenn der Totgeglaubte plötzlich vor sie hintreten und ihre Trauer in Jubel verwandeln würde? Dann wollte er den Freund rufen lassen.

„Mein armer Ferdinand“, sprach er vor sich hin, „was musst Du um mich gelitten haben! Sind wir doch seit frühester Jugend wie Brüder, ja viel mehr als das!“ — Nicht, so dachte Ludwig, dürfe er es wagen, die Braut zu überraschen. Die plötzliche Freude könnte ja schädlich, vielleicht gar tödlich werden.

„Arme Dorothea! Wie sie wohl aussehen mag? Ihre Augen sind vom vielen Weinen ge-

rötet, ihre Wangen eingefallen, ihre Gestalt gebeugt und verhärtet! Die Bedauernswerte, und um meinetwillen hat sie so viel gelitten! Aber von nun an soll sie nur Tage der Freude und des Glückes schauen. Rasch wird sie sich wieder erholen und ihren alten Frohsinn wieder gewinnen. O, ich habe viel gut zu machen, ich muss ihr viele Freude bereiten als Entgelt für den schweren Kummer, den ich ihr verursacht habe!“

Es ist bereits Abend, da die Postkutsche durch die Thore von M. in die spärlich beleuchteten Straßen einfährt. Der Postillon schmettert lustige Weisen, und hier und da öffnet sich ein Fenster, durch das ein Neugieriger oder eine Neugierige herausschaut, um im Halbdunkel die Insassen der Postkutsche zu erkennen. Vergebliche Anstrengung! Ludwig hat dem Postillon genau Straße und Hausnummer angegeben. Die Kutsche hält, der Postillon stößt ins Horn; aber Niemand erscheint an der Türe, kein Fenster öffnet sich. Ludwig steigt aus, belohnt den Postillon und nimmt seine Handkoffer. Das Haus ist hell erleuchtet, Musik ertönt aus demselben.

„Was mag da vorgehen?“, fragte Ludwig erstaunt. Ach, der Arme wusste nicht, dass Diejenigen, die er vom tiefsten Schmerze niedergebeugt sich vorgestellt hatte, droben in ausgelassener Lustigkeit ein fröhliches Fest feierten. Es war der Vorabend vor Antoniens Hochzeit. Die Musik spielte zum Tanz, und den Reigen der Tanzenden eröffnete das fröhliche Brautpaar: Ferdinand Kopp und Dorothea Frank. Der Unglückliche, der jetzt die Treppe heraufeilte, hatte noch, keine Ahnung davon, dass er nach so kurzer Zeit schon verschollen und vergessen war.

VIII.

Eine Zeit lang steht Ludwig unbeachtet an der Türe des Salons und schaut mit weit aufgerissenen Augen dem sonderbaren Treiben zu. Seine Schwester Antonie hängt am Arme des ihm wohlbekannten Bernhard Reich, seine Schwester Klothilde tanzt mit dessen Kompagnon Philipp Rubinsohn. Da, da ist auch Dorothea, in prachtvoller Toilette, strahlend in Schönheit, Jugend und Frohsinn. Ferdinand schwebt mit ihr durch den Saal; aus seinen Blicken strömt die Glut unaussprechlicher Liebe. Jetzt geleitet er sie zu ihrem Sitze und umfasst sie zärtlich, während sie ihn mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtet. Ludwig greift sich an die Stirne. Träumt er? Ist wahnsinnig geworden? Nein, er wacht und ist ganz vernünftig, Was er sieht, ist keine Sinnestäuschung; aber es ist dazu angetan, ihn wahnsinnig zu machen. Noch immer steht er regungslos an der Türe, den Blick unablässig auf Dorothea gerichtet. Plötzlich ertönt ein furchtbarer Schrei. Dorothea, die wiederum zum Tanz antreten wollte, hat den an der Türe Stehenden erblickt und erkannt. „Ludwig!“, ruft sie und sinkt ohnmächtig zu Boden. Ein furchtbarer Schrecken ergreift die ganze Versammlung; die Musik verstummt. Alles bemühet sich um die ohnmächtig Hingesunkene. Auch Ludwig eilt herzu; ihn beherrscht nunmehr nur das eine Gefühl, dass die Geliebte seines Herzens gleich einer Toten da liegt. Ludwig will sie emporheben. Jetzt erkennt man ihn. „Ludwig Bär!“, ertönt es mit Entsetzen von allen Seiten. „Es ist sein Geist!“ „Er ist seinem Grabe entstiegen, um die Braut dem ungetreuen Freunde zu entreißen!“

Ludwig hört das Alles; er ist leichenblass und bestärkt so die Meinung der Zitternden, dass ein

abgeschiedener Geist unter sie gekommen. Mit unmenschlicher Anstrengung ringt er nach Worten. Lautlose Stille herrscht im Saal; selbst um die Ohnmächtige kümmert sich Niemand. Aller Augen sind auf Ludwig gerichtet.

„Ich bin kein abgeschiedener Geist“, stößt dieser endlich hervor; „ich lebe. In wunderbarer Weise bin ich dem Tode entgangen.“

Bei diesen Worten erwachte Dorothea wieder zum Leben. Sie erhebt sich. Ludwig stürzt auf sie zu. „Dorothea!“, ruft er — sie aber wendet sich ab, und Ferdinand, den ehemaligen Freund mit feindlichen Blicken betrachtend, umfängt sie mit seinen Armen.

„Sie ist mein!“, ruft er, „und ich werde sie mir nicht wieder nehmen lassen!“

„Wir Alle hielten Dich für tot“, sagt Dorothea, „und Ferdinand ist mein Bräutigam geworden.“

Entsetzen malt sich in Ludwigs Zügen, ein tief-schmerzlicher Seufzer entringt sich seiner Brust.

„O“, ruft er, „läge ich doch auf tiefstem Meeresgrunde! Musste ich deshalb dem Tode entrissen werden, um das zu erleben!“

Antonie eilt herbei. Wie eine Furie stürzt sie auf den zur Unzeit heimgekehrten Bruder los.

„Du bist der Fluch meines Lebens“, schreit sie. „Morgen sollte meine Hochzeit sein. Jetzt hat Bernhard erklärt, dass nichts daraus werden könne; er habe um die reiche Erbin geworben, nicht aber um ein armes Mädchen. Und das ist Deine Schuld. Musst Du gerade jetzt wieder kommen!“

Auch Klothilde nähert sich, laut weinend.

„Philipp“, ruft sie, „hat das Verlöbniß mit mir aufgehoben, weil mein Vermögen an Ludwig zurückgegeben werden muss. Du bist unser Unglück. Erst hast Du den Onkel beschwätzt, dass er uns hat

enterben müssen, und jetzt machst Du uns zur Schande, zum Spott und Gelächter der ganzen Stadt!“

Verzweiflung ergreift das Herz des armen Gequälten. Er stürzt zum Saal hinaus, die Treppe hinunter, auf die Straße, in die finstere, traurige Winternacht. Er fühlt nicht den eisigkalten, rauhen Nordost, bemerkt nicht das heftige Schneegestöber.

„Onkel, Onkel, wie hattest Du so recht! Wer weggeht, wird vergessen, und wenn er wiederkehrt, jagt man ihn fort!“

Er rennt durch die Straßen der Stadt, der kalte Wind führt ihm den Schnee ins Angesicht: stärker als der Sturm tobt der Kummer in seiner Brust. Wie ist er doch so entsetzlich enttäuscht worden! Ist das das Wiedersehen, das er sich so oft mit den wonnigsten Farben ausgemalt? Als er auf dem brennenden Schiffe niederkniete, da betete er zu dem allgütigen Gotte um seine Rettung, nicht um seinetwillen, sondern um des verzweifelnden Mädchens willen, damit es nicht kummervoll sein ganzes Leben vertrauere. Und Gott hat sein Gebet erhört, hat ihn in wunderbarer Weile am Leben erhalten. Und jetzt? O, hätte die rettende Hand ihn nicht emporgezogen aus dem nassen Grabe!

In seinem Innern entbrennt der Zorn, der Zorn gegen die neidischen Schwestern, der Zorn gegen den falschen Freund, der Zorn gegen die treulose Braut. Das Dichterwort kömmt ihm in den Sinn:

Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Ist wert nicht, dass die Welt von ihm erfahre.

Alle seine Freunde haben ihn betrogen, haben sich als falsch und schlecht erwiesen. Ist die ganze Welt so? Verachtung gegen alle Menschen erfüllt ihn; es ekelt ihn, unter den Menschen weiter zu leben. Ja, sterben, sterben! Wie würde sein Tod

Diejenigen beglücken, die schon jetzt seine Erbschaft angetreten haben! Dann würde wieder Alles ins alte Geleise kommen. Ferdinand und Dorothea werden ein glückliches Paar, Bernhard Neid und Philipp Rubinsohn bewerben sich aufs Neue um die verlassenen Bräute.

Ludwig war auf seiner nächtlichen Wanderung bis an das Ufer des Flusses gekommen, der die Stadt M. durchströmt. Große Eisschollen wurden auf demselben stromabwärts getrieben.

„Wie wäre es“, sprach Ludwig, „wenn ich hier das nasse Grab aufsuchte, dem ich im Weltmeere entgangen? Dann könnte vielleicht Antoniens Hochzeitsfest noch morgen gefeiert werden. Doch nein, das Leben, das mir Gott geschenkt und wunderbar erhalten hat, darf ich nicht wegwerfen. Sei ein Mann, Ludwig, ertrage dein Unglück mit Kraft und Mut!“

Eiligen Schrittes entfernte er sich vom Ufer des Flusses. Wohin sollte er sich jetzt wenden? Sollte er nach Hause gehen und den zornigen Schwestern entgegentreten? Er beschloss, einen Gasthof aufzusuchen.

Der Portier in den „Vier Jahreszeiten“ erkannte mit Schrecken den Eintretenden.

„Um Gott“, rief er, „Herr Bär, sind Sie es? Sind Sie nicht vor einem halben Jahre im Meere versunken?“

„Nein“, sagte Ludwig, „ich bin gerettet worden und eben zurückgekehrt. Aber ich möchte die Meinigen in später Nacht nicht stören. Lassen Sie mir ein Zimmer anweisen!“

„Na, das wird eine Freude sein, wenn Sie so unverhofft zurückkehren! Da möchte ich dabei sein, wie die Schwestern jubeln werden! Und erst die Fräulein Braut. Sie können sich nicht vorstellen, Herr Bär, wie Sie betrauert worden sind. Die

ganze Stadt hat den größten Anteil an Ihrem Gesckicke genommen. Fräulein Frank hat Wochen lang unablässig gemammert und geweint. Die Stadt hat das größte Mitleid mit dem armen Mädchen gehabt. Es ist dem armen Mädchen zu gönnen, an ihre Trauer sich jetzt in Freude verwandeln wird.“

Ludwig begab sich in das ihm angewiesene Zimmer und ließ sich Tee bringen. Die Worte des Portiers hatten ihn tief ergriffen. Er war also betrauert worden. Erst, als man an seinem Tode nicht mehr zweifeln konnte, hatte sich Dorothea mit Ferdinand verlobt. Die letztere Tatsache schien in der Stadt noch nicht bekannt zu sein.

Während Ludwig den heißen Trank schlürfte, fing er an, ruhig zu denken. Mit großer Andacht betete er das Abendgebet, und suchte dann todmüde sein Lager auf. Bald ließ ihn der Schlaf allen Kummer und allen Schmerz vergessen.

IX.

Welch ein Stoff für die Klatschschwestern von M. und nicht nur für die weiblichen! Die wunderbare Rückkehr des vom Tode erstandenen Ludwig Bär allein hätte Schon genügt, für vierzehn Tage die Unterhaltung in dem verschiedensten Kreisen der Stadt lebhaft zu gestalten, und nun gar erst die merkwürdigen Szenen am Abend seiner Heimkehr! Wie ein Lauffeuer durchflog die Kunde davon die ganze Stadt. Waren doch Zeugen genug dabei gewesen. Noch an demselben Abend saß eine Gesellschaft in einem Kaffeegause beisammen und diskutierte lebhaft die von einem Augenzeugen berichteten Ereignisse. Alle waren sie einig in der Verurteilung des Benehmens der Schwestern und deren

Liebhaber, des Freundes und dessen Braut. Nur darüber entspann sich eine lebhafte Debatte, wer von diesen sechs Personen am schlechtesten gehandelt habe.

„Am meisten“, sagte Herr Wiesenmeier, „sind die beiden schlechten Kerls zu verurteilen, die ohne Scheu, ohne Scham sofort erklärten, dass sie die beiden Mädchen nur ihres Geldes halber nehmen wollten.“

„Nein“, sagte Herr Benzinger, „das Benehmen der beiden Schwestern war noch abscheulicher. So soll man einen Bruder empfangen und ihm Vorwürfe machen, dass er nicht gestorben ist. Das überschreitet alle Grenzen.“

„Ich finde“, nahm Herr Lennep das Wort, „das Benehmen dieses Ferdinand Kopp noch viel schändlicher. Das ist ein Verrat an der Freundschaft, wie er nicht schlimmer gedacht werden kann.“

„Doch., meine Herren“, belehrte die Anderen Herr Domaier, „der Verrat an der Liebe, dessen sich das Fräulein Frank hat schuldig gemacht, ist das allerschlimmste.“

„Nehmen Sie sich in Acht, meine Herren“, sagte Herr Fuchsheimer, der Gelehrte der Gesellschaft, „dass man aus Ihren Urteilen nicht auf Ihre Charaktere schließe, wie dies einst bei einem ähnlichen Ereignisse der weise König Salomo getan.“

„Ach, erzählen Sie, Herr Fuchsheimer, erzählen Sie!“, erscholl es von allen Seiten.

Und Herr Fuchsheimer erzählte:

„Einst, so berichten die Weisen im Midrasch, hatten drei Freunde zusammen eine Geschäftsreise gemacht und gemeinschaftlich viel Geld erworben. Als sie heimkehrten, es war an einem Freitage, konnten sie vor Sabbath die Stadt nicht erreichen. Da beschlossen sie, das Geld zu vergraben, um es beim Ausgange des Sabbats zu holen und zu

teilen. Sie taten also und gingen dann gemeinsam in die Stadt. Aber Einer von ihnen, dessen Herz von Habsucht erfüllt war, ging noch in der Sabbatnacht hinaus aufs Feld, grub den Schatz aus, und verbarg ihn an einem andern Orte. Man kann sich den Schrecken vorstellen, da nach Ausgang des Sabbats das Geld nicht gefunden wurde. Einer beschuldigte den Andern; aber keiner wollte den Raub begangen haben. Sie gingen zu Salomo, von dem man wusste, dass seine Weisheit ohnesgleichen war auf Erden und dass er die schwierigsten, verwickelsten Dinge richtig zu lösen verstand.

Kommt morgen wieder, sagte der weise König, nachdem sie ihr Anliegen vorgebracht. Und als sie am andern Tage erschienen, sprach Salomo: Ich kann über den Fall nicht entscheiden. Da ich aber sehe, dass ihr kluge Männer seid, Kaufleute, die weit in der Welt umhergekommen sind, so bitte ich um Euren Rat in einer Angelegenheit, die der König von Artzi meiner Beurteilung unterbreitet hat. Ein Knabe und ein Mädchen waren zusammen aufgewachsen, hatten sich lieb gewonnen und sich ewige Treue gelobt. Da zog der Jüngling fort nach einer andern Stadt. Jahre vergingen, und das Mädchen machte die Bekanntschaft eines andern Jünglings, der ihr in Liebe zugetan war. Als dieser um sie warb, sagte sie: Gern möchte ich Dir angehören; allein ich bin durch einen Schwur der Treue an den Freund meiner Kindheit, Elzaphan, der jetzt in Uscha wohnt, gebunden. — Wohlan, sprach der Jüngling, ich will nach Uscha reisen, und Elzaphan ersuchen, Dich frei zu geben von Deinem Schwur. Ich bin reich, und auf ein reiches Lösegeld kommt es mir nicht an. — Mein Bruder und ich, sagte das Mädchen, wir wollen Dich begleiten. — Und sie nahmen Gold und Kostbarkeiten in Menge und reisten nach Micha. Als sie zu Elzaphan

kamen und ihm Alles erzählt hatten, sagte dieser: Ich habe meinen Schwur der Treue gehalten. Wenn Du aber diesen Jüngling mehr liebst als mich, so gebe ich Dich frei; ein Lösegeld verlange ich nicht.

Vergnügt traten das Brautpaar und der Bruder der Braut die Heimreise an. Der Weg führte sie durch einen Wald, in welchem eine Räuberschar sie überfiel, sie ausplünderte und gefangen nahm. Der Anführer der Räuber beanspruchte das schöne Mädchen als seinen Beuteanteil. Da warf sie sich ihm zu Füßen und sprach: O, mein Herr, höre doch, wie es uns ergangen, und dass wir, nur um keinen Treubruch zu begehen, diese Reise unternommen haben. Und sie erzählte ihm Alles und sprach: Siehe, wir sind noch jung und haben verstanden, unsere Leidenschaften zu beherrschen; Du aber bist ein alter Mann; Dir ziemt es umso mehr, Deine Begierde zu bezähmen. Versündige Dich nicht an mir! Lass uns frei; das Geld und die Kostbarkeiten magst Du behalten. — Und der Räuberhauptmann erbarmte sich des Mädchens, ließ sie und ihre Angehörigen in Frieden ziehen und befahl seinen Leuten, ihnen alles Geraubte zurückzugeben. — Und nun ist die Frage, wer von diesen Leuten am edelsten gehandelt habe: Ob die Jungfrau, welche ihren Schwur nicht brechen wollte, oder Elzaphan, der seine Liebe geopfert und keinen Ersatz dafür genommen, oder der Anführer der Räuber, der das Mädchen geschont und ihrem Bräutigam das geraubte Gut zurückerstattet hat. „Sagt mir, ich bitte Euch, Eure Meinung.

Der Erste sprach: Ich preise vor Allen den jungen Elzaphan. Viele Jahre hat er treu die Liebe bewahrt in seinem Herzen; aber, weil ihm das Glück des geliebten Mädchens mehr galt als das eigne, hat er verzichtet; ihm gebührt der Preis.

Nicht doch, sprach der Zweite, die Jungfrau

ist noch mehr zu rühmen, dass sie nicht leichtsinnig ihr gegebene Wort gebrochen. Ein Mann ist ein Mann; er muss nach festen Grundsätzen handeln und seine Leidenschaften bezwingen; wenn aber ein schwaches Weib eine Heldentat vollbringt, so ist das mehr anzuerkennen als alles Andere.

Ich lobe mir den Anführer der Räuber, sprach der Dritte. Gut, er hat des Mädchens geschont; aber, wozu hatte er nötig, die geraubten Schätze zurückzugeben? Das ist eine Heldentat, die nicht genug gerühmt werden kann.

So sehr hängt Dein Herz am Gelde! sprach der König. Wohlan, gib das gestohlene Gut zurück, denn Du bist der Dieb. Gib es freiwillig zurück, so soll Dein Verbrechen verziehen sein. Weigerst Du Dich aber, so sollst Du Zeit Deines Lebens im Gefängnisse schmachten. Gestehe, dass Du den Sabbat entweiht und das Geld gestohlen hast!

Und der Mann erzitterte unter dem Blicke des Königs und gestand sein Vergehen. Seine Genossen erhielten ihr Geld zurück und hörten nicht auf, die Weisheit des Königs zu rühmen.

Hier, fuhr Fuchsheimer zu reden fort, liegen die Verhältnisse umgekehrt, und wer ein Urteil sich erlaubt, der mag es sich selbst zuschreiben, wenn man daraus auf seinen Charakter schließt. Nun, Herr Wiesenmeier, was meinen Sie, wer hat von jenen sechs Personen am schlechtesten gehandelt?

Wiesenmeier wurde über und über rot; es war ja stadtbekannt, dass er eine ältere Witwe nur um des Geldes willen geheiratet hatte.

Herr Benzinger, der, obgleich ein wohlhabender Mann, einen armen Bruder nur kärglich unterstützte, sprang auf und schrie: Sie sind ein boshafter Mensch, Fuchsheimer!

Herr Lennep war davon gegangen; er wusste nur zu gut, dass sein ehemaliger Freund und Kom-

pagnon ihn des Verrats an der Freundschaft beschuldigte. Herr Domeier sah Fuchsheimer mit einem flehentlichem Blicke an; denn dieser, aber auch nur dieser wusste, dass Domeier der Geliebten seiner Jugend untreu geworden und eine Andere geheiratet hatte. Fuchsheimer weidete sich an seiner Verlegenheit; aber er war barmherzig und schwieg.

X.

Bankier Seefeld saß mit seiner Familie beim Frühstück und erzählte seiner Frau und seinen Kindern die wunderbare Mähr von der Rückkehr Ludwigs und von dem Empfange, der ihm bei denen geworden, die er am meisten liebte. Da wurde der Portier des benachbarten Hotels gemeldet. Seefeld befahl, den Mann eintreten zu lassen.

„Herr Ludwig Bär“, sagte der Portier, „der von der Reise zurückgekehrt und bei uns abgestiegen ist, lässt Herrn Seefeld dringend bitten, sich zu ihm zu bemühen. Er befindet sich im zweiten Stock, Zimmernummer 24.“

„Ich werde sogleich erscheinen.“

Ludwig lag noch im Bette, als Seefeld bei ihm eintrat; er fühlte sich an allen Gliedern zerschlagen, und der Kopf war ihn schwer.

„Boruch mechajeh hammeßim, gelobt sei der Beleber der Toten!“, rief ihm Seefeld zu. „Ich gratuliere Ihnen, Herr Bär, Sie sind vom Tode erstanden!“

Ludwig lächelte matt.

„Ach“, sagte er, „besser wäre mir's, ich läge im tiefsten Meeresgrunde.“

„Armer junger Mann! Ich habe schon gehört, wie schlecht man Sie empfangen hat.“

Seefeld ergriff Ludwigs Hand; sie war glühend heiß.

„Sie sind krank, Sie haben Fieber.“

„Ich fühle es, und deshalb habe ich mir erlaubt, Sie rufen zu lassen. Ich möchte nicht in mein Haus zurückkehren, um mich der Pflege meiner Schwestern anzuvertrauen; ich will mich ins Hospital bringen lassen. Sorgen Sie gütigst dafür, dass ich koschere Kost und einen jüdischen Wärter erhalte.“

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, Herr Bär, welch tiefes Mitleid ich für Sie empfinde! Ich habe Ihnen noch nicht einmal meinen Dank aussprechen können, für den großen Dienst, den Sie, kurz vor Ihrer Abreise nach Amerika, meiner Tochter Ottilie erwiesen haben. Das arme Mädchen fühlte sich tief unglücklich, als die Nachricht kam, dass Sie beim Schiffbruch des Aviso umgekommen seien. Gestatten Sie mir, Herr Bär, Ihnen jetzt einen Teil meiner Schuld abzutragen, und erlauben Sie mir, Sie in mein Haus bringen zu lassen, damit meine Frau und meine Tochter Sie pflegen.“

„Unmöglich! Wie könnte ich Ihnen eine solche Last aufbürden!“

„Mit Gottes Hilfe werden Sie bald wieder genesen und in Ihr Haus zurückkehren können. Ich bin ein energischer Mann und dulde keinen Widerspruch. Sie sind krank und deshalb Ihrer Selbstbestimmung beraubt. So werde ich über Sie disponieren.“

Gesagt, getan. Ludwig wurde in das Haus Seefelds geführt und in einem schönen, geräumigen, luftigen Zimmer untergebracht. Frau Seefeld und Ottilie teilten sich in seiner Pflege. Bald verließ den Kranken das Bewusstsein. Ein heftiges Nervenfieber befiel ihn, und wilde Fantasien erschreckten seine Umgebung. Bald glaubte der Kranke in New-York zu sein, mit dem entflohenen Kassierer um das geraubte Gut kämpfend. Bald betete er in

herzzerreißenden Tönen, dass Gott ihn vor dem Tode in den Wellen bewahre, um des bedauernswerten Mädchens willen, welches seinen Tod ewig betrauern würde; bald schilderte er die Sehnsucht nach seinen Lieben und das Glück das diesen seine unverhoffte Heimkehr bereiten würde; oft wiederholte er die Schreckensszene, die er bei seiner Rückkunft im eigenen Hause erlebt hatte; dann wollte er sich in den Strom stürzen, um seinen Leiden für immer ein Ende zu machen. Kopfschüttelnd stand der Arzt an seinem Lager und sprach: „Die furchtbaren Seelenleiden des Unglücklichen gefährden sein Leben mehr als die Krankheit. Wenn es ein Mittel gäbe, ihn zu beruhigen — er wäre gerettet.“

Und dieses Mittel fand sich. Die Nähe Otiliens wirkte stets besänftigend auf den Kranken. Er hielt sie für Dorothea und meinte, diese sei reuig zu ihm zurückgekehrt. Als Otilie das bemerkte, blieb sie stets in der Nähe des Kranken, und wenn mitten in der Nacht die furchtbaren Fantasien zum Ausbruch kamen, so verließ sie eiligst ihr Lager und eilte an das Krankenbett, wo ihr Erscheinen stets eine besänftigende Wirkung übte. Neun furchtbare Tage waren auf diese Weile vergangen. Die ganze Stadt nahm den größten Anteil an dem Geschehe des Kranken. Im Comptoir Seefelds wurde es fast nicht leer von Leuten, die sich nach dem Befinden Ludwigs erkundigten. Auch in anderer Weise bewiesen die Bewohner von M., wie sehr sie Diejenigen verachteten, welche die schwere Krankheit Ludwigs verschuldet hatten. Wie auf Verabredung mieden sie das Geschäft der Herren Reich u. Robinsohn. Diese hätten ihr Geschäftslokal schließen können; kein Mensch kam mehr, um etwas bei ihnen zu kaufen. Wenn sie ein Kaffeehaus oder sonst ein öffentliches Lokal besuchten, so verließen

die Leute sofort den Tisch, an welchen sie sich gesetzt hatten. So zeigte man ihnen allgemein die Verachtung, die sie in so hohem Maße verdienten. Sie sahen ein, dass ihres Bleibens nicht länger in M. war und beschlossen, nach Amerika auszuwandern. — Auch Antonie und Klothilde Bär durften sich in den Straßen von M. kaum sehen lassen. Auf dem Markte weigerten sich die Bauerfrauen, ihnen Gemüse oder Obst zu verkaufen. „Die unholden Schwestern“ wurden sie allgemein genannt, und die liebe Schuljugend rief ihnen diese Bezeichnung nach, wo sie sich blicken ließen. — Ferdinand und Dorothea wurden von den Bewohnern von M. milder beurteilt; allein auch sie mussten manche Beweise der Missbilligung hinnehmen. Ferdinand fühlte sich tief unglücklich. Er wusste, dass er an dem Freunde nicht recht gehandelt; er hätte zurücktreten und seine Rechte an Ludwig abtreten müssen in dem Augenblicke, da dieser wieder erschienen. Allein, er vermochte den Gedanken nicht zu ertragen, dass Dorothea nicht die Seine werden sollte. Er liebte sie mehr als sein Leben und hatte sie schon damals geliebt, als sie noch Ludwigs Braut gewesen. Der Gedanke, die Krankheit oder vielleicht gar den Tod des Freundes verschuldet zu haben, war ihm schrecklich. — Auch Dorothea bereute ihr Benehmen gegen den wiedergekehrten Bräutigam. Sie hatte in jener Schreckensnacht nicht mit Überlegung handeln können, sie hatte dem innern Impulse unwiderstehlich folgen müssen. Ja, sie liebte Ferdinand mehr als Ludwig. Trotzdem beschloss sie, ihr Verhältnis zu Ferdinand zu lösen und sich aufs Neue mit Ludwig zu verloben, sobald dieser genesen sein würde. Mit blutendem Herzen musste ihr Ferdinand Recht geben; aber Herr Frank wollte nicht davon hören; ihm gefiel der zweite Schwiegersohn viel besser als der erste. Auch Frau Frank

stimmte mit ihrem Gatten überein. Gewohnt jedoch, ihre Wünsche stets denen der einzigen Tochter unterzuordnen, wusste sie auch den Gatten zu bestimmen, der Tochter zu gestatten, ihren Entschluss auszuführen.

„Aber“, sagte Herr Frank, „Ferdinand muss im Geschäfte bleiben. Er ist zu tüchtig, als dass ich ihn entbehren könnte. Hundert Dinge hat er unternommen, die ohne ihn gar nicht zu Ende geführt werden können.“

Auch Ferdinand sah ein, dass er Herrn Frank keine Verlegenheit bereiten dürfe; aber der Gedanke war ihm schrecklich, dass er noch ferner mit Dorothea in Berührung kommen sollte. Gern wäre er in die weite Ferne hinweggewandert.

XI.

Ludwig befand sich auf dem Wege der Genesung. Das Fieber hatte nachgelassen, und der Arzt hoffte das Beste. Jeden Tag war Dorothea gekommen, um dem Kranken ihren Entschluss mitzuteilen; aber der Arzt hatte ihr nicht gestattet, das Krankenzimmer zu betreten. Endlich wurde ihr die Erlaubnis gegeben. Schüchtern trat sie ein.

„Ludwig“, sagte sie leise, „kannst Du mir verzeihen?“
Wehmütig blickte der Angeredete sie an.

„Dorothea“, sagte er, „Du hast mir sehr wehe getan.“

„Jetzt aber“, sagte Dorothea, „bin ich gekommen, um Alles wieder gut zu machen. Wirst Du mir verzeihen können, willst Du gestatten, dass ich mich wieder als Deine Braut betrachte?“

„Und Ferdinand?“

„Wir haben uns getrennt für immer.“

„Aus freien Stücken?“

„Gewiss; wir haben getan, was Recht und Pflicht zu tun gebieten.“

Ludwig lächelte schmerzlich.

„Recht und Pflicht“, sprach er seufzend, „aber nicht die Liebe. Du liebst Ferdinand mehr als mich. Du warst froh und glücklich, als ich für verschollen galt, mich vergessen zu dürfen.“

„Nicht doch, Ludwig; ich habe tief und aufrichtig getrauert, als die schlimmen Nachrichten kamen, die Deinen Tod als unzweifelhaft erscheinen ließen. Erst den dringenden Bitten meiner Eltern habe ich nachgegeben, ehe ich nach langer Weigerung Ferdinands Werbung annahm. Ich glaubte in Deinem Sinne zu handeln, wenn ich Deinem besten Freunde meine Hand reiche. Hätte ich eine Ahnung gehabt, dass Du lebst und wiederkehrst, ich hätte Dir unverbrüchlich die Treue bewahrt.“

„Jetzt aber liebst Du Ferdinand mehr als mich.“

„Ich werde Ferdinand vergessen, und aufs Neue Dich lieben lernen.“

„Wo befindet sich Ferdinand jetzt?“

„Er ist als Teilhaber in das Geschäft meines Vaters eingetreten. Gern möchte er in die weite Ferne ziehen; allein er ist meinem Vater unentbehrlich geworden, und dieser lässt ihn nicht fort. Ferdinand sieht ein, dass er ihn nicht verlassen darf und bleibt, wenn auch mit schwerem Herzen.“

Ludwig antwortete nicht; er schloss die Augen. Tiefe Wehmut lagerte auf seinem Angesichte.

„Fräulein Frank“, sagte der eintretende Arzt leise, „ich muss Sie dringend bitten, den Kranken jetzt zu verlassen.“

„Nur ein freundliches Wort“, flüsterte Dorothea dem Arzte zu, „möchte ich noch von ihm hören!“

„Ich darf es nicht dulden, dass Sie den

Kranken noch einmal anreden. Sie sehen, wie erschöpft er ist. Sie müssen sich sofort und ohne Abschied entfernen.“

Als Ludwig die Augen wieder aufschlug, war Dorothea fortgegangen. Sein suchender Blick begegnete dem des Arztes, und dieser sprach:

„Ich habe sie fortgeschickt. Sie dürfen sich noch nicht so sehr anstrengen. Bei fortschreitender Genesung werden Sie die Dame bald wieder empfangen dürfen.“

„Lieber Doktor, ich möchte meinen Freund Ferdinand Kopp sprechen, aber bald.“

„Nicht heute.“

„Doch, sobald als möglich. Glauben Sie mir, Doktor, es wird meiner Genesung förderlich sein, wenn ich mit ihm bald ins Reine komme.“

Der Doktor gab nach; ein Bote wurde ausgeschickt, Ferdinand herbeizurufen.

„Mein teurer, geliebter Freund“, sagte er, als er das Krankenzimmer betrat, „ich habe mich schwer an Dir versündigt.“

„Sprich nicht mehr davon“, sagte Ludwig. „Ich verzeihe Dir voll und ganz, wenn Du mir versprichst, meine Fragen aufrichtig und ohne Rückhalt zu beantworten. Du liebst Dorothea?“

„Mehr als mein Leben; ich habe sie schon geliebt, hoffnungslos geliebt, ehe Du jene unglückliche Reise antratest. Jetzt habe ich überwunden. Dorothea wird Deine Frau werden, und Du wirst glücklich sein; ich aber werde mein ganzes Leben vertrauern.“

„Dorothea liebt Dich, mehr als sie mich jemals geliebt hat!“

„Sie wird Dich aufs Neue lieben lernen und mich vergessen.“

„Und Du willst hier in M. bleiben?“

„Herr Frank lässt mich nicht ziehen. Gern

zöge ich weit fort bis an das andere Ende der Welt.“

„Wieso kam es, dass Dorothea Dich so lieb gewann?“

„Ich tat Alles, was sie wünschte, Herr und Frau Frank brachten mir ihr Wohlwollen im reichsten Maße entgegen und wurden mir gewichtige Fürsprecher bei ihrer Tochter.“

„Du hast ihnen Deine religiösen Grundsätze geopfert!“
Ferdinand schwieg.

„Ferdinand“, nahm Ludwig wieder das Wort, „ich habe Dorothea mit unaussprechlicher Liebe in mein Herz geschlossen; aber ich will keine Frau, die einen Andern mehr liebt als mich. Ich nehme Euren Verzicht nicht an. Werde glücklich!“

„Ludwig, Du wolltest ...?“

„Ich will. Wie ich es ertragen werde, weiß ich noch nicht; aber ich werde es ertragen.“

„Übereile Dich nicht, Ludwig. Wenn Du es wünschest, werde ich aus dem Frank'schen Geschäfte austreten und M. verlassen.“

„Mein Entschluss ist unwiderruflich. Geh' und teile ihn Deiner Braut mit.“

„Ich kann dieses Opfer nicht annehmen!“

„Es ist kein Opfer; um meiner selbst willen fühle ich mich verpflichtet, auf die Hand Dorotheas zu verzichten; ich will keine Frau, die mich nicht so liebt, wie ich es verlange und wünsche. Kein Wort weiter. Gehe jetzt. Ich fühle mich sehr angegriffen.“

Otilie blieb seit dem Besuche Dorotheas dem Krankenzimmer fern. Das arme Mädchen glaubte, Ludwig habe sich mit seiner ehemaligen Braut ausgesöhnt. Sie empfand darob den bittersten Schmerz. Ach, ihrer selbst unbewusst war die Liebe in ihr Herz eingezogen. Nun erst, seitdem sie glaubte,

dass Ludwig das frühere Verhältnis mit Dorothea wieder angeknüpft habe, fühlte sie, wie teuer er ihr war.

Der Arzt hatte Dorothea gestattet, am andern Tage um dieselbe Stunde wieder zu kommen, Ottilie erwartete ihre Ankunft in fieberhafter Aufregung. Da wurde sie in das Krankenzimmer gerufen. Ludwig hatte nach ihr verlangt.

„Fräulein Ottilie“, sagte er, als sie an sein Bett trat, „warum kommen Sie gar nicht mehr zu mir herein?“

„Ich bin jetzt überflüssig“, entgegnete Ottilie, während Tränen ihre Augen füllten. „Gleich wird Diejenige kommen, die Sie so sehr lieben.“

Sie konnte nicht weiterreden: Tränen erstickten ihre Stimme.

Lächelnd blickte Ludwig sie an.

„Beruhigen Sie sich“, sagte er, „die Dame, die Sie erwarten, wird nicht kommen.“

Das Dienstmädchen trat herein und meldete, dass Fräulein Frank Herrn Bär zur besuchen wünsche.

XII.

„Sagen Sie der Dame“, rief Ludwig dem anmeldenden Mädchen zu, „dass ich außerordentlich bedauere, sie nicht empfangen zu können.“

„Fühlen Sie sich so angegriffen?“, fragte Ottilie als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte.

„Ich fühle mich stark und kräftig und hoffe, bald vollkommen genesen zu sein.“

„Und weshalb wollen Sie Ihre... Ihre Braut nicht empfangen?“

„Ich habe mein ehemaliges Verhältnis zu Fräulein Frank vollständig gelöst. Ich habe von Dorothea und Ferdinand die Wahrheit, die volle

Wahrheit, ohne Rückhalt, zu hören verlangt, und da habe ich erfahren, dass Ferdinand meine ehemalige Braut schon geliebt hat, als er noch nicht das Recht dazu hatte. Auch Dorothea hat nicht zu leugnen vermocht, dass sie Ferdinand mehr liebt als mich. Ich aber werde kein Mädchen heiraten, welches das Bild eines Andern im Herzen trägt. Daher habe ich den Beiden mit Bestimmtheit erklärt, dass ich alle meine Ansprüche auf Dorotheas Hand definitiv aufgegeben habe. Mögen sie glücklich miteinander werden.“

„Und Sie, Herr Bär, ist Ihre Lebe für Fräulein Frank in Ihrem Herzen erloschen?“

„Ich habe mir alle Mühe gegeben, Dorothea zu vergessen; allein, es will mir nicht recht gelingen. Vielleicht wird die Zeit die Wunde heilen, die meinem armen Herzen geschlagen worden ist.“

„Sie sind ein edler Man, ein großer Charakter. Ich bewundere Sie!“

„Ihre Worte, liebes Fräulein, tun mir ungemein wohl. Wie werde ich Ihnen und Ihren lieben Eltern all das Gute vergelten können, was Sie mir erwiesen haben! Ohne Ihre sorgfältige Pflege, ohne die aufopfernde Sorgfalt Ihrer lieben Eltern wäre ich sicherlich der schrecklichen Krankheit erlegen. Möge Gott es Ihnen lohnen, Fräulein Ottilie, möge Er Sie recht glücklich werden lassen!“

Ottiliens Augen entstürzten heiße Tränen. Sie eilte in ihr Zimmer, um sich so recht auszuweinen. Ach, es stand ja nur zu fest, dass er sie nicht liebte, dass sein Herz noch immer an der Treulosen hing, die diesen edlen Mann, diesen seltenen Charakter so tief hatte kränken können. Für sie selbst aber fühlte er nichts als Dankbarkeit, in ihr sah er nur die treue Pflegerin. Und jetzt werde er bald genesen und das Haus ihrer Eltern verlassen. Wie wird sie das Leben ertragen können ohne ihn?

So saß sie da, immerfort weinend. Nach einer Stunde etwa kam die Mutter, welche sie überall gesucht hatte.

„Um Gott, Ottilie“, rief Frau Seefeld, als sie ihre Tochter weinen sah, „was ist Dir?“

Ottilie sprang auf und hängte sich an den Hals der Mutter.

„Geliebte Mutter“, sagte sie schluchzend, „ich bin sehr, sehr unglücklich.“

„Was fehlt Dir, mein süßes Kind? Vertraue mir Deinen Kummer.“

„Er liebt mich nicht.“

„Wer?“

„Ludwig.“

„Und Du?“

„Ich liebe ihn unaussprechlich. Jetzt wird er bald unser Haus verlassen. Ich weiß nicht, wie ich ohne ihn werde leben können.“

„Er hat sein Verhältnis zu Fräulein Frank gelöst.“

„Aber er liebt sie noch immer.“

„Ein Mann von Charakter, wie Ludwig Bär, kann nicht sofort von einem Gefühle zum andern überspringen. Er wäre Deiner Achtung und Liebe nicht wert, wenn er so leichten Sinnes wäre. Habe Geduld, mein Töchterchen. Du weißt, ich bin eine scharfe Beobachterin. Glaube mir, Du bist dem Herzen dieses edlen Mannes teurer als er selbst es weiß. Man muss ihm Zeit lassen, Wochen, Monde, vielleicht ein Jahr. Das aber weiß ich mit Bestimmtheit: er wird kommen und um Dich werben.“

Das junge Mädchen schüttelte das Haupt.

„Was soll ich ihm sein?“, fragte sie. „Ich bin keine blendende Schönheit wie Dorothea Frank, nicht so geistvoll, nicht so gebildet wie sie. Wird Derjenige, welcher die vollaufgeblühte, stolze Zenti-

folie sein eigen nennen durfte, ein einfaches Feldblümchen beachten?“

„Du unterschätzt Dich, mein geliebtes Kind“, sagte Frau Seefeld, mit glücklichem Lächeln ihre Tochter betrachtend. „Du hast ein reines, gutes, edles Herz, das mehr wert ist als die stolze Schönheit und der geistsprühende Witz jenes oberflächlichen Mädchens, und Ludwig Bär ist der Mann, der den Wert eines edlen Frauenherzens zu schätzen weiß. Wohl hat er sich durch die äußeren Vorzüge Dorotheas hinreißen lassen, allein die furchtbaren Leiden, die er erduldet, haben seinen Blick geschärft. Ich bin fest überzeugt, dass die Zeit kommen wird, da er erkennt, welch ein reicher Schatz ihm in Deiner Liebe sich bietet. Bleibe nur unbefangen im Verkehre mit ihm, und wenn er jetzt fortgeht — er wird schon zurückkehren.“

„Geliebte Mutter, Du hast mich getröstet. Und solltest Dir Dich geirrt haben, so werde ich lernen zu entsagen.“ —

Auch Ludwigs Schwestern kamen, um seine Verzeihung zu erbitten, die er ihnen großmütig gewährte.

Nach vierzehn Tagen war Ludwig vollkommen genesen, so dass er in sein Haus zurückkehren und sein Geschäft wieder eröffnen konnte, Alles ging wieder seinen gewöhnlichen Gang. Ferdinand und Dorothea heirateten und lebten in der ersten Zeit ihrer Ehe sehr glücklich. Aber bald stellte sich heraus, dass ihre Charaktere nicht zueinander passten. Dorothea war launenhaft, gebieterisch, herrschsüchtig, und Ferdinand, der ihr in allen Dingen nachgab, wurde ihr Sklave, den sie förmlich tyrannisierte. Bald fand sie keinen Gefallen mehr an ihm, und sie gestand ihm offen, dass sie sich in ihm getäuscht habe; er sei kein Mann; er besitze keinen Charakter. Da raffte sich Ferdinand

auf und suchte den Launen seiner Gattin Widerstand zu leisten. Dadurch wurde es aber noch schlimmer; täglich gab es Zank und Hader.

„O“, rief dann Dorothea weinend, „wäre ich nur Ludwig treu geblieben! Er liebt mich heute noch, sonst würde er nicht ledig bleiben!“

Ein Jahr war seit der Rückkehr Ludwigs verflossen. Er hatte für seine Schwestern passende Partien gefunden und diese waren ihren Männern nach auswärts gefolgt. Ludwig fühlte sich recht verlassen und einsam.

„Ach“, sprach er, als er eines Tages allein beim Mittagmahle saß, „wenn ich nur vergessen könnte! Sie ist die Frau eines Andern, und kein Wunsch nach ihrem Besitz steigt in mir auf. Und dennoch Ich habe sie seitdem nicht wieder gesehen; aber ich muss nur zu oft an sie denken. Habe ich nicht doch zu vorschnell gehandelt, als ich sie freigab?“

Ein Briefchen wurde ihm überbracht. Der Überbringer, sagte das Dienstmädchen, warte auf Antwort.

Es war ein kleines, zierliches Briefchen. Die Adresse war von einer Damenhand, deren Schrift Ludwig bekannt erschien. Er öffnete das Kuvert und las mit steigender Spannung:

„Mein immer noch heiß geliebter Ludwig!

Lass mich ohne Einleitung und Umschweife gleich auf das Ziel zuschreiten! Du hast mich einst geliebt; vielleicht liebst Du mich noch heute. Nur durch die Umstände veranlasst, nicht durch eigene Schuld bin ich Dir untreu geworden. Wohl wollte ich zu Dir zurückkehren; aber von heroischem Edelmut veranlagt, zogst Du es vor, zu entsagen, weil ich damals glaubte, Ferdinand mehr zu lieben als Dich. Seitdem hast Du es vermieden, mich wieder zu sehen. Ich weiß daher nicht, ob es Dir bekannt

ist, dass unsere Ehe keine glückliche geworden. Ich habe mich in Ferdinand bitter getäuscht. Er ist kein Mann; er hat meine Achtung und dadurch meine Liebe verloren. In Dir, mein teurer und unvergesslicher Ludwig, sehe ich das Ideal eines Mannes. An Dich muss ich denken — immerwährend. Und Du? Auch Du, ich weiß es, liebst mich noch. Ein großes Glück kann uns noch erblühen. Ich will die verhassten Fesseln abschütteln und mich von Ferdinand scheiden lassen, dann können wir Beide noch glücklich werden. Ein Wort der Ermunterung von Dir, und die einleitenden Schritte, die zur Ehecheidung führen, sollen sofort getan werden.

In unaussprechlicher Liebe, ach, dürft' ich erst sagen:
„Deine Dorothea.“

Wohl eine halbe Stunde saß Ludwig in Gedanken verloren da, bis das Mädchen wieder hereinkam und ihn erinnerte, dass der Überbringer auf Antwort warte.

Ludwig fuhr aus seinen Träumen empor.
„Später, später!“, rief er, „morgen!“

XIII.

Erregt ging Ludwig im Zimmer auf und ab. Aufgerissen war die kaum vernarbte Wunde. So sollte er dennoch an das Ziel gelangen, dessen Erreichung er unter der schmerzlichsten Entsagung aufgegeben hatte. Dorothea sollte sein Weib werden! Ihr Bild erschien vor seinem geistigen Auge in der ganzen Fülle ihrer jugendlichen Schönheit und Anmut. Sie, die das Weib eines Andern geworden war — — — — das Weib eines Andern! „Und Du sollst nicht gelüsten nach dem Weibe Deines Nächsten!“ Er glaubte, das zehnte und umfassendste der zehn Gebote in Flammenschrift vor sich zu

sehen. „Und Du sollst nicht gelüsten!“ Würde er nicht dieses Verbot übertreten, wenn er Dorothea ermunterte, die Scheidung von ihrem Gatten zu veranlassen, um sein Weib zu werden?

Er setzte sich nieder, um zu überlegen. Unwillkürlich kam ihm die Erinnerung an die Tage seines Brautstandes; er gedachte der vielfachen Konflikte mit Dorothea und deren Eltern in Bezug auf die rabbinischen Vorschriften. War ihm nicht schon damals der Gedanke, wenn auch nur ganz vorübergehend, gekommen, sein Verhältnis zu Dorothea zu lösen, um seinen Prinzipien treu bleiben zu können? Hatte doch Ferdinand sich dadurch so schnell die Sympathien der Frank'schen Familie gewonnen, dass er ihnen seine religiöser Grundsätze opferte! Und was war der Erfolg gewesen? Stand es doch schwarz auf weiß in Dorotheas Briefe: „Ich habe mich in Ferdinand bitter getäuscht. Er ist kein Mann; er hat meine Achtung und dadurch meine Liebe verloren.“ — So rasch wechselte Dorothea ihre Gefühle; erst liebte sie Ludwig unaussprechlich; dann schenkte sie Ferdinand ihre Liebe in noch höherem Grade, und jetzt verachtet sie ihn! „Lüge ist die Anmut, eitel die Schönheit, ein gottesfürchtiges Weib ist rühmenswert.“ Würde ein gottesfürchtiges Weib, würde Ottilie Seefeld so gehandelt haben wie Dorothea? Nimmermehr.

„Ottilie, meine treue Pflegerin, Du gutes, edles, liebes Herz, wie konnte ich Dein so ganz vergessen? Du bist nicht so schön wie Dorothea, nicht so anmutig, nicht so geistvoll: aber Du bist fromm und gottesfürchtig und edel und treu. — Woher vermutet Dorothea, dass ich sie noch immer liebe? Welchen Anlass habe ich ihr gegeben, das zu glauben? Ich habe sie nicht wiedergesehen. Kein Wort, kein Zeichen hat meine Gefühle verraten. Nur der Umstand kann zu dieser Ver-

mutung Anlass geben, dass ich ledig geblieben, dass ich mich noch nicht verlobt habe. Wohlan denn, meine Verlobung wird die beste Antwort sein auf diesen verführerischen Brief!“

* * *

Herr Seefeld kam aus dem Comptoir in das Wohnzimmer, wo seine Frau und seine älteste Tochter beim Kaffee beisammensaßen. Die andern Kinder, die bedeutend jünger als Otilie waren, befanden sich noch in der Schule.

„Gut, dass ich Euch allein treffe“, sagte Herr Seefeld, sich am Tische niederlassend, „ich habe wichtige Dinge mit Euch zu besprechen. Mein Freund Samuelsohn aus H. schreibt mir, dass sein ältester Sohn uns nächstens besuchen wird. Der junge Mann soll ein ganz vorzüglicher Mensch sein, jung, schön, gebildet, und was die Hauptsache ist, streng fromm. Auch in pekuniärer Beziehung liegen die Verhältnisse sehr günstig. Ihr könnt Euch leicht denken, welches der Zweck seines Besuches ist.“

Otilie wurde über und über rot; ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Was hat das Kind?“, fragte Seefeld erstaunt.

„Otilie“, entgegnete die Mutter, „liebt bereits einen Andern. Sie hat unsern Freund Ludwig Bär in ihr Herz geschlossen.“

„Und er?“

„Er schweigt und gibt uns keinen Anlass, seine Gefühle zu erraten. Wenn er uns besucht, so spricht er häufig von dem großen Danke, den er uns schuldet, und das ist Alles.“

„Ja“, sagte er, „was ist da zu machen? Ich werde einen guten Freund beauftragen, mit Bär zu reden.“

„O, geliebter Vater“, rief Otilie, „ich

bitte Dich, tue das nicht! Der edle Mann wäre imstande, aus Dankbarkeit mir seine Hand zu reichen.“

„Und wäre das so schlimm?“

„Ja, Vater, das wäre sehr schlimm. Ich will nicht aus Dankbarkeit geheiratet werden! Ach, geliebte Eltern, lasst mich immer bei Euch bleiben!“

„Törichtes Kind, wir bleiben aber nicht bei Dir. Das ist so der Welten Lauf, dass die Kinder die Eltern überleben, und es wäre schlimm, wenn es anders wäre.“

Das Dienstmädchen trat herein und überbrachte eine Karte. Herr Seefeld nahm sie in Empfang und las erstaunt:

„Ludwig Bär. Zu so ungewöhnlicher Stunde? Was mag das bedeuten? — Der Herr ist willkommen!“

Unmittelbar darauf trat Ludwig ein. Er sah ernst und feierlich aus. Nachdem er die Anwesenden begrüßt hatte, sprach er den Wunsch aus, Herrn Seefeld allein zu sprechen. Dieser ging mit ihm in das Nebenzimmer. Es war dasselbe Gemach, in welchem Ludwig die schwere Krankheit überstanden hatte.

Seefeld setzte sich und lud seinen Gast ein, ein Gleiches zu tun. Ludwig sah sich im Zimmer um, und vor seinem geistigen Auge erschien die holde Gestalt seiner treuen Pflegerin.

„Herr Seefeld“, sagte er, „ich liebe Ihre Tochter Ottilie. Würden Sie mir gestatten, um sie zu werben?“

Seefeld hätte laut aufjauchzen mögen. Gewaltsam fasste er sich und antwortete ruhig:

„Ich kann mir keinen bessern Schwiegersohn wünschen; wenn meine Tochter Ihre Gefühle teilt, und meine Frau nichts einzuwenden hat, so verspreche ich Ihnen gern die Hand Ottiliens.“

„Gestatten Sie mir, dass ich sofort um Fräulein Otilie anhalte?“

„Erst müsste ich eigentlich meine Frau fragen; allein, ich weiß, wie wohlwollend Rahel gegen Sie gesinnt ist. Kehren wir zu den Damen zurück, und ich werde es veranstalten, dass Sie mit Otilie allein bleiben.“

Die beiden Männer gingen ins Wohnzimmer, und Frau Seefeld bot Herrn Bär eine Tasse Kaffee an, die dieser dankend akzeptierte. Nicht lange nachher ging Herr Seefeld hinaus und ließ dann durch das Dienstmädchen seine Frau bitten, zu ihm in sein Privatkabinett zu kommen.

Ludwig und Otilie waren allein.

„Fräulein Otilie“, sagte Ludwig, „das Zimmer, in welches Ihr Herr Vater mich soeben geführt, hat viele schmerzliche, aber auch viele freudige Erinnerungen für mich. Sie walteten als ein besänftigender Schutzengel an meinem Schmerzenslager. Otilie, könnten Sie sich entschließen, mir eine Gefährtin für das ganze Leben zu sein, wollen Sie meine Gattin werden?“

In Otiliens Herzen stürmte es gewaltig. Gern hätte sie dem geliebten Manne sofort ihre Hand gereicht; allein sie kämpfte ihre Aufregung nieder und sprach:

„Schon oft habe ich Ihren edlen Charakter bewundert. Auch diesmal ist es wohl Ihr Edelmut, der Sie veranlasst, mir diesen Antrag zu machen. Ich aber werde nicht gestatten, dass Sie sich an mich binden, weil Sie meinen, mir Dank schuldig zu sein. Sie lieben Dorothea noch immer, und ich, ich werde keinen Mann heiraten, der das Bild einer Andern in seinem Herzen trägt.“

Ludwig lächelte.

„Sie wiederholen“, sagte er, „mit einigen Va-

riationen die Worte, die ich einst zu Ihnen sprach. Lesen Sie diesen Brief, Fräulein Seefeld.“

Er überreichte ihr Dorotheas Schreiben, das Otilie mit fliegender Hast durchlas.

„Und was haben Sie geantwortet?“

„Ich habe noch gar nicht geantwortet. Meine Antwort soll die Anzeige sein, dass ich mich mit der Erwählten meines Herzens, mit Otilie Seefeld, verlobt habe.“

Otilie brach in Tränen aus; es waren Tränen der Freude, und als sie sie getrocknet hatte, sprach das Gefühl unendlichen Glückes aus ihren treuen Augen.

Die Eltern kamen herein und beglückwünschten ihre glücklichen Kinder. Otilie hing am Halse der Mutter und flüsterte ihr zu: „Du hast doch Recht gehabt, geliebte Mama!“

Vierzig Jahre sind seit den erzählten Ereignissen verflossen. Ferdinand und Dorothea tragen noch immer schwer an dem lästigen Joche ihrer friedlosen Ehe. Ludwig und Otilie sind umgeben von einer Schar blühender Kinder und Enkel. Ihr eheliches Glück ist niemals getrübt worden, und oft sagt Ludwig zu seiner Frau: „Alles, was Gott tut, ist zum Guten; wurde es mir doch zum größten Heile, dass ich einst war „verschollen und vergessen!“

Nechamah.

I.

Seit Wochen und Monaten befand sich die Einwohnerschaft von Frankfurt am Main in der größten Aufregung. Nach langen Verhandlungen und Zwistigkeiten hatten sich endlich die deutschen Fürsten geeinigt und dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation ein Oberhaupt gegeben, und nun sollte die Krönung des neuerwählten Kaisers stattfinden. Große Vorbereitungen waren getroffen. Auf dem Platze vor dem Römer war ein Springbrunnen errichtet, der auf der einen Seite roten und auf der anderen Seite weißen Wein ausgießen sollte. Nicht weit davon war ein großer Haufen Hafer aufgeschichtet, und daneben stand eine Bretterhütte, in welcher an einem ungeheuren Spieße ein ganzer Ochs gebraten wurde. Endlich war der Krönungstag angebrochen, und eine zahllose Menschenmenge hatte sich zusammengefunden, um das prächtige und seltene Schauspiel mitanzusehen.

Die Krönung und Salbung im Dome war vorüber, und Glockenschall verkündete, dass der Kaiser mit seinem Gefolge sich wieder in den Römer begab. Der Stallmeister der Stadt Frankfurt eröffnete den Zug, Reitpferde mit Wappendecken, Pauker und Trompeter folgten ihm. Hieran schlossen

sich die drei Kompagnien der Bürgerkavallerie. Dann kamen die Fürsten mit zahlreichem Gefolge: zuerst der Reichserbmarschall, dann der Reichserzkanzler, der Kurfürst von Mainz mit großem Gefolge, ebenso die Kurfürsten von Köln und Trier und die übrigen weltlichen Fürsten, Grafen und Herren. Dann erschien die Majestät, alle Übrigen überstrahlend. Zwölf Frankfurter Ratsherren trugen den reichgestickten Baldachin, unter welchen der vornehmste Herrscher dieser Erde, die reich mit Diamanten verzierte Krone auf dem Haupte, den Hermelinmantel um die Schultern, in der rechten Hand das Szepter, in der linken Hand den Reichsapfel tragend, einherschritt. Ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und abermals tausend Kehlen. Da, plötzlich ward der Fuß des Kaiser gehemmt. Auf dem Römerplatze war für den Kaiser und die Fürsten eine hölzerne, mit rotgelbem und weißen Tuche bedeckte Brücke erbaut worden. Kaum hatte der Kaiser die Brücke betreten, als sich ein Mensch auf dieselbe hinaufschwang, in die Knie fiel und des Kaisers Füße umklammerte. Die Hellebardiere wollten ihn hinwegstoßen, aber der Kaiser wehrte ihnen. Der Kniende schrie:

„Großmächtigster Herr und Kaiser, helft mir, rettet mich!“

„Was ist Dir?“, fragte der Kaiser gütig.

„Ich bin ein Adelige aus Franken, ein jüngerer Sohn, hierhergekommen, um in die Dienste unsres geliebten Kaisers zu treten. Mein Bruder, der das Schloss meiner Väter geerbt hat, zahlte mir mein mütterliches Erbteil heraus. Es waren tausend Goldgulden, lauter Florentiner, aus der Präge Wailand Kaiser Ludwigs des Bayern. Als ich hierherkam gab ich sie dem Wirte zum Weidenbusch, wo ich Quartier genommen, zur Aufbewahrung. Heute forderte ich mein Eigentum zurück, und er

gab mir die Metallflasche; allein sie war ihres kostbaren Inhalts beraubt und stattdessen mit Wein gefüllt. Ihr, Großmächtigster Kaiser, der mächtigste Herrscher der Welt, seid heute eingesetzt, Recht und Gerechtigkeit zu wahren im deutschen Landen; befehlt, dass mir mein geraubtes Eigentum zurückgegeben werde!“

Ein Mann hatte sich aus der Menge herbeigedrängt und rief:

„Kaiserliche Majestät, Lasset Euch von einen Wahnsinnigen nicht beirren! Ich bin Walter Fürchtenicht, der Gastwirt aus dem Weidenbusch. Die ganze Stadt kennt mich und weiß, dass ich ein rechtschaffener Mann bin. Was mir der fränkische Junker gegeben, das habe ich ihm zurückerstattet.“

„Glaubt ihm nicht, Majestät“, schrie der Junker, „er ist ein Dieb, ein Räuber! Er hat mir mein ganzes Vermögen gestohlen.“

Ratlos blickte der neuerwählte Herrscher vor dem Einen auf den Andern; er hätte gar gern durch ein Salomonisches Urteil seinen Ruf begründet im deutschen Reiche; allein, es fiel ihm nichts ein. Totenstille Herrschte ringsum. Aller Augen hingen an den Lippen des Kaisers, dessen Entscheidung erwartend. Da hörte man, wie Jemand halblaut zu seinem Nachbar sprach: „Wäre ich der Kaiser, ich wüsste schon zu raten.“

Der Kaiser drehte sich um und betrachtete aufmerksam den Sprecher. Es war ein schöner Jüngling, mit schwarzgelocktem Haar und schwarzen, feurigen Augen.

„Tritt vor!“, rief ihn der Kaiser zu.

Der Jüngling trat vor und verneigte sich fast bis zur Erde.

„Wer bist Du?“

„Ich heiÙe Daniel und stamme aus Gernsheim am Rhein; ich bin ein Schüler des hiesigen hochgelehrten Rabbi Simeon.“

„Und wie würdest Du raten, diesen Streit hier zu entscheiden?“

„Der Junker behauptet, die Flasche sei dicht gefüllt mit Goldstücken gewesen. Der Wirt dagegen sagt, sie habe nichts als Wein enthalten. Wenn der Junker die Wahrheit gesprochen, so muss an den Wänden der Metallflasche ein goldner Schimmer noch zu entdecken sein, der sich durch die Reibung gebildet. Mögen Eure Majestät befehlen, die Flasche zu zerschlagen und nachzusehen.“

„Steh auf, Junker“, sprach der Kaiser zu dem noch immer Knienden, „und gib die Flasche.“

Dieser tat, wie ihm befohlen worden. Auf einen Wink des Kaisers wurde die Flasche zerschlagen, und siehe da, es fand sich an den Seitenwänden derselben nicht allein der goldene Schimmer, sondern in den Ecken eingezwängt waren zwei Florentiner Goldgulden. Der Kaiser nahm sie in die Hand, und siehe, sie trugen das Bildnis Kaiser Ludwigs, des Bayern.

„Walther Fürchtenicht“, sagte der Kaiser in strengem Tone, „Du hießest jetzt besser Walther Fürchtewohl. Nehmt den betrügerischen Wirt gefangen, besetzt sein Haus und sucht nach den gestohlenen Goldgulden. Du wirst Dein Eigentum wieder erhalten, Junker aus Franken, und Du, weiser Daniel, lasse Dich morgen bei mir melden.“

Der Kaiser schritt vorwärts, und der prächtige Zug setzte sich wieder in Bewegung, dem Römer zu. Als die hohen Herrschaften das Rathaus betreten hatten, wurde die Brücke und das sie bedeckende Tuch dem Volke preisgegeben, das unter wilden Jauchzen die Bretter abbrach und das Tuch zerriss und zerschnitt. Ein Jeder wollte etwas von dem be-

sitzen, was der Fuß der geheiligten Majestät in dieser feierlichen Stunde betreten, um es als Reliquie aufzubewahren.

Unterdes hatte sich der Kaiser auf den Balkon begeben, wo ihn der Jubel des Volkes begrüßte. Des heiligen römischen Reiches Erbmarschall bestieg sein Ross; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehenkeltes Gemäß und ein Streichblech in der Linken. So ritt er auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gemäß übervoll, strich es ab und trug es in den Römer zurück. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfass und Handtuch zurück. Dann kam der Erbtruchsetz, der auf silberner Schüssel ein Stück von dem gebratenen Ochsen holte. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So waren der kaiserliche Marstall und die kaiserliche Tafel besorgt. Jetzt bestieg der Erbschatzmeister, der Kurfürst von der Pfalz, ein schönes Ross, dem zu beiden Seiten des Sattels prächtig gestickte Beutel hingen. Durch die Menschenmenge reitend, griff er in die Taschen und streute rechts und links goldene und silberne Münzen aus, welche in der Luft gleich einem metallenen Regen gar lieblich glänzten. Tausend Hände streckten sich in die Lüfte, um die Gaben aufzufangen. Um das, was zu Boden fiel, entspann sich ein heftiger Kampf. Zum Schlusse warf er die Beutel selber aus, um die natürlich am heftigsten gekämpft wurde. — Auch der Hafer, die bretterne Küche, der Bratspieß und der gebratene Ochs wurden der Raublust des Volkes preisgegeben. Die Metzger und die Weinschröter kämpften in geschlossenen Reihen um den gebratenen Ochsen. Die Letzteren blieben Sieger, und noch viele Jahre nachher sah man an dem

Giebelfenster ihres Zunfthauses die Hörner jenes erbeuteten Stieres als Siegeszeichen.

II.

Der neuerwählte Beherrscher Deutschlands hatte sein Absteigequartier im „Römischen Kaiser“ genommen, zu damaliger Zeit der erste, vornehmste und bedeutendste Gasthof der alten Krönungsstadt. Auch heute noch ist der „Römische Kaiser“ ein schönes, prachtvolles Haus, in der schönsten Straße Frankfurts, „der Zeil“ gelegen. Heutzutage sind Juden gerade nicht selten dort anzutreffen denn: es ist ein jüdisches Hotel; allein, vor vielen Jahrhunderten, in der Zeit, da die von uns erzählten Begebenheiten vorgegangen, wagte wohl selten ein Jude, diesen vornehmen Gasthof zu betreten. Schüchtern betrat daher ein jüdischer Jüngling die Flur des Hauses.

„Was willst Du hier, Hebräer“, schrie ihn ein kaiserlicher Leibgardist an, „mach dass Du weiter kommst! Hier gibt es nichts zu handeln!“

„Lass ihn eintreten, Peter“, sagte der Hauptmann der Garde, welcher in der Hausflur stand, „Seine Majestät hat einen Juden zur Audienz befohlen; vielleicht ist es der Erwartete. Wie heißt Du, Hebräer?“

„Daniel aus Gernsheim.“

„Du bist also der weise Daniel! Folge mir; ich führe Dich in das Vorzimmer der kaiserlichen Majestät.“

Daniel folgte dem voranschreitenden Hauptmanne. Die Treppen waren mit weichen Teppichen belegt und reich mit Blumen geschmückt. Solche Pracht hatte Daniel noch niemals gesehen. Im Vorzimmer waren die vornehmsten Männer des Reiches versammelt: Kurfürsten, Fürsten, Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und die Gesandten der frem-

den Mächte. Aller Augen richteten sich auf den eintretenden Jüngling, der sich vor den vornehmen Herren tief verneigte. Durch den Saal ging ein Geflüster, und Einer raunte dem Andern zu: „Der weise Daniel.“ Auch der kaiserliche Hofmarschall hörte den Namen nennen. Er trat dem Jüngling entgegen und fragte:

„Seid Ihr der weise Daniel?“

„Ich heiße Daniel“, antwortete der Jüngling bescheiden.

„Der Kaiser hat befohlen, Euch sofort zu ihm zu führen.

Folget mir.“

Eine Minute nachher stand der junge Mann vor dem Antlitze des Kaisers und verneigte sich bis zur Erde.

„Ah, mein weiser Daniel“, sagte der Kaiser. „Ich habe Dich hierher beschieden, um Dir für den guten Rat zu danken, den Du mir gestern erteilt hast. Der edelste Beruf des Herrschers ist, Recht und Gerechtigkeit zu üben und den unschuldig Verfolgten vor seinem Gewaltiger oder seinem Räuber zu schützen. Du hast mir dazu verholfen, einem Beraubten sein Eigentum zurückzugeben und den heimtückischen Dieb zu bestrafen. Ich danke Dir und gestatte zugleich, dass Du Dir eine Gnade erbittest.“

„Majestät“, sagte der Jüngling, „Eure huldvollen kaiserlichen Worte sind mir Belohnung genug. Nicht wüsste ich, was ich mir erbitten sollte. Ich habe ein kleines Vermögen von meinen Eltern ererbt, das mir erlaubt, ohne Sorge für meinen körperlichen Unterhalt dem Studium der heiligen Gotteslehre zu leben. Daher habe ich für mich nichts zu erflehen, wohl aber für mein armes, geknechtetes und nur zu häufig verfolgtes Volk. Kaiserliche Majestät, seid den Juden ein gnädiger Herrscher und Schützer und ich werde Euch dankbar sein bis an das Ende meines Lebens.“

Am Fenster des Gemaches saß vor einem Schreibtische der Erzkanzler des deutschen Reiches, der Kurfürst von Mainz, damit beschäftigt, Namen und Siegel unter einer Menge vor ihm liegender Schriftstücke zu setzen. Zu ihm wendete sich jetzt der Kaiser:

„Kürfürstliche Gnaden“, sagte er, „wie gefällt Euch dieser Jüngling?“

„Gestatten Eure Kaiserliche Majestät“, entgegnete der Angeredete, „dass ich das Wort an diesen jungen Mann richte?“

Der Kaiser nickte zustimmend.

„Daniel von Gernsheim“, sprach der Kurfürst, „Eure Antwort zeugt von dem Leichtsinn der Jugend. Die alten Römer stellten die *Occasio*, die Gelegenheit mit einem Schopfe dar. Sie wollten damit sagen, dass man die Gelegenheit, sobald sie sich einem darbietet, beim Schopfe erfassen müsse. Und Ihr wollt die *Occasionem* vorübergehen lassen, ohne sie zu ergreifen, wollt die kaiserliche Gnade verschmähen? Man weiß ja, die Herzen der Söhne Eures Volkes hangen am Golde. Erbittet Euch eine große Summe, und des Kaisers Majestät wird dem Schatzmeister befehlen, sie Euch auszuzahlen.“

„Verzeiht, Kürfürstliche Gnaden“, entgegnete Daniel, „wenn ich es wage, einem so hohen Herrn, der nächst der Majestät der Erste ist in allen deutschen Landen, zu widersprechen. Dass die Herzen der Juden am Golde hangen, kömmt nur daher, dass man stets Gold von ihnen fordert für die Erlaubnis, ungehindert leben und atmen zu dürfen. Man verbietet ihnen den bauerlichen und bürgerlichen Erwerb und zwingt sie zum Handeln und zu Geldgeschäften, um von ihnen so viel Steuern als möglich erheben zu können. Als meine Voreltern noch im heiligen Lande wohnten, da bebauten sie den Boden und lebten vom Ertrage desselben.“

Handel und Geldgeschäfte lagen ihnen fern. Auch mein Herz hängt nicht am Golde. Ich habe mich der heiligen Wissenschaft gewidmet, und meine Sehnsucht geht dahin, Schätze des Wissens aufzuhäufen.“

„Dein Streben ist löblich“, sagte der Kurfürst nach einigem Bedenken, „und wenn Du Dir nicht Reichtum wünschest, so hat des Kaisers Majestät noch andere Güter zu verleihen. Seine Majestät kann Dir den Ritterschlag geben und Dich so emporheben aus der Menge des Volkes. Du bist ein kluger Jüngling, dem Gott einen hellen Verstand verliehen. Du könntest die Rechtswissenschaft studieren, und des Kaisers Gnade wird dich zu den höchsten und einflussreichsten Ehrenstellen befördern. Du könntest einst des heiligen, römischen Reiches deutscher Nation Kanzler werden und mir, dem Erzkanzler, hilfreich zur Seite stehen. Du wirst dann dem Adel angehören und der ruhmreiche Begründer eines bevorzugten Geschlechtes werden.“

Daniel lächelte schmerzlich.

„Kurfürstliche Gnaden“, sagte er, „vergessen, dass ich Jude bin!“

„Deine jüdische Irrtümer müsstest Du zuvor abschwören.“

„Kaiserliche Majestät und Kurfürstliche Gnaden“, sprach Daniel, sich hoch emporrichtend, „wollen gnädig verzeihen, wenn ich freimütig rede. Eher will ich sterben, ehe ich dem Glauben meiner Väter untreu werde. Wohl hat mich mein alter Lehrer gewarnt und gewollt, dass ich dem Rufe Eurer Majestät nicht Folge leiste. Es war unbedacht, sprach er, dass Du Deine Meinung geäußert und die Aufmerksamkeit auf Dich gezogen. Jetzt aber folge meinem Rate, mein Sohn, und entfliehe eiligst. Es ist nicht gut, sich den Großen dieser Erde zu nähern, und die Gefahren, die ihre

Nähe bringt, sind für den Juden doppelt groß. — Ich habe seinen Rat verschmäht und bin, dem Befehle Eurer Majestät gehorsam, hier erschienen. Ich bitte Euch, großmächtiger Kaiser, lasst mich in Frieden von dannen ziehen. Wollt Ihr aber mich zwingen, meinen Gott zu verleugnen, so lasset mich lieber gleich töten!“

„Törichtes Kind“, sagte der Kaiser lächelnd, „wer denkt daran Dich zu zwingen? Ich hielt Dich für einen weisen Daniel; aber Du bist nur ein närrischer Knabe. Wenn Du meine Gnade verschmäht, so gehe in Frieden!“

„Verzeihung, Majestät, fern sei es von mir, Eure Kaiserliche Gnade zu verschmähen; nur für mich zu erbitten, weiß ich nichts.“

„Du hast mein ganze Herz gewonnen, Daniel, und ich hoffe und glaube, dass Du mir noch viele gute Dienste leisten wirst. Bleibe an meinem Hoflager, vorläufig ohne bestimmtes Amt, doch nicht ohne geziemenden Sold. Wenn ich Deiner bedarf, werde ich Dich rufen lassen.“

Daniel bückte sich, um den Saum des kaiserlichen Gewandes zu küssen. Der Kaiser aber reichte ihm die Hand, die Daniel an seine Lippen führte.

Auch der Kurfürst von Mainz sprach freundlich zu ihm:

„Du bist ein braver Jüngling, Daniel. Der Gott Deiner Väter möge Dich segnen und Dich beschützen.“

III.

Gegenwärtig ist Berlin die Haupt- und Residenzstadt des deutschen Kaisers, der zugleich König von Preußen ist. In den letztverflossenen Jahrhunderten, bis 1806, entstammten die deutschen Kaiser, mit wenigen Ausnahmen, dem Hause Habsburg und hatten, als Erzherzoge von Österreich,

ihren Sitz in Wien. Noch früher, da die Dynastien häufig wechselten, war bald diese, bald jene deutsche Stadt wie Goslar, Bamberg, Prag etc. des Kaisers Residenz. Vielfach hatten die zu Oberhäuptern des deutschen Reiches Erwählten gar keinen festen Wohnsitz, sondern sie verlegten ihr Hoflager dahin, wohin es ihnen gerade passte, von Augsburg nach Nürnberg, von da nach Regensburg, nach Ulm, nach Worms, nach Mainz, nach Frankfurt und andern Städten. So war es auch zur Zeit unserer Geschichte. Daniel war am Hofe des Kaisers geblieben und begleitete ihn überallhin. Er war des Kaisers Ratgeber und besorgte für seinen Herrn allerlei Aufträge, deren er sich stets mit der größten Geschicklichkeit und Klugheit entledigte. Dieser hohe Vertrauensposten machte ihn nicht übermütig. Er war zuvorkommend und bescheiden gegen Jedermann, namentlich gegen die Großen des Hofes, und suchte Jedem zu dienen, wo er nur konnte. Jedes berechnete Verlangen fand in ihm beim Kaiser einen warmen Fürsprecher. Standhaft dagegen wies er alle Zumutungen zurück, die ihm nicht gerechtfertigt erschienen. Von Niemandem nahm er Geschenke, außer von der Gnade seines Herrn, und des Kaisers Majestät überhäufte ihn mit reichen Gaben. Täglich stieg er in der Gunst des erhabenen Herrschers, und dieser pflegte zu sagen: „Gott hat mir an meinem Krönungstage zwei hohe Gaben verliehen, die Krone und meinen weisen Daniel.“

Bald verbreitete sich Daniels Ruf in ganz Deutschland, namentlich unter seinen Glaubensgenossen. Wo ein großer oder kleiner Tyrann die unter seiner Herrschaft befindlichen Juden unterdrücken, berauben oder vertreiben wollte, da schickten sie Gesandte an das Hoflager des Kaisers, und Daniel brachte stets ihre Klagen vor des Kaisers

Thron. Die Folge davon war, dass der mit der Kaiserlichen Acht bedrohte Fürst, Bischof, Graf, Abt, Ritter oder regierende Bürgermeister die beabsichtigten Ungerechtigkeiten gegen die Juden unterlassen musste.

Jahre waren vergangen, und aus dem Jüngling war ein Mann geworden, der daran dachte, das erste Gebot des allmächtigen Gottes zu erfüllen und sich ein Weib zu nehmen. Bei den vielen Geschäften, die Daniel für den Kaiser stets zu besorgen hatte, bei den zahllosen Beschwerden, die er für seine bedrängten Glaubensgenossen vor das Ohr des Kaisers zu bringen hatte, war ihm nicht Zeit geblieben, sich selbst ein Haus zu gründen oder in andern jüdischen Häusern zu verkehren. Der Kaiser hatte seit einigen Jahren sein Hoflager nach einer seiner Burgen verlegt in eine Gegend, wo in weitem Umkreise keine Juden wohnten. Da gedachte Daniel seines alten Oheims, des Bruders seiner Mutter, des Rabbi Elasar von Worms. Er beschloss, ihn zu besuchen und sich von dort ein Weib zu holen.

Worms war zu jener Zeit einer der bedeutendsten, reichsten, größten und vornehmsten Städte des deutschen Reiches. In Worms blühte eine große jüdische Gemeinde, groß durch ihre Seelenzahl, groß durch ihre Wohlhabenheit, am größten aber durch die talmudische Gelehrsamkeit, die daselbst gepflegt wurde. Speier, Worms und Mainz sind die ältesten jüdischen Gemeinden Deutschlands. Der Sage nach sollen sich schon vor der Zerstörung des heiligen Tempels Juden in Worms unter dem Schutze des berühmten Dynastengeschlechtes von Dahlberg angesiedelt haben. Soviel steht fest, dass schon in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters viele Juden in Worms, das damals Germeisa hieß, wohnten, und unter ihnen viele, hochangesehene

Talmudgelehrte. Die „Chachme Germeisa“, die Weisen von Worms, waren ebenso berühmt wie die „Chachme Magenza“, und die „Chachme Lothar“, die Weisen von Mainz und die Weisen von Lothringen. Von den Letztgenannten einer, Rabbi Salomo Jizchaki (Raschi) aus Troyes in Frankreich, hatte in Mainz zu den Füßen seiner großen Lehrer gesessen und später in Worms ein Lehrhaus gegründet. Die von Raschi ausgestreute Saat ging herrlich auf, und Worms blieb viele Jahrhunderte hindurch eine Haupt- und Mutterstadt in Israel, eine Stadt voll weiser Männer und Schriftgelehrter. In der Zeit unsrer Erzählung stand die israelitische Gemeinde zu Worms in ihrer höchsten Blüte, und an der Spitze der Gelehrten dieser Stadt stand Rabbi Elasar, der Oheim Daniels aus Gernsheim. Als zehnjähriger Knabe hatte Daniel kurz nacheinander beide Eltern durch den Tod verloren. Sein Oheim hatte ihn darauf zu sich genommen und war ihm ein zweiter Vater geworden; er hatte ihn mit seinem einzigen Sohne zusammen erzogen. Drei Jahre blieb Daniel in dem Hause des Bruders seiner Mutter, der zugleich sein Lehrer war. Sowohl er wie sein in gleichem Alter stehender Vetter, Naphtali, befassen glänzende Anlagen, und mit Stolz blickte der Rabbi auf die beiden prächtigen Knaben. Da ereignete sich ein schreckliches Unglück. Es war am Frohnleichnamstage, und eine prächtige Prozession bewegte sich durch die Straßen der Bischofsstadt. Der Rabbi hatte den Seinen auf das Strengste befohlen, der Prozession fern zu bleiben. Von brennender Neugierde getrieben, hatte sich Naphtali dennoch hinausgewagt. Er wurde ergriffen und sollte gezwungen werden, vor einem der Bilder niederzuknien und anzubeten. Da der Knabe sich dessen weigerte, wurde er vom Pöbel erschlagen. Wie der Verlust des einzigen Kindes

den Rabbi und seine Gattin mit unsäglicher Trauer erfüllte, das entzieht sich jeder Beschreibung. Der Schmerz des Rabbi wurde durch den Anblick Daniels des früheren Genossen des geliebten Sohnes stets aufs Neue angeregt. Da beschloss Daniel, das Haus des Oheims zu verlassen und anderswo seine Studien fortzusetzen. In Frankfurt fand der dreizehnjährige Knabe die Gelegenheit dazu, und der dortige Rabbiner wurde sein Lehrer. Fünf Jahre blieb er in Frankfurt, bis er, wie wir oben erzählt haben, aus seinen Studien herausgerissen und an den kaiserlichen Hof geführt wurde. Seitdem waren zehn Jahre vergangen, und Daniel hatte seinen Oheim und dessen Gattin nicht wieder gesehen. Jetzt erfasste ihn eine heiße Sehnsucht nach den einzigen Verwandten, die er auf Erden besaß, und er beschloss, sie aufzusuchen. Zugleich gedachte er, den Rat seines Oheims und seiner Muhme bei der Wahl seiner Lebensgefährtin in Anspruch zu nehmen. Er ließ sich beim Kaiser melden und wurde vorgelesen.

„Nun, Daniel“, sagte der Kaiser, „hast Du mir wieder eine Beschwerde vorzulegen? In welchem Winkel des Reiches werden Deine Glaubensgenossen bedroht?“

„Majestät, komme heute, um für mich selbst Etwas zu erbitten.“

„Das ist ja das erste Mal! Rede, es sei Dir im Voraus gewährt.“

„Habet Dank, mein gnädigster Herr! Ich diene Euch jetzt seit zehn Jahren und habe noch nicht Zeit gewonnen, ein Weib zu wählen. Daher möchte ich mich umschauen unter den Töchtern meines Volkes und für einige Monate mir Urlaub erbitten.“

„Ich misse Dich ungern, wenn auch nur für

einige Monate. Da ich jedoch im Voraus Deine Bitte gewährt, so kann ich mein Wort nicht zurücknehmen. Ziehe in Frieden und kehre sobald als möglich zurück.“

IV.

Unter den vielen jungen Leuten, welche sich ehemals auf den Jeschiboth dem Talmudstudium widmeten, waren stets einige, die den dargebotenen wissenschaftlichen Stoff nicht zu bewältigen vermochten. Da gab es denn so manchen alten Bachur, der sein Leben kümmerlich fristete, wohl fleißig lernte, aber trotzdem nicht recht vorwärts gelangte. Als Daniel von Gernsheim vom Kaiser veranlasst wurde, seinen ständigen Aufenthalt am kaiserlichen Hoflager zu nehmen, war es seine erste Sorge, einen Mann zu engagieren, der ihn, wenn er in Gegenden verweilen musste, in denen Juden nicht wohnten, mit jüdischer Kost versorgen konnte. Er veranlasste daher den Bachur Ruben, der um zehn Jahre älter als er selber war, zu ihm in ein dienendes Verhältnis zu treten. Ruben, der eingesehen hatte, dass sein längerer Aufenthalt auf der Jeschibah ihn nicht fördern konnte, hatte sich entschlossen, in irgendeiner Landgemeinde als Lehrer, Vorbeter und Schächter einen Dienst zu suchen. Infolgedessen hatte er das Handwerk eines Schächters gründlich erlernt. Daniel veranlasste ihn, während der Monate, welche der Kaiser noch in Frankfurt blieb, sich gründliche Kenntnisse in der Kochkunst zu erwerben, und siehe da — ein bis dahin unbekanntes Talent hatte in Ruben geschlummert, und er entwickelte sich in kurzer Zeit zu einem Kochkünstler ersten Ranges. Daniel befasste in dem treuen Menschen nicht allein einen unentbehrlichen Diener, sondern auch einen Freund und Gefährten, mit dem

er täglich mehrere Stunden dem Talmudstudium oblag. Daniel war eine lehrhafte Natur und bemühte sich stets mit großer Geduld, den ein wenig schwerbegreifenden Ruben in die Tiefen des Talmudmeeres zu versenken und sicher wieder heraufzuführen. Dafür hing Ruben mit unendlicher Liebe an seinem Herrn und wäre in jedem Augenblicke gern bereit gewesen, sein Leben für ihn zu opfern.

Schon seit langer Zeit hatte Ruben seinen Herrn zu veranlassen gesucht, sich ein Weib zu nehmen. Wie jubelte er daher auf, als dieser ihm verkündete, dass sie jetzt gemeinschaftlich nach Worms reisen sollten.

„Da wird sich auch“, sagte er, „unter den Töchtern der Stadt eine passende Lebensgefährtin für Euch finden!“

„Und auch wohl eine solche für Dich“, antwortete Daniel lächelnd.

„Vielleicht; doch das ist Nebensache. Die Hauptsache ist, dass ein Mann in Eurer Stellung ein Haus gründe in Israel.“

Der Kaiser gab seinem Berater ein sicheres Geleit mit, wie es damals notwendig war in deutschen Landen, wo Räuber in den Wäldern hausten und auf den zahlreichen Burgen Raubritter saßen. Alle traten hoch zu Ross die Reise an und waren, auch Daniel und Ruben, bis an die Zähne bewaffnet. Als Daniel sich vom Kaiser verabschiedete, reichte dieser ihm ein Diplom, in welchem er ihn zum kaiserlichen Rat ernannte,

Es war ein wundervoller Maientag, als Daniel mit seinem Gefolge sich auf den Weg machte. Sie ritten von Tyrol aus, wo damals sich des Kaisers Hoflager befand, an den Bodensee und folgten von dort dem Laufe des Rheins. überall, wohin sie kamen, wurden sie mit großen Ehren empfangen, wie es sich für einen kaiserlichen Rat und dessen.

Gefolge ziemte. In Speyer fanden sie die erste, große jüdische Gemeinde und hielten dort einige Tage Rast, um von den Strapazen der Reise auszuruhen. Das war ein großes Ereignis für die Juden von Speyer, den berühmten Glaubensgenossen von Angesicht zu Angesicht zu sehen, der dem größten Herrscher der Welt so nahestand und der für die Juden des deutschen Reiches schon so viel Gutes erwirkt hatte. Daniel und Ruben mussten beim ersten Vorsteher der Gemeinde, Michael, aus der weitverzweigten Familie Tryfus (Dreifuß) einkehren, während das übrige Gefolge bei andern Gemeindemitgliedern einquartiert wurde.

Im Hause Michaels versorgte Bella, eine arme Verwandte des Hausherrn, die Küche. Mit ihr schloss Ruben bald innige Freundschaft und lehrte sie Meisterwerke der Kochkunst, die dem Mädchen bisher unbekannt gewesen waren. Bella war eine gelehrige Schülerin und gewann sich das ganze Herz des fremden Kochkünstlers.

Als der Tag des Abschiedes herankam, sprach Ruben zu Daniel:

„Herr, Ihr habt mir gestattet, auf dieser Reise ein Weib zu wählen. Nun, ich habe gefunden, was ich suchte. Bella ist mir gewogen, und auch ihr Verwandter, der Herr dieses Hauses, ist damit einverstanden, dass sie mein Weib werde. Wenn Ihr nichts dagegen habt“

„Ich wünsche Dir von Herzen Glück, mein guter Ruben“, unterbrach ihn Daniel. „So bleiben wir noch einen Tag länger, um zuvor das Knaßmahl zu feiern.“

Am Abend desselben Tages versammelten sich in dem größten Zimmer des Hauses die gesamte Verwandtschaft des Michael Tryfus und außerdem der Rabbiner und die Vorsteher der Gemeinde. Der Sofer schrieb die Tenaim (Verlobungsbeding-

nisse). Es wurde darin festgesetzt, das Michael seiner Verwandten Bella, der Tochter des seligen Jakob aus der Familie Tryfus, eine Mitgift von zehn Goldgülden nebst einer Ausstattung an Kleidern, Schuhen, Hemden und Bettung verspreche, wie sie zu der erwähnten Mitgift im Verhältnis stehe. Ruben dagegen versprach sein Ersparnis, bestehend in fünfzig Goldgülden, sowie seine sonstige Habe mit in die Ehe zu bringen. Sodann wurde für den ohne genügenden Grund etwa zurücktretenden Teil eine Strafe (Knaß) von fünf Goldgülden stipuliert. Nachdem das Schriftstück in duplo ausgefertigt und von zwei Zeugen unterschrieben war, wurde es von Seiten der Beteiligten durch den sogenannten Mantelgriff (Kinjan Suddor) rechtskräftig gemacht. Dann wurde mit Kreide auf dem Fußboden ein Schild Davids (zwei ineinander gefügte Dreiecke), gezeichnet, und in diese ט"מ, das ist „Masel tob“, gut Glück! geschrieben. Daniel wurde mit der Ehre betraut, das „Scherbchen“ gegen den Schild Davids zu schleudern und so zu zerbrechen. Ein fein bemaltes Schälchen wurde dem kaiserlichen Rat überreicht. Er hob es hoch in die Luft und schleuderte es mit kräftigem Wurf auf die Kreidezeichnung am Fußboden, mit lauter Stimme „Masel tob“ rufend. „Masel tob!“, ertönte es aus fünfzig Kehlen. Das Schälchen war in viele kleine Stücke zersprungen, und Jeder der Anwesenden suchte eines zu erhaschen, um es als Andenken zu bewahren. Dann setzte man sich zu Tisch, und ein reiches Mahl erquickte die Gäste. An beiden Enden der Tafel, so wie auf der Mitte derselben waren sogenannte Stützen, eine Art Weinfässer, aufgestellt, woraus Jeder nach Belieben schöpfte. Da gab es ein heiteres Pokulieren und mancher treffliche Trinkspruch auf das Wohl des Brautpaares, des Gastgebers und seiner Familie

und vor Allem auf das Wohlergehen des kaiserlichen Rates, des Herrn Daniel von Gernsheim, wurde ausgebracht und mit Jubel entgegengenommen.

Am andern Tage verließ Daniel mit seinem Gefolge Speyer; nur Ruben blieb daselbst bei seinen neuen Verwandten. Sein Herr hatte ihm versprochen, ihn bei der Rückreise von dort abzuholen.

V.

Vor dem Thore zu Worms, an der aufgezogenen Zugbrücke, hielt Daniel mit seinem Gefolge. Der Torwart lugte aus einem kleinen, in der Stadtmauer angebrachten Fensterchen, und fragte, wer Einlass begehre.

„Der kaiserliche Rat, Daniel von Gernsheim, mit Gefolge“, lautete die Antwort.

Da wurde die Zugbrücke herniedergelassen, und Daniel und die Seinen ritten durch das geöffnete Tor. Dankbar schaute der Mann zu Gott empor, als er in die altertümliche Stadt einritt, die er als dreizehnjähriger Knabe, das Herz voll banger Besorgnis, verlassen, und in die er nun, nach einem Zeitraume von etwas mehr als fünfzehn Jahren, als hochangesehener Mann zurückkehrte.

„Wollen Eure Gnaden“, fragte der Torwart, „bei Seiner Gestrengen, dem regierenden Herrn Bürgermeister vorreiten?“

„Gewiss“, antwortete Daniel.

„So kann mein Sohn Eurer Gnaden den Weg zeigen.“

„Unnötig; ich weiß hier Bescheid.“

Da ritt er fürbaß, an der Spitze seines Gefolges, durch die engen Straßen der Stadt. Der Hufschlag der feurigen Rosse ertönte, und manches

Fensterlein wurde geöffnet, und manches Mägdlein schaute neugierig hinunter auf die schmucken Reiter.

Der regierende Bürgermeister empfing den kaiserlichen Rat mit geziemender Höflichkeit und bot ihm Quartier in seinem Hause an.

„Ich möchte Eure Gestrengen“, sagte Daniel, „ersuchen, durch einen Eurer Bediensteten für mein Gefolge und für die Rosse Sorge tragen zu lassen, ich selbst gedenke bei meinem Oheim, dem Rabbiner dieser Stadt, Quartier zu nehmen.“

Der Bürgermeister sah bei diesen Worten den kaiserlichen Rat groß an. Dann aber leuchtete ein Blitz des Verständnisses in seinem Auge auf, und er sprach:

„Ah, Ihr seid der weise Daniel, der kaiserlichen Majestät berühmter Ratgeber! Möget Ihr recht lange in unsrer Stadt verweilen! Ich stehe Euch zu Diensten, wenn Ihr meiner Dienste bedürfen solltet!“

„Ich danke Euch, gestrenger Herr, für Euer gütiges Anerbieten. Doch hoffe ich nicht, in die Lage zu kommen, von demselben Gebrauch machen zu müssen.“

Daniel verabschiedete sich vom Bürgermeister und schritt auf die Judengasse zu. Mit freudiger Wehmut erblickte er die alte Synagoge, damals schon altersgrau, gerade noch, wie heute, nach so vielen Jahrhunderten. Neben der Synagoge befindet sich ein schmales Gässchen und an der Ecke desselben steht heute noch das Haus, welches ehemals die Rabbiner von Worms bewohnten. Er öffnete die Haustür und trat in die breite Flur. Wie oft hatte er hier mit Naphtali, seinem Vetter, gespielt! Wie werden ihn Oheim und Muhme empfangen? Wird ihnen das Wiedersehen des Jugendgespielen ihres einzigen, verlorenen Sohnes die Herzen nicht zu sehr erschüttern? Er klopfte an

die nächste Türe zur rechten Hand; da war, wie er sich erinnerte, des Oheims Studierzimmer. Es ertönte kein einladendes Herein. Daniel öffnete die Türe, und siehe, da saß sein Oheim, im Talmud eifrig studierend.

„Guten Morgen, Rabbi“, sagte der Eintretende.

Erstaunt blickte der Rabbi auf die vornehme Erscheinung, die vor ihm stand. Er erhob sich, trat auf den Fremden zu und fragte:

„Was steht zu des gnädigen Herrn Befehl?“

„Rabbi, Oheim, kennst Du mich nicht?“

„Daniel, meiner Schwester Sohn, mein Schüler, mein Kind! Gelobt seist Du, unser Gott, König der Welt, der Du uns am Leben und aufrechterhalten und uns hast gelangen lassen bis zu dieser Zeit!“

Dann schloss er den Neffen in die Arme, und Beide weinten in seliger Freude und wehmutsvoller Erinnerung.

„Was macht die Muhme?“, fragte Daniel.

„Sie ist in der Küche.“

Mit jugendlich elastischem Schritte — die Freude hatte den alten Mann verjüngt — lief er an die Türe und rief hinaus:

„Breindel, komm herein und schaue den Gast, der bei uns eingekehrt ist.“

Breindel eilte herbei, die Hände an der Küchenschürze trocknend. Sie lief zurück, als sie den vornehmen Herrn in reichem goldgesticktem Gewande erblickte.

„Komm nur herein“, rief lachend der Rabbiner; „es ist Daniel, meiner Schwester Sohn.“

Da kehrte sie wieder zurück, die gute Muhme, und wollte es erst nicht glauben, dass der vornehme

Herr da ihr Neffe und einstiger Pflegesohn sei. Dann aber fing sie an zu schluchzen; sie gedachte des verlorenen eigenen Sohnes.

„Sei getrost, Breindel“, ermahnte der Rabbi, „hat uns doch der allgütige Gott wiederum Trost verliehen. Wo ist Nechamah?“

„Sie ist ausgegangen, zu den Töchtern Rabbi Scheftels, des Vorstehers.“

„Wer ist Nechamah?“, fragte Daniel.

„Ah, Du weißt nicht, dass uns Gott, bald, nachdem Du von hier fortgegangen, ein Töchterchen geschenkt hat? Ich habe sie Nechamah genannt, auf dass sie uns ein Trost werde für das schwere Leid, das uns damals betroffen, und gelobt sei Gott, sie ist und in der Tat zur Nechamah, zum Troste, geworden.“

Die Türe öffnete sich, und ein junges Mädchen war im Begriffe einzutreten; aber sie blieb erstaunt stehen, als sie den vornehmen Gast erblickte.

„Tritt näher, Nechamah“, rief ihr der Vater entgegen. „Das ist Daniel, meiner Schwester Sohn, von dem wir so oft gesprochen haben, der einstige Freund und Kamerad Deines seligen Bruders Naphtali.“

Mit wohlgefälligen Blicken betrachtete Daniel das in holder Verwirrung dastehende junge Mädchen. Sie war groß und schlank, und ihrer Figur nach hätte man sie für älter gehalten. Aber ihr lieblich feines Gesichtchen verkündete, dass sie nur wenig mehr als fünfzehn Jahre zählte. Und schön war sie, schön wie die Lilie von Saron, wie die Rose von Jericho!

„Bei Gott, dem Allmächtigen“, dachte Daniel, „nicht lange brauche ich nach einer Braut zu suchen; ich denke, ich habe sie schon gefunden.“

„Komm herein, liebes Bäschen“, sagte er laut, „Du brauchst Dich vor mir nicht zu fürchten. Dieses goldgestickte Kleid, das Zeichen der kaiserlichen Gnade, trennt mich nicht von meinen lieben Verwandten, dem einzigen, die ich auf Erden besitze.“

Nechamah trat herein und begrüßte herzlich den fremden Vetter. Breindel hatte sich wieder in die Küche begeben, um die unterbrochene Herrichtung des Mittagessens zu vollenden. Nechamah holte das Tischzeug herbei, bedeckte den Tisch mit blendend weißem Linnen und blinkenden Zinngeschirr. Auch das Brot stellte sie auf den Tisch und legte das scharfe Brotmesser dazu. Dann wuschen sich alle die Hände und brachen von dem Brote, dabei den Segensspruch sprechend. Und Frau Breindel brachte die Karpfen herein, die ihr in aller Frühe ein Fischer gebracht und die sie mit saurer Sauce und Knödeln gar herrlich zubereitet hatte.

„Wie gut“, sagte sie, „dass mir der Hanspeter die Fische gebracht! Ich wollte sie eigentlich aufheben auf Sabbat; allein, sie wären bei dem heißen Wetter verdorben. Nicht konnte ich ahnen, dass ein solcher Gast sie mit uns genießen würde!“

Der Gast erwies der Kochkunst seiner Muhme die größte Ehre und aß, was ihm vorgelegt wurde. Er fühlte sich glücklich im Kreise seiner teuren Verwandten, an der Seite seines lieblichen Bäschens. War sie es doch, die das Wiedersehen, welches er sich so traurig vorgestellt, zu einem freudigen gemacht hatte.

VI.

Mit großer Schnelligkeit hatte sich in der Stadt Worms und in der Umgegend die Nachricht verbreitet, dass der kaiserliche Rat, Daniel von Gernsheim, zum Besuche seines Oheims angelangt sei.

Die vornehmsten Männer der Stadt, der regierende Bürgermeister, der Schultheiß, die Schöffen, der Blutrichter, der Syndik, die Ratsherren, die Zunftmeister, und wer sonst noch Amt und Würde bekleidete, beeilten sich, dem vornehmen Gaste, welcher dem ersten Herrscher der Welt so nahestand, ihre Aufwartung zu machen. Noch niemals waren durch die engen Judengasse so viele große Herren geschritten, noch niemals hatte die Rabbinerwohnung so viele angesehene Besucher gesehen. Dass auch die Gemeindemitglieder herbeieilten, um den berühmten Gast ihres Rabbiners kennen zu lernen, bedarf nicht erst der Erwähnung. Aber auch die vornehmen Herren der Umgegend, die Ritter, Grafen und Fürsten beehrten den kaiserlichen Rat mit ihren Besuchen und luden ihn ein zu Festen auf ihren Burgen, die sie ihm zu Ehren veranstalteten. Daniel lehnte alle diese Einladungen höflichst und dankbar ab. Er entschuldigte sich mit der kurzen Dauer seines Urlaubs und dem Wunsche, die wenigen Wochen in Ruhe bei seinen Verwandten zuzubringen. Nur die Einladung des mächtigsten Dynasten weit und breit, des Fürsten von Dahlberg, konnte er nicht gut ablehnen. Er ritt nach Hemsheim, wo sich das Stammschloss der Herren von Dahlberg noch heute befindet. Gegenwärtig ist das stolze Geschlecht im Aussterben begriffen. Der letzte Spross desselben ist eine Dame, die mit einem englischen Herzoge in kinderloser Ehe lebt. Damals aber blühte es in voller Macht und Kraft. Daniel fand auf dem Schlosse zu Hemsheim den Adel der ganzen Gegend versammelt. Im großen Speisesaale war eine mächtige Tafel gedeckt und mit den herrlichsten Speisen beladen. Damals erforderte eine Herrentafel viel größeren Aufwand als heutzutage. Die Speisen wurden mit kostbaren Ge-

würzen bereitet, die aus Indien bezogen, infolge der ungeheuren Transportkosten, mit Gold aufgewogen werden mussten. Daniel genoss von allen diesen Kostbarkeiten nichts und verschmähte auch die auf den Gütern des Herzogs gezogenen, köstlichen Weine, Liebfrauenmilch und Luginsland. Seine Enthaltensamkeit erregte nicht geringes Aufsehen. Freimütig erzählte er, dass ihm des Kaisers Gnade gestatte, nach dem jüdischen Gesetzen zu leben, und dass er auch an der kaiserlichen Tafel nicht mitzuessen und nicht mitzupokulieren brauche.

Am glücklichsten fühlte sich Daniel, wenn es ihm vergönnt war, ungestört und ruhig bei seinen Verwandten zu weilen. Da nahm er dann Teil an den Studien des Rabbi und ließ sich von diesem schwierige Stellen im Talmud erklären.

„O, mein Oheim“, sagte er oft, „wenn es mir Doch vergönnt wäre, immer bei Dir zu bleiben, und mit Dir gemeinsam in Gottes Heiliger Lehre zu forschen!“

Dann seufzte Rabbi Elasar und sprach:

„Wahrlich, auch ich möchte wünschen, dass Du Deine ganze Zeit dem heiligen Studium widmen könntest! Deine glänzenden Anlagen würden es Dir möglich machen, einer der gelehrtesten Männer in Israel zu werden. Allein, auch Deine jetzige Tätigkeit ist eine gesegnete. Du hast schon Großes für viele bedrängte Brüder geleistet. Gott segne Dich, mein Sohn.“

Die allgemeine Begeisterung, Liebe und Verehrung für Daniel hatte auch Nechamah erfasst; sie liebte ihren Vetter mit einer schwärmerischen, idealen Liebe. Er erschien ihr als ein höheres Wesen, zu den sie voller Verehrung emporblickte. Ihre Augen hingen an seinen Lippen, wenn er das Leben und Treiben am kaiserlichen Hofe schilderte, wenn er von dem Kaiser, der Kaiserin, den Prinzen

und den Prinzessinnen erzählte; wenn er berichtete, wie die vornehmsten Fürsten des Reiches oft viele Wochen auf eine Audienz beim Kaiser warten und zu deren Erlangung seine Fürsprache in Anspruch nehmen mussten; wenn er die Hoffeste schilderte und den Glanz und die Pracht, welche die vornehmen Damen bei solcher Gelegenheit entfalteten. Auch Daniel hatte sein Bäschen sehr lieb gewonnen und ergriff jede Gelegenheit, das schöne, liebliche Mädchen ins Gespräch zu ziehen. Dann bewunderte er ihren hellen Geist und den starken Charakter, der sich in allen ihren Reden offenbarte. Sie war nicht wie andere junge Mädchen. Ihr Herz hing nicht an Tand und Flitter. Durch den Umgang mit dem ernstesten, gelehrten Vater war ihr Sinn für alles Höhere erweckt worden.

„Mein Oheim“, sprach eines Tages Daniel, „ich habe eine große Bitte an Dich. Der eigentliche Zweck meines Besuches bei Dir war, Deinen und der lieben Muhme Rat bei der Wahl meiner Lebensgefährtin in Anspruch zu nehmen. Ich wusste damals noch nicht, dass der allgütige Gott Euch nach schwerem Leid einen solchen Trost, eine so herrliche Nechamah, geschenkt hat. Gib mir Deine Tochter zum Weibe!“

„Mein geliebter Daniel, Du bist meiner einzigen Schwester einziger Sohn und mir teurer und lieb wie mein eigenes Kind. Aber, wärst Du auch ein mir ganz Fremder — ich könnte mir keinen besseren Gatten für den Liebling meines Herzens wünschen. Nur Eines ist, was mich schmerzt: die Trennung von dem einzigen, mir gebliebenen Kinde. Und wie wird die Mutter die Trennung von ihrer Tochter ertragen?“

„Fragen wir sie selbst.“

Daniel ging hinaus in die Küche und bat die

Muhme, für kurze Zeit in das Zimmer des Rabbi zu kommen.

„Breindel“, sagte der Rabbi, „mir ist so wohl und zugleich so wehe um das Herz. Daniel verlangt unsere Nechamah zum Weibe. So glücklich mich seine Wahl macht, ebenso sehr betrübt mich der Gedanke, dass wir und von dem geliebten Kinde trennen sollen.“

Breindel fing an zu weinen.

„Habe ich es Dir nicht gesagt?“, fragte der Rabbi seinen Neffen.

Aber schon hatte Breindel ihre Tränen mit der Küchenschürze getrocknet.

„Rabbi“, sprach sie, „uns bleibt keine Wahl. Das Kind liebt seinen Vetter mit unaussprechlicher Liebe. Gestern hat sie es mir anvertraut. Wollten wir unsere Einwilligung versagen — wir würden das Kind so unglücklich machen, dass es dahinwelken würde, wie eine Blume, der man das Licht entzieht. Wir haben schon Schwereres mit Geduld und Ergebung ertragen. Gott wird uns auch diesen Schmerz überwinden helfen, zumal da wir wissen, dass das Kind an der Seite des teuren Daniel wird glücklich werden. Aber eine Bedingung habe ich zu stellen. Nechamah zählt erst fünfzehn Jahre. Sie muss mindestens noch ein Jahr bei uns bleiben. Dann mag Daniel wiederkehren, um sie mit sich zu nehmen.“

„Lieber wäre es mir gewesen“, entgegnete Daniel, „zu sprechen wie Elieser, der Knecht Abrahams: Haltet mich nicht auf, da Gott meinen Weg hat gelingen lassen. Allein, wohl begreife ich, dass die Muhme sich erst an den Gedanken der Trennung gewöhnen muss. So sei es denn. In drei Wochen kehre ich an den Hof des Kaisers zurück, und heute übers Jahr bin ich, so Gott will, wieder bei Euch, um den Liebling meines Herzens

mit mir zu nehmen. Vielleicht findet sich auch ein Ausweg, der es ermöglicht, dass wir Alle beisammenbleiben.“

VII.

Die Tage und Wochen eilten den Verlobten wie im Fluge dahin, und bald musste Daniel sich zum Aufbruche rüsten, um an den Hof des Kaisers zurückzukehren.

Daniel hatte seiner Braut und seinen Schwiegereltern viele kostbare Geschenke gemacht. Zum Abschiede überreichte er der weinenden Nechamah ein goldenes Ringelein, eine Schlange, die sich in den Schweif biss, darstellend.

„Es ist nur ein unscheinbares Ringelein“, sagte er, „aber mir ist es von hohem Werte. Mein Vater, über ihm sei Friede, hat es einst meiner seligen Mutter geschenkt. Siehe, wenn man an dieses Köpfchen drückt, so springt ein goldnes Plättchen hervor, auf welchen der Name meiner Mutter eingegraben ist. Ich habe das Ringelein stets als ein kostbares Kleinod bewahrt. Nimm es als ein Zeichen meiner unaussprechlichen Liebe.“

„Es soll mir ein heiliges Andenken an diese Stunde sein“, sagte Nechamah, ihre Tränen trocknend.

„Lebe wohl, mein Sohn“, sprach der Rabbi, „Gott geleite Dich und führe Dich zu guter Stunde zurück!“

„Bleibe bei uns, Daniel“, rief die Muhme. „Geh nicht fort! Mir ist so angst und bange, wie an dem Tage, an welchem die Unholde meinen Napthali erschlagen haben.“

„Beruhige Dich, liebe Mutter“, entgegnete der Angeredete; „ich vertraue auf Gott, der mich in Sicherheit und Frieden zu Euch zurückgeleiten wird.“

Daniel schwang sich aufs Pferd und ritt eiligst davon, dem Stadttore zu, wo ihn sein Gefolge erwartete. Ohne Unfall gelangten die Reiter nach Speyer. Daniel wollte seinem Versprechen gemäß seinen Diener Ruben dort abholen und dann eilig seine Reise fortsetzen; aber er konnte das Letztere nicht ausführen; denn Rubens Hochzeit stand bevor, und da musste er notgedrungen zugegen sein.

Mit großem Jubel wurde Daniel von Ruben bewillkommt.

„Friede mit Euch, teurer Herr“, rief er ihm entgegen. „Ich hätte ja nicht Hochzeit machen können, wenn Ihr nicht gekommen wäret; denn erstlich, müsst Ihr an meinem Ehrentage zugegen sein, und zweitens soll ich am nächsten Schabbos, Schabbos-Spinnholz, eine Deroscho halten. Die müsst Ihr gleich mit mir lernen!“

Daniel lachte.

„Gibt es denn in Speyer keinen, der Dich eine Deroscho hätte lehren können?“

„Ja, aber nicht so wie Ihr!“

Nachdem Daniel sich ein wenig restauriert hatte, machte er sich sogleich an die Arbeit; denn es war schon Donnerstag und demnach die höchste Zeit. Er hatte in Worms mit seinem Oheim den Traktat Kidduschin studiert und sich manche geistvolle Bemerkung aufgeschrieben. Aus diesen setzte er eine Abhandlung zusammen und trug sie dem Bräutigam vor.

„Das soll ich nachsagen?“, fragte Ruben erstaunt; „das ist mir viel zu verwickelt und zu scharf — und heute ist schon Donnerstag!“

„Habe nur Geduld“, antwortete Daniel, „ich wiederhole und erkläre es Dir so lange, bis Du es verstehst und es nachsagen kannst.“

Der Sabbat war herangekommen, und als der Morgengottesdienst vollendet war, begann die erste

Feierlichkeit in Bezug auf das bevorstehende Hochzeitsfest. Ruben hatte für seine Braut ein neues Spinnrad, damals Spinnholz genannt, gekauft. Das Spinnrad war in jenen Zeiten das Symbol der Häuslichkeit. Alle Frauen und Mädchen, von der Kaiserin bis zu der Frau des armen Tagelöhners, Alle waren sie fleißig beim Spinnrad beschäftigt. Daher war es auch Sitte, dass der Bräutigam am Sabbat, bei Nichtjuden am Sonntag, vor der Hochzeit, der Braut ein neues Spinnholz schenkte. Da es noch neu und ungebraucht war, so durfte man es ja am Sabbat „metaltel“ sein. In der Mitte des größten Zimmers im Hause des Michel Tryfus war das neue, buntbemalte Spinnholz aufgestellt. Nach und nach versammelten sich die Gemeindemitglieder, denen Kuchen und Wein dargeboten wurde. Dann hielt Ruben die Deroschah, die er mit so schwerer Mühe erlernt hatte. Es ging ganz vortrefflich, und ohne zu stocken, führte er das schwierige Thema zu Ende. Reicher Beifall belohnte ihn und nun, gleichsam zur Belohnung für die Deroschah, holten die Gäste die Geschenke herbei, die sie dem jungen Paare zur Hochzeit verehrten, und hängten sie an dem Spinnholze auf, das bald die Last der silbernen, zinnernen und hölzernen Löffel, der zinnernen Teller, der Tücher und Bänder nicht mehr zu tragen vermochte.

Heute noch heißt in vielen Gegenden Deutschlands der Sabbat vor dem Hochzeitsfeste „Schabbos Spinnholz“, und im jüdischen Schrifttum wird dieser Name vielfach erwähnt. Da der Gebrauch, ein Spinnrad zu schenken und die Geschenke daran zu hängen, aus der Mode gekommen, so erschien der Name rätselhaft und forderte gar manche abenteuerliche Deutung zu Tage. So meinte man, das Wort Spinnholz sei aus שבן עלץ „der Sabbat, an welchem der Sohn jubelt“ entstanden.

Am folgenden Dienstag, abends, wurde Siwlauneß gefeiert. An einer langen Tafel hatten die eingeladenen Gäste Platz genommen, an dem einen Ende die Männer, an dem andern die Frauen. Dann schickte der Bräutigam der Braut Siwlauneß, das heißt Geschenke, gewöhnlich in einem silbernen Gürtel und einem Gebetbuch bestehend. Die Braut schickte dafür einen silbernen Gürtel und einen Gebetmantel.

Am Hochzeitstage befand sich die ganze Judenschaft von Speyer in große Aufregung. Alles drängte in die Synagoge, um den Bräutigam zu sehen, der auf dem Ehrenplatze neben der heiligen Lade, dem sogenannten „Chossenstaat“ saß. Wohl war er in das Tallis gehüllt; aber die Tephillin hatte er nicht angelegt; auch das „Schema“ betete er nicht mit; denn von allem, was besondere Andacht erforderte, war er heute befreit, da man annahm, dass er heute zu aufgereggt sein würde, um mit Andacht beten zu können. — Bald nach dem Schlusse des Gottesdienstes fand das Mahnführen statt. Musikanten zogen durch die Gassen; ihnen folgten die „Unterführer“, den Bräutigam in der Mitte und dann die übrigen Gäste. Sie zogen nach dem Synagogenhofe, wo der Bräutigam auf einen dort befindlichen Stein gesetzt wurde. Dann zogen die Musikanten fort, um die Braut herbeizuholen, die von den Unterführerinnen und den andern Frauen bis an den Stein geleitet wurde und neben dem Bräutigam ihren Platz einnahm. Mit einem Tallis wurden Beide bedeckt, und dann riefen hundert Stimmen: פרו ורבו „seid fruchtbar und mehret euch!“ und das Brautpaar wurde mit Geldmünzen und Weizenkörnern überschüttet. Um 12½ Uhr fand die Trauung, ebenfalls im Synagogenhofe statt. Zwei kleine Fläschchen, sogenannte Glückgläschen, waren mit Wein gefüllt, über deren eines der Rabbiner die üblichen Segnungen sprach. Dann steckte Ruben

seiner Bella ein goldenes Ringelein an den Zeigefinger der rechten Hand und sprach: Du seiest mir geheiligt durch diesen Ring nach den Gesetze Moses und Israels. Der Rabbiner verlas die Ketubah, und Daniel ward die Ehre zuteil, die sechs folgenden Segenssprüche zu sprechen, während Michael Tryfus den siebenten vortragen durfte. Nun ergriff der Bräutigam das eine Fläschchen. Über der Synagogenpforte prangte ein sternartig behauener Stein mit der hebräischen Inschrift: „Stimme der Wonne, Stimme der Freude, Stimme des Bräutigams, Stimme der Braut!“ Nach diesem Stein schleuderte Ruben das Fläschchen. Klirrend fielen die Scherben zu Boden, und alle Anwesenden riefen mit lauter Stimme: „Masel tow, Masel tow!“

VIII.

An langen Tafeln — die ganze Gemeinde war zum Hochzeitsfeste geladen — speisten die Gäste. Die Reihe der Toaste hatte Daniel eröffnet. Anlehnend an einen Ausspruch der heiligen Schrift und an eine darauf bezügliche Talmudstelle feierte er die Tugenden des Bräutigams, der ihm nicht nur stets ein treuer Diener, sondern auch ein lieber Freund gewesen. „Wer ein Weib gefunden, sagt der weise König,“ — so schloss er seine Rede — „hat das wahrhafte Glück gefunden. Mein Freund Ruben ist glücklich zu preisen, dass das Weib seiner Wahl die Gefährtin seines Lebens sein wird. Auch ich bin in der glücklichen Lage von mir Ähnliches mitzuteilen. Die Tochter meines Oheims, des Rabbiners von Worms, habe ich mir erkorren, und sie wird unter göttlichem Beistande meine Gattin werden. Nächstes Jahr um diese Zeit kehre ich nach Worms zurück, um das Hochzeitsfest zu feiern.“

Lauter Jubel folgte dieser Mitteilung. Alle

Gäste erhoben sich von ihren Sitzen und drängten herbei, um dem verehrten Manne ihre Glückwünsche darzubringen.

„Möget Ihr recht glücklich werden“, sprach der greise Rabbiner von Speyer, Rabbi Theoderos, „Ihr habt es im reichem Maße verdient. Möge all das Gute, das Ihr unseren Glaubensgenossen bereits erwiesen, Euch den Segen des Allmächtigen herbeiführen!“

„Ich danke Euch, Rabbi“, antwortete Daniel. „Ein Wunsch aus so reinem, heiligen Munde wird gewiss Erhörung finden vor dem Throne des Allmächtigen.“

Auch die andern Gäste wollten in wohlgesetzter Rede den Gefühlen ihrer Verehrung für den kaiserlichen Rat Ausdruck geben. Da fiel Daniels Blick auf einen gepanzerten Kriegermann, der soeben zur Türe hereintrat. Er drängte sich durch all die Glückwünsche hindurch und eilte auf den Fremden zu.

„Gottes Willkommen, Kurt“, rief er ihm entgegen, „wie kömst Du hierher? Was macht mein verehrter Gönner, Dein Herr, Graf Heinrich von Bassenheim?“

„Ich bin schon in Worms gewesen“, antwortete der Angeredete, „um Euch dort zu suchen, und als man mir sagte, Ihr wäret gen Speyer geritten, bin ich hierhergeeilt, Gott sei Dank, dass ich Euch hier gefunden. Ich habe Euch eine Botschaft auszurichten von meinem Herrn und Gebieter.“

„Komm Kurt, setze Dich an die Tafel, und iss und trink und erquicke Dich. Die Botschaft wird Zeit haben bis nachher.“

„Wohl habe ich Hunger und Durst; allein

mein Herr hat mir befohlen, keinen Augenblick zu versäumen.“

„Hast Du ein Schreiben?“

„Nein, einen mündlichen Auftrag.“

„So folge mir.“

Daniel führte den Boten in das von ihm bewohnte Zimmer.

„Herr“, sagte Kurt, „mein hoher Gebieter, der Herr Graf von Bassenheim, lässt Euch bitten, schleunigst an das Hoflager des Kaisers zurückzukehren; es sei Gefahr im Verzuge.“

Daniel erbleichte.

„Was hat sich ereignet, Kurt?“, fragte er hastig.

„Ich wüsste nicht, dass etwas Besonderes vorgekommen wäre; allein, viele fremde Herren sind in jüngster an den Hof gekommen und da meinte der Graf, dass diese nichts Gutes gegen Euch planten.“

„Wer sind diese Herren?“

„Vor Allen der großmächtige Herr Herzog von Schwaben.“

„So, der!“, antwortete Daniel gedehnt.

Herzog Ernst von Schwaben hatte bei den Juden in Hagenau eine Schuld kontrahiert, die er nicht hatte bezahlen wollen. Die Klage der Hagenauer Juden war vor den Kaiser gekommen und durch Daniels Fürsprache zu ihren Gunsten entschieden worden.

„Graf Eberhard von Wiesenborn“, berichtete Kurt weiter.

Ein Knecht des Grafen hatte einen Juden erschlagen. Graf Eberhard wollte seinen Knecht vor der Strafe schützen; allein Daniel hatte es durchgesetzt, dass der Mörder hingerichtet wurde.

„Graf Rudolph von Rülzbach, Ritter Bruno von Wulffingen.“

Die beiden hohen. Herren hatten jüdische Kaufleute, welche nach Frankfurt zur Messe zogen, angefallen, beraubt, gefangengenommen und für die Gefangenen ein hohes Lösegeld gefordert. Auf Daniels Verwendung hin mussten sie die Gefangenen freigeben und den Raub zurückerstatten.

„Hans Kempert, der regierende Bürgermeister von Ulm.“

Die Stadt Ulm hatte die daselbst blühende, zahlreiche Judengemeinde austreiben wollen. Daniel aber bewirkte, dass der Kaiser gebot, den Ausweisungsbefehl zurückzunehmen.

„Eine schöne Gesellschaft“, sagte Daniel. „Dein Herr hat Recht; es ist wichtig, dass ich schleunigst mich an den Hof begeben. Sind noch andere Herren angekommen?“

„Eine ganze Menge; allein ich kenne ihre Namen nicht.“

„Ich danke Dir herzlich, mein wackerer Kurt, Dir und Deinen gnädigen Herrn. Ich will Dich in den Saal zurückführen, auf dass Du Deinen Hunger stillest und Deinen Durst. Ich aber will mich unterdessen zur Abreise rüsten.“

An der Hochzeitstafel wurde für Kurt bereitwilligst Platz gemacht, und er aß und trank nach Herzenslust. Daniel aber begab sich zum Bräutigam und sprach:

„Mein lieber Ruben, Graf Bassenheim hat mir einen Boten geschickt.“

„Ich habe ihn gesehen“, sagte Ruben, „es ist der treue Kurt. Er hat Euch doch gute Botschaft gebracht?“

„Es ist wenigstens nichts Schlimmes. Viele vornehme Herren aus dem Reiche, vor deren Gewalttaten ich die Juden geschützt habe, sind beim Hofe versammelt, wahrscheinlich, um vom Kaiser meine Entfernung zu verlangen. Aber, Du weißt ja,

in welchem hohem Grade ich das Vertrauen des Kaisers besitze. Jedenfalls hat Graf Bassenheim Recht, dass ich eiligst an den Hof reiten muss, um die Pläne meiner Feinde zu vernichten.“

„Ihr wollt uns verlassen, wollt nicht die sieben Hochzeitstage mit uns feiern?“

„Du siehst wohl selbst, dass das unmöglich ist.“

„So will ich gleich mit Euch ziehen.“

„Nicht doch, mein Ruben, bleibe Du hier und feiere Dein Hochzeitsfest in Ruhe und Frieden, in Freude und Frohsinn bis zu Ende. Nachher miete Dir ein bewaffnetes Geleit, das Dich und Deine junge Frau sicher zu mir führe.“

„Und wer soll unterdes Eure Küche besorgen? Nehmet wenigstens Jemanden von hier mit, der so lange mein Amt bei Euch versehe.“

„Unnötig“, sagte Daniel, „ich werde mich wohl acht Tage ohne warme Speisen behelfen können.“

Eine Stunde nachher bestieg Daniel sein Ross, um an der Spitze seiner Leute und in Begleitung des treuen Kurt, in beschleunigten Ritten dem kaiserlichen Hoflager zuzureiten. Die ganze israelitische Gemeinde von Speyer folgte den Reitern, Gottes Segen für Daniel erfliegend. Sie kehrten erst zur unterbrochenen Hochzeitstafel zurück, als die Reisigen ihren Blicken entschwunden waren.

IX.

„Gut, dass Du kommst“, rief der Kaiser, als Daniel vom Oberhofmarschall zur Audienz geführt wurde. „Du kommst gerade zur rechten Zeit! Von allen Seiten sind sie herbeigeströmt, die Fürsten und Herren und die Bürgermeister der Städte, um gegen die Juden Beschwerden zu führen und ihre Austreibung aus den deutschen Landen zu verlangen.“

Ich habe sie alle hierher beschieden, damit Du ihnen antworten und Dein Volk verteidigen kannst.“

Und schon führte der Hofmarschall, dem Range nach, eine große Anzahl von Fürsten und Herren herein, die sich vor dem Kaiser tief verneigten und die Hand, die er ihnen gnädig reichte, an die Lippen führten. Dann nahmen sie, ihrem Range gemäß, die für sie bestimmten Plätze ein, die Fürsten auf Lehnstühlen, die Grafen und Reichsbarone auf Stühlen, die Ritter und Bürgermeister auf Bänken. Der Kaiser saß auf dem Throne, die Krone auf dem Haupte, umhüllt mit dem Hermelinmantel, Zepter und Reichsapfel in den Händen haltend. Der Hofmarschall meldete, dass alle zur Audienz Befohlenen versammelt seien, und der Kaiser begann:

„Herzog Ernst von Schwaben, Ihr habt verlangt, Eure Beschwerden zu den Füßen unseres kaiserlichen Thrones niederzulegen. Wir ersuchen Eure Liebden zu sagen, was Euer Herz beschwert.“

„Kaiserliche Majestät“, entgegnete der Angeredete, „ich bin ein Mann des Krieges und habe in vielen Schlachten und Fehden für Eure Majestät und das heilige römische Reich gekämpft. Aber ich verstehe nicht, künstlich die Worte zu setzen. Daher wollen Eure Majestät gnädigst gestatten, dass mein Kanzler Pellmann statt seiner spreche. Er wartet in Vorzimmer.“

Auf einen Wink des Kaisers führte der Hofmarschall den Kanzler des Herzogs in den Saal. Dieser verneigte sich vor des Kaisers Majestät.

„Sprecht, Pellmann“, sagte der Herzog.

„Seine Majestät gestatten gnädigst, dass Ihr statt meiner redet.“

„Kaiserliche Majestät“, sprach der Kanzler, „und Ihr meine gnädigen Fürsten und Herren, es existiert ein Volk, das zerstreut und getrennt

wohnt in allen Landen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Ihre Gesetze und Sitten sind verschieden von den unsrigen; sie essen nicht von unsren Speisen und trinken nicht von unsrem Wein. Sie beten in einer fremden Sprache und, wie mir von glaubwürdigen Personen versichert wird, sind diese Gebete voller Verwünschungen gegen den Kaiser, die Fürsten und Herren. Sie feiern nicht unsre Feste, sondern haben andere Ruhetage und stören dadurch den Verkehr. Will man am Samstag von ihnen kaufen, so verkaufen sie nicht. Dagegen verleiten sie das Volk, die Sonntagsruhe zu entweihen und geben dadurch den frommen Gläubigen großes Ärgernis. Sie bearbeiten nicht den Boden und treiben keinerlei nützliches Handwerk, sondern leben von Schacher und Wucher. So Jemand, von der Not getrieben, ein Anlehen macht bei einem Juden, so schwillt die geliehene Summe durch Wucherzins gar mächtig an, und der Wohlstand des Mannes wird verzehrt. Sie ziehen nicht mit uns aus in unsren Kriegen und verteidigen das Vaterland nicht gegen die Angriffe des Feindes. Früher waren sie wenigstens demütig und bescheiden. Seitdem aber einer von ihren Leuten am Hofe des Kaisers weilt und sie beschützt und behütet, sind sie stolz und übermütig geworden. Ihre Frechheit und Kühnheit kennt keine Grenzen mehr. Sie drohen bei jeder Gelegenheit mit des Kaisers Zorn und des Reiches Acht, wie wenn jeder Einzelne von ihnen über Kaiser und Reich zu gebieten hätte. Deshalb geht meines großmächtigen Herrn und Gebieters, des erlauchten Herzogs Ernst von Schwaben, untertänige Bitte dahin, dass kaiserliche Majestät den jüdischen Ratgeber von Allerhöchst dessen geheiligter Person fernhalte und sämtliche Juden aus allen Ländern des heiligen römischen Reiches verbanne.“

Der Kanzler hatte seine Rede beendet, und ein Gemurmel des Beifalls ging durch den Saal. Alle Fürsten und Herren erhoben sich von ihren Sitzen und riefen: „Ja, das wünschen, das verlangen auch wir!“

Unbeachtet hatte Daniel in einem Winkel des Saales gestanden. Auf einen Wink des Kaisers trat er vor. Die anwesenden Herren erschrakten, als sie ihn erblickten; sie hatten geglaubt, dass er noch fern vom Hofe weile.

„Kaiserliche Majestät“, hub er zu reden an, „wolle mir gnädigst gestatten, mit wenigen Worten, mich und meine Stammesgenossen zu verteidigen. Der Herr Kanzler hat von einem Volke gesprochen. Wir sind kein Volk in gewöhnlichen Sinne des Wortes. Seit vielen Jahrhunderten wohnen unsre Vorfahren in deutschen Landen und waren, wie wir, ihre Nachkommen, es heute noch sind, getreue Untertanen unsres allergnädigsten Kaisers und der erhabenen Fürsten des Reiches. Wir haben uns stets redlich bemüht, zur Wohlfahrt unsres geliebten Vaterlandes mitzuwirken, wie Gott es uns befohlen, als Er die Verbannung über uns verhängte. Damals ließ Er uns durch seinen Propheten Jeremias sagen: „Suchet das Wohl des Staates zu fördern, in welchem ihr wohnen werdet“, und stets haben wir uns redlich bemüht, diesem göttlichen Befehle nachzukommen. Wohl ist es wahr, dass unsre Gesetze und Sitten in mancherlei Weise verschieden sind von denen der Völker, in deren Mitte wir leben. Aber, wem schadet es, wenn wir kein Schweinefleisch essen, oder am Sabbat ruhen? In Bezug auf die Feier des Sonntags gibt es ja Gesetze und Vorschriften, und Jeder, der sie übertritt, wird bestraft. Dass wir den Boden nicht bearbeiten, ist das unsre Schuld? Wenn man uns gestatten würde, liegende Güter zu erwerben, wir wären mit

Freude bereit, durch die Bebauung des Erdbodens unsern Lebensunterhalt zu erwerben. Unsre Vorfahren waren Ackerbauer im heiligen Lande und auch später, namentlich in Babylonien, an den Ufern des Euphrat und des Tigris, bis unmenschliche Gesetze und gezwungen haben, die Bearbeitung des Erdbodens aufzugeben. Wie der Ackerbau, so sind und die meisten Handwerke verschlossen. In den wenigen, die und gestattet sind, zum Beispiel, in der Goldschmiedekunst, leisten die Juden Vorzügliches und zeichnen sich durch Fleiß und Kunstfertigkeit aus. Nur den Handel hat man uns erlaubt und Geldgeschäfte. Nachdem man uns dazu gezwungen und uns nichts Anders übriggelassen, will man uns einen Vorwurf daraus machen? Aber auch in diesen Hantierungen tragen die Juden zur Wohlfahrt des Reiches und seiner Bewohner bei. Der arme jüdische Hausierer zieht, mit schwerem Packen beladen, von Dorf zu Dorf, von Gehöft zu Gehöft, von Burg zu Burg, und bringt den Edelleuten und Bauern Dasjenige, was sie bedürfen und was sie sonst nur schwer und mit großer Mühe erlangen könnten. Die Geldverleiher haben schon manchem hohen Herrn aus drückender Verlegenheit geholfen. Dann sind sie lieb und gut; wenn sie aber ihr Eigentum zurückverlangen, so heißen sie Wucherer und Blutsauger. Dass die nicht zurückbezahlte Schuld durch die hinzukommenden Zinsen immer größer wird, ist ja selbstverständlich. Mögen der Kaiser und die Fürsten den Zinsfuß beschränken; dann könnte über Wucher nicht mehr geklagt werden, und die Wucherer, welche das gesetzliche Maß überschreiten, mögen der Strafe verfallen. — Dass wir in einer fremden Sprache zu Gott beten, ist wahr. Es ist die heilige Sprache, in welcher Gott selbst sich einst Moses und den Propheten offenbart hat. Aber eine abscheuliche Lüge ist es, dass diese fremde

Sprache benutzt wird, um den Kaiser, den Fürsten und dem Reiche zu fluchen. In allen jüdischen Bethäusern wird an jedem Sabbate und an jedem Festtage der Segen des Allmächtigen für den Kaiser, die Fürsten und das Reich erfleht. — Auch dass wir nicht mit ausziehen in den Krieg, ist nicht unsere Schuld. Gern würden wir an der Seite unsrer Mitbürger das Vaterland verteidigen helfen, wenn man es uns gestatten würde. Ist es vernünftig zu sagen: Du darfst das nicht tun, und nachher einen Vorwurf daraus zu schmieden, dass es nicht geschieht? — Freilich haben meine Stammesgenossen bis vor zehn Jahren, bis zum Regierungsantritte unsres glorreichen Kaisers, im Staube liegen und sich jeden Fußtritt gefallen lassen müssen; nun, da unser gerechter Herrscher sie vor Gewalttaten schützt, nicht duldet, dass man sie misshandelt, beraubt und ermordet, nennt man sie frech und übermütig. Wohl weiß ich es, all die Feindschaft und all der Hass richten sich gegen mich, den geringen Knecht meines Kaisers. Man gönnt mir nicht die Grade meines hohen, gnädigen Herrn. Um mich zu stürzen, klagt man mein Volk an. Wohlan, kaiserliche Majestät, wenn ich Euch jemals zum Schlechten geraten, wenn ich jemals Bestechung genommen oder unlautere Absicht gehegt, wenn ich jemals das Laster beschützt oder Unrecht gutgeheißen, so verurteilt mich und lasset mich töten, wie es einem ungetreuen Knecht zukommt!“

Der Kaiser erhob sich vom Throne und sprach mit gerührter Stimme:

„Wir haben Dich stets treu gefunden, Daniel! Du hast uns stets wohl beraten, und kein Makel ist an Dir zu finden. Sei uns auch ferner ein treuer Diener.“

Bei diesen Worten reichte der hohe Herr seinem jüdischen Ratgeber die Hand, die dieser dankbar

küsste; zwei Tränen aus Daniels Augen benetzten die kaiserliche Hand.

Der Kaiser verließ den Audienzsaal. Daniel hatte einen glänzenden Sieg errungen. Dennoch verdüsterten schwere Wolken seine Stirne. Wird er auf die Dauer imstande sein, so vielen mächtigen Feinden Widerstand zu leisten?

X.

All die zahlreichen Feinde und Gegner der Juden, welche am kaiserlichen Hoflager sich zusammengefunden hatten, waren durch die Niederlage, die sie erlitten, mit verdoppeltem Hasse gegen Daniel und seine Stammesgenossen erfüllt worden. Tag und Nacht sannan sie darauf, wie sie Daniel und seine Stammesgenossen zu schaden und ihn beim Kaiser zu verdächtigen vermöchten. Allein, des Kaisers Vertrauen zu seinem jüdischen Ratgeber war zu groß, als dass es durch die mannigfachen Einflüsterungen und Verleumdungen hätte erschüttert werden können. Da kam den Feinden Daniels ein Umstand zu Hilfe, von dessen Vorhandensein sie selbst keine Ahnung hatten. Einer der mächtigsten und reichsten Könige hatte eine einzige Tochter, ein einziges Kind, die Erbin seines Reiches und seiner Schätze. Auch der Ruf von der Schönheit und Anmut der Prinzessin war in die Ferne gedrungen. Der Kaiser wünschte für seinen zweiten Sohn — der Erstgeborene hatte Aussicht, zum römischen König erwählt und einst des Kaisers Nachfolgers zu werden — durch diese Vermählung eine Krone zu erwerben. Er schickte daher insgeheim einen vertrauten Diener an den Hof jenes Königs und ließ bei ihm anfragen, ob er wohl geneigt sei, die Prinzessin mit dem Kaisersohne zu verloben. Der Gesandte kehrte zurück und brachte

den Bescheid, dass der König es als ein großes Glück ansehen würde, wenn seine Tochter den Kaisersohne vermählt werden würde. Er trage jedoch ein schweres Bedenken. Er habe vernommen, dass der Kaiser einem jüdischen Ratgeber sein Ohr leihe und dass der Jude tatsächlich Regent des Reiches sei, da alle Entscheidungen nach seinem Willen getroffen würden. Er habe zwar kein Recht, sich in die innern Angelegenheiten der Regierung Seiner Majestät, des Kaisers, zu mischen, andererseits verbiete ihm sein christliches Gewissen, sein einziges Kind dem Sohne eines Hauses anzuvertrauen, das tatsächlich von einem Juden gelenkt und geleitet werde. Bevor also weitere Unterhandlungen angeknüpft werden könnten, stelle der König die Bedingung, dass der jüdische Ratgeber vom kaiserlichen Hofe entfernt werde.

Als der Kaiser diese Botschaft vernahm, geriet er in großen Zorn.

„Ich lasse mir keine solche Bedingung stellen“, sagte er, „und ich denke nicht daran, meinen treuen Diener und vorzüglichen Berater fortzuschicken.“

Dem Gesandten befahl er das tiefste Stillschweigen an, und so schien auch diese Angelegenheit einen für Daniel günstigen Verlauf zu nehmen. Allein, tief im Herzen des Kaisers, ihm selber unbewusst, keimte die böse Saat. Daniel war es, um dessentwillen seinem zweiten Sohne ein großes, mächtige Reich und eine schöne anmutsvolle Gemahlin entgehen sollte; Daniel war es, durch den Zwietracht gesäet wurde zwischen dem Kaiser und vielen mächtigen Fürsten des eigenen Landes!

Einige Wochen nachher langte eine Gesandtschaft des Königs an, um anzufragen, ob die Vorbedingung erfüllt sei und dann die weiteren Verhandlungen anzuknüpfen. Der Kaiser empfing den Gesandten des Königs in geheimer Audienz. Dies-

mal geriet der hohe Herr nicht in Zorn.

„Ich habe“, sagte er, „die Vorbedingung Eures Königs noch nicht zur Ausführung bringen können. Bleibt eine Zeit lang an meinen Hofe und beobachtet das tiefste Stillschweigen. Ich will mir die Sache noch einmal überlegen.“

Zu Ehren des fremden Gesandten wurde ein großes Fest veranstaltet. Es war eine erhabene und erlauchte Versammlung, die sich im kaiserlichen Schlosse eingefunden hatte. Der Kaiser erschien im vollen, kaiserlichen Ornate. Die Kaiserin trug die große Courschleppe von Goldstoff, mit Zobelpelz besetzt, über einem Unterkleid von weißem Atlas, das mit echten Spitzen garniert war. Dazwischen glänzten Goldstreifen mit Brillanten; die aus Goldstoff gefertigte Taille war ebenfalls mit Zobel eingefasst und mit Brillanten besetzt. Aus kostbaren großen Diamanten war das Diadem der Kaiserin gebildet, hinter welchen sich weiße Federn auf das Haar legten. Kaiser und Kaiserin nahmen auf Thronsesseln Platz; rechts und links standen die Angehörigen der kaiserlichen Familie; an diese reihte sich der gesamte Hofstaat, an dessen Spitze der Oberst-Kämmerer stand; dem Throne gegenüber hatte sich der Ober-Zeremonienmeister gestellt, um die Cour zu leiten. Zuerst traten die fremden Gesandten ein, und zogen, sich tief verneigend, an dem Throne vorüber; dann folgten die am Hoflager anwesenden Fürsten und Fürstinnen des deutschen Reiches; hierauf erschienen die geistlichen Würdenträger, Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte und Prälaten. Dann folgten die Grafen und Gräfinnen, die Reichsbarone und ihre Damen, die Ritter und Edelfrauen. Es währte fast eine Stunde, bis die ganze hohe Gesellschaft vor dem Kaiserthron vorübergezogen war. Nun stoßen die Hofmarschälle ihre mit goldnen Kronen besetzten Stäbe auf. Kaiser und Kaiserin

erhoben sich von ihren Thronen, um den Zug nach den großen Speisesaale zu eröffnen. Voran schreiten die Pagen, Edelknaben in roten Röcken, reichbesetzten Kniehosen, weißen Spitzen-Krawatten, schwarzen Samthüten mit weißen Federn, die Haare gekräuselt. Hinter dem Kaiserpaare folgen wiederum Pagen, den nachwogenden Talar des Kaisers und die Schleppe der Kaiserin tragend. Ihnen folgen die eingeladenen hohen Gäste. In strahlender Beleuchtung schreiten die Damen in kaiserlichem Gange dahin, bewundert von den Herren, die ihnen den Vorrang lassen. Ihnen folgen die hohen Gäste, die Großwürdenträger des Hofes, die kaiserlichen Räte, und die Befehlshaber der kaiserlichen Garde.

In der Mitte des Speisesaales ist ein Tischlein gedeckt, an welchem Kaiser und Kaiserin sich niederlassen; sie speisen allein. An einem größeren Tische finden die Mitglieder der kaiserlichen Familie Platz; an einem andern die anwesenden geistlichen und weltlichen Fürsten; an einem vierten die anwesenden Fürstinnen. Für die übrigen Gäste und Hofbeamten sind lange Tische gedeckt, jedoch für die Damen allein und für die Herren besonders. Zahllose Diener in reichen Livreen tragen die Speisen auf und nach jedem Gange, die goldnen und silbernen Gefäße wieder hinweg, während die kaiserliche Hofkapelle lustige Weisen spielt. Nach vollendetem Mahle erhebt sich die Kaiserin, um den Saal zu verlassen; ihr folgen alle Damen. Nur die Herren bleiben zurück, und das Trinkgelage beginnt. Große silberne Humpen werden mit köstlichen Weine gefüllt und den Gästen gereicht, die sie mit einen Zuge leeren, um sie aufs neue füllen zu lassen. Nun ist die heilige Ordnung gesprengt. Dahin ist die feierliche Amtswürde, der steifgefrorene Anstand, die submisse Devotion, die dienstliche

Strammheit, die militärische Disziplin. Trinksprüche werden ausgebracht, Jagd und Kriegsabenteuer werden mit lauter Stimme erzählt, Neckereien fliegen hin und wieder. Selbst die Anwesenheit der kaiserlichen Majestät vermag nicht den Übermut zu zügeln. König Wein ist jetzt der mächtige Herrscher, dem Alle, selbst der Kaiser untertan sind. Einer trinkt dem Andern zu, und das höchste Ziel der erlauchten Gesellschaft scheint das zu sein, sich gegenseitig unter den Tisch zu trinken. Der Einzige, welcher nüchtern bleibt, ist Daniel von Gernsheim; wohl hat ihm der Kaiser gestattet, Speise und Trank an sich vorüberziehen zu lassen; allein der kaiserlichen Tafel durfte er nicht fernbleiben. Es hätte ja sein können, dass während des Festmahles der Kaiser seiner bedurfte. Ob seiner Enthaltensamkeit musste er Spott und Hohn in reichem Maße über sich ergehen lassen; allein er hatte sich daran gewöhnt, das Alles mit Gleichmut zu ertragen.

XI.

„Nun, trinket doch einmal, Herr Rat“, rief Bruno von Wulfingen. „Man sieht, dass Ihr nicht von deutscher Abstammung seid, sonst würdet Ihr unsern herrlichen Wein nicht verschmähen. Die Türken sind Narren, sie trinken keinen Wein; die Juden sind Narren, sie essen kein Schwein. Herr Daniel genießt weder Wein noch Schwein, er muss ein doppelter Narr wohl sein!“

Ein stürmisches Gelächter folgte den geistreichen Versen des Ritters.

„Ich protestiere“, schrie Graf Hellmuth von Wittgenstein. „Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang. Da unser weiser Daniel auch die Weiber haßt, so muss er wohl ein dreifacher Narr sein.“

„Ich hasse die Weiber nicht“, sagte Daniel. „Ich habe mich mit einem schönen, edlen Mädchen verlobt und werde meine Auserkorene binnen Jahresfrist heimführen.“

„Mit einem edlen Mädchen?“, fragte Graf Hugo von Helfenstein. „Da möchte ich doch wissen, welche edle Sippe ihre Tochter einem Juden zur Ehe geben will.“

„Meine Braut“, entgegnete Daniel, „ist die Tochter, meines Oheims, des Rabbiners von Worms.“

„Ha, ha, ha,“ lachte Graf Hugo, „er nennt eine Judendirne ein edles Mädchen!“

„Mit Verlaub, Herr Graf“, sagte Daniel, „meine Braut ist so edel wie irgendein Edelfräulein. Ihr Stammbaum reicht bis zum Abraham hinauf.“

Diesmal hatte Daniel die Lacher auf seiner Seite.

„Er ist doch kein Narr“, rief Graf Heinrich von Bassenheim, „wenn er auch keinen Wein trinkt und kein Schweinefleisch isst; er ist dennoch der weise Daniel.“

„Der Jude hat den ganzen deutschen Adel beleidigt“, schrie Ritter Wolf von Trachenstein, „da er behauptet, eine Judendirne sei so edel wie irgendein Edelfräulein des Reiches. Ich würde ihn vor meine Klinge fordern, wenn die Gesetze der Ehre den Zweikampf mit einem Juden gestatteten. Da das aber nicht angeht, so schlage ich ihm eine Wette vor. Ich begeben mich nach Worms und gewinne die Maid. Wird sie mein, so soll der Jude sterben, gehenkt oder meinetwegen enthauptet werden. Verliere ich aber die Wette, so sei mein Leben verwirkt.“

„Fern sei es von mir“, sagte Daniel, „eine so freventliche Wette einzugehen.“

„Ihr müsst“, schrie Graf Hugo von Helfen-

stein. „Meint Ihr, wir lassen den deutschen Adel ungestraft von Euch beleidigen? Die adelige Gesinnung Eurer Erkorenen soll jetzt erprobt werden.“

„Ihr müsst wetten, Ihr müsst wetten!“, tönte es jetzt aus hundert Kehlen.

Der Kaiser wurde aufmerksam.

„Was gibt es?“, fragte er.

Plötzlich wurde es stille im Saale. Graf Eberhard von Wiesenborn erhob sich und sprach:

„Der Jude Daniel hat sich vermessen, zu behaupten, das Judenmädchel, welches er freien will, sei so adelig wie irgendein Edelfräulein des deutschen Reiches. Nun will der Ritter Wolf von Trachenstein die adelige Gesinnung und Gesittung der Maid auf die Probe stellen. Er verwettet seinen Kopf, dass er die Maid gewinnen werde; aber der Jude weigert sich, die Wette einzugehen.“

„Zweifelst Du an der Treue Deiner Braut?“, fragte der Kaiser.

„Ich bin von ihrer Treue und Gesittung fest überzeugt.“

„Und dennoch weigerst Du Dich zu wetten?“

„Wäre es nicht ein Unrecht, ein junges, unerfahrenes Mädchen in Versuchung zu führen?“

„Wenn sie die Versuchung nicht besteht, so fällt die Schuld auf Dich, so leichtsinnig Deine Wahl getroffen zu haben, und Du musst dafür büßen. Wer von meinen Edelleuten würde so wenig Vertrauen zu seiner Gattin oder seiner Braut haben, dass er sich weigerte, eine solche Wette einzugehen?“

„Niemand, Niemand“, riefen hundert Stimmen.

„Du siehst Daniel, von welcher Gesinnung die Herren beseelt sind und welches Vertrauen sie zu ihren Damen besitzen. Hast Du Dich also vermessen, zu behaupten, dass Dein Mädchen so edel sei, wie irgendein Edelfräulein Unsres Reiches, so musst Du auch die Folgen tragen.“

„Mein kaiserlicher Herr, ich unterwerfe mich dem Ausspruche Eurer Majestät. Ich kann es umso leichter, da ich felsenfestes Vertrauen in die Treue meiner Geliebten setze.“

„So mag der Protonotar den Vertrag aufsetzen.“

„Kaiserliche Majestät“, sagte Ritter Wolf, „mögen mir gestatten, vorher die Bedingung zu stellen, dass Daniel von Gernsheim einen feierlichen Eid leiste, dass er weder direkt noch indirekt seine Verwandten in Worms von dem hier getroffenen Abkommen benachrichtige und dass er ihnen keinerlei Warnung zukommen lasse. Auch alle hier Anwesenden erseuche ich, dass sie auf Ehrenwort versichern, das soeben getroffene Abkommen geheim zu halten.“

„Das ist nicht mehr als billig. Schwöre Daniel!“

„Ich schwöre es, bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden.“

„Und Ihr, Fürsten, Grafen und Herren, sagt, dass Ihr bei Eurer Ehre gelobt, die Wette geheim zu halten!“

„Wir geloben es bei unsrer Ehre“, riefen die Angeredeten.

„Und Ihr, Ihr anwesenden Diener, merkt Euch, dass Jeder des Todes ist, welcher verrät, was hier soeben verabredet ist worden.“

Unterdes hatte der Schreiber des kaiserlichen Protonotars Pergament, Feder und Tinte herbeigeholt. Der hohe Beamte setzte sich an einen der Tische und begann den seltsamen Vertrag niederzuschreiben. Dann wurde derselbe verlesen und von beiden Seiten richtig befunden. Mit fester Hand setzte Daniel seinen Namen unter das Schriftstück und drückte mit seinem Siegelring auf das bereitgehaltene Siegelwachs. Ritter Wolf von Trachen-

stein aber, des Schreibens unkundig, malte drei Kreuze hin und legte sein Siegel daneben. Es galt in jenen Zeiten nicht für ritterlich, die Kunst des Lesens und Schreibens zu erlernen. — Der kaiserliche Protonotarius behielt den Vertrag, um ihn in der kaiserlichen Kanzlei niederzulegen.

Nach diesem Zwischenfalle wurde das Pokulieren eifrig fortgesetzt, bis unter wüstem Lärmen und ohrenzerreißendem Gesange die vornehmen Herren Einer nach dem Andern vom Stuhle fielen und schnarchend verkündeten, dass sie des süßen Weines voll seien. Der Kaiser hatte schon früher den Saal verlassen, und gleich nach ihm hatte auch, Daniel fortgehen dürfen. Als er seine Wohnung betrat, kam ihm Ruben entgegen.

„Gott sei Dank“, sagte er, „dass Ihr endlich kommt, teurer Herr, Ihr müsst ja einen ganz entsetzlichen Hunger haben; habt gefastet von heute Morgen bis in die späte Nacht. Jetzt aber, lasst es Euch wohl schmecken. Meine Bella hat Euch ein leckeres Mahl bereitet.“

„Ich kann nicht essen“, sagte Daniel mit einem tiefen Seufzer.

„Ihr seid betrübt, teurer Herr? Hat sich etwas Unangenehmes ereignet?“

„Ich kann es Dir nicht sagen. Ein Schwur bindet meine Zunge.“

„Dass sich Gott im Himmel erbarme! Was mag passiert sein? Sonst kommt Ihr ausgehungert von den Hofseiten, und heute wollt Ihr nichts essen! Lieber Herr, könnt ihr mir denn gar nichts sagen, was passiert ist?“

„Dringe nicht in mich. Lass mich allein!“

Kopfschüttelnd verließ Ruben das Zimmer.

„Ich bringe es doch heraus“, sagte er. „Bei Hofe gibts kein Geheimnis.“

XII.

Als Daniel sich von seinen Lieben in Worms verabschiedet hatte, blickten diese ihm noch lange nach, bis er ihren Augen entschwunden war. Da brach die Rabbinerin aufs Neue in Tränen aus.

„Ach“, sprach sie, „mein Herz ist so schwer, und mir ahnt nichts Gutes.“

„Sei nicht undankbar gegen den Allgütigen“, sagte der Rabbi verweisend. „Haben wir nicht alle Ursache, Ihm für das große Glück zu danken, dass Er uns solch einen Schwiegersohn beschieden hat?“

„Aber seine Stellung, sein immerwährender Umgang mit den Großen! Lehren doch unsre Weisen in den Sprüchen der Väter: Geselle dich nicht zu den Großen; denn sie ziehen nur ihres eigenen Vorteils willen in ihre Nähe den Geringen, und stehen ihm nicht bei zur Zeit der Gefahr.“

„Aber dieselben Weisen lehren, dass derjenige, welcher sich in reiner Absicht mit den allgemeinen Angelegenheiten beschäftigt, sicher und fest auf die Hilfe und Unterstützung des allmächtigen Gottes zählen kann. Ihm gegenüber sind alle Menschen machtlos. Bedenke doch, wie viel Gutes Daniel bereits unsren Brüdern erwiesen, wie er sie vor Gewalttat und Unterdrückung beschützt hat! Gelobt sei Gott, dass es unsrem Kinde vergönnt sein soll, ihm in seinem edlen Streben eine treue Gehilfin zu werden.“

„Ja, geliebte Mutter“, sagte Nechamah, „auch mich beglückt dieser Gedanke gar sehr. Ich werde mich bemühen, ihm eine beglückende Häuslichkeit zu gründen, in welcher er ausruhen kann von den vielen Sorgen seines schweren Berufes.“

„O mein geliebtes, mein einziges Kind“, rief die Mutter aufs Neue weinend, „Dass wir Dich solch einem ungewissen Lose aussetzen müssen!“

Wie schön wäre es gewesen, wenn Du einen der Jünglinge aus der hiesigen Gemeinde geheiratet hättest und bei uns geblieben wärest bis an das Ende unsrer Tage! Gott hat es anders beschlossen. Da dem aber einmal so ist, so bitte ich Dich, dass Du da Haus nicht verlassest, bis Du mit Daniel von dannen ziehest, dass Du mit keinem fremden Manne verkehrest bis nach Deiner Hochzeit.“

„Aber, Mutter, soll ich ein ganzes Jahr lang wie eine Gefangene behandelt werden?“

„Ach, mein Naphtali, mein einziger Sohn, verließ das Haus und wurde tot und kalt und starr zurückgebracht!“

„Liebe Mutter, beruhige Dich. Ich werde nicht hingehen, um eine Prozession zu sehen, und was soll es für Gefahr haben, wenn ich ausgehe, eine Freundin zu besuchen oder am Sabbat-Nachmittage auf den Wällen zu lustwandeln?“

„Du willst mir das nicht versprechen? Rabbi, befiehst Du ihr doch, dass sie das Haus nicht verlasse.“

„Wenn Du, liebe Frau, Deinem Kinde einen Befehl erteilst, so wird unsre gute, gehorsame Nechamah nur das tun, was Du gebietest. Allein, ich finde es grausam, sie einzusperren.“

„Nein“, sagte Frau Breindel, „wenn Du nicht mit mir übereinstimmst, so will ich nicht auf meiner Meinung beharren. Aber mein Herz ist so schwer.“

Frau Breindel ging in die Küche, um das Mittagessen zu bereiten, Nechamah aber begab sich in das Studierzimmer ihres Vaters, um dort einen Brief an den Geliebten zu schreiben. Zwar hatte er sich erst vor ganz kurzer Zeit von ihr entfernt; auch wusste sie nicht, wann sie Gelegenheit finden würde, das Schreiben an des Kaisers Hof zu senden; allein, ihr Herz war übervoll, und sie musste

dem Geliebten schreiben, wie unendlich sie ihn liebe, wie sehr sie seine Abwesenheit entbehre. Sie schrieb in hebräischer Sprache, in der sich geläufig auszudrücken sie vom ihrem Vater erlernt hatte. Das junge Mädchen hatte eine für jene Zeit ganz ungewöhnliche Bildung genossen. Sie vermochte nicht allein deutsch zu lesen und zu schreiben, sie war auch der französischen Sprache mächtig, die damals am linken Ufer des Rheines vielfach gesprochen wurde. In den alten Memorialbüchern der israelitischen Gemeinden Worms und Mainz finden sich hin und wieder Anklänge, davon. So ist in dem alten Mainzer Memorialbuche dem Haskarath Neschamoth eine altfranzösische Übersetzung beigefügt, und von Worms wird erzählt, dass der Synagogendiener die Andächtigen in altfranzösischer Sprache mit den Worten „à scola“ in die Synagoge gerufen habe.

Nur wenige Tage waren seit der Abreise Daniels verflossen, da ritt Kurt, der Diener des Grafen von Bassenheim, vor dem Hause des Rabbiner zu Worms vor. Er übergab sein Pferd einem der Neugierigen, die sofort herbeigekommen waren, und trat in das Haus.

„Kann ich den kaiserlichen Rat, Herrn Daniel von Gernsheim sprechen?“, fragte er die ihm entgegentretende Frau des Rabbiners.

„Kommt herein“, sagte sie, „in die Stube meines Mannes.“

Sie öffnete die Türe und trat mit ihm ein.

„Hier ist ein Mann“, sagte sie, „der Daniel sprechen möchte.“

„Wer seid Ihr?“, fragte der Rabbiner.

„Ich bin ein Bote des Grafen von Bassenheim und habe im Auftrage meines Herrn mit dem kaiserlichen Rate zu sprechen.“

„Breindel“, sagte der Rabbiner, „hole Brot und Wein, damit der Bote sich erquicke.“

Als die Frau das Zimmer verlassen hatte, wusste der Rabbiner den Boten geschickt auszufragen und erfuhr bald den Inhalt der Botschaft. Als Frau Breindel mit Brot und Wein zurückkehrte, sprach er mit Kurt nur von gleichgültigen Dingen. Der Knecht beeilte sich, sein Mahl zu vollenden und ritt schleunigst davon.

Breindel brannte vor Begier, den Inhalt der Botschaft zu erfahren. Vergebens suchte der Rabbi sie glauben zu machen, dass er selbst den Knecht nicht habe ausforschen können.

„Du bist viel zu klug“, sagte seine Frau, „als dass Du ihn entlassen hättest, ohne dass Du nähere Kunde erlangt. Sage es mir, ich befürchte das Schlimmste.“

Der Rabbi konnte ihren Tränen und Bitten nicht länger widerstehen und berichtete ihr alles, was Kurt ihm mitgeteilt hatte.

„Siehest Du“, sprach sie, „dass meine Ahnung mich nicht betrogen. Ich hoffe zu Gott, dass Er unseren teuren Daniel beschütze. Allein, jetzt muss ich meine Forderung wieder geltend machen. er weiß, welche Gefahren bevorstehen! Nechamah darf das Haus nicht verlassen.“

Wiederum verflossen einige Wochen, da kam ein Bote von Daniel; er brachte Briefe und Geschenke für Nechamah und deren Eltern. In seinem Schreiben berichtete Daniel, welche Anstrengung seine Feinde gemacht, um ihn aus des Kaisers Nähe zu verdrängen und die Juden aus Deutschland zu vertreiben; wie Gott ihm beigestanden, dass er die Anschläge der Feinde zunichtemachen konnte. Die Freude Nechamahs und ihrer Eltern war übergroß.

„Jetzt wirst Du doch gestatten, liebe Mutter“,

sagte das junge Mädchen, „dass ich manchmal das Haus verlassen darf.“

„Nicht doch, mein Kind“, entgegnete die Rabbinerin. „Jetzt muss ich Dich erst recht darum bitten, nicht vor die Türe unseres Hauses zu gehen. Wer weiß, welche Pläne Daniels zahlreiche und mächtige Feinde schmieden werden, und da sie ihm nicht beikommen können, richten sie ihre giftgetränkten Pfeile gegen Diejenigen, welche er am meisten liebt!“

„Die Mutter hat recht“, sagte der Rabbi. „Vorsicht kann niemals schaden. Hast Du Deinen Brief an Daniel vollendet, Nechamah? Du kannst ihn jetzt dem zurückkehrenden Boten mitgeben. Füge noch hinzu, dass Du unser Haus nicht verlassen wirst, bis nach Deiner Hochzeit. Eine solche Mitteilung wird Daniel zur Freude und Beruhigung gereichen.“

Der Brief Nechamahs war zu einem kleinen Buche angewachsen. Auch der Rabbi schrieb einen langen Brief und fügte manche geistvolle Erklärung schwieriger Talmudstellen hinzu, die er seit Daniels Abreise gefunden hatte. Mit diesen Briefen ritt der Bote von dannen. Frau Breindel trug ihm mündlich viele herzliche Grüße auf; des Schreibens war sie nicht kundig.

XIII.

Von dem Tage an, da Daniel zu jener schmähhlichen Wette war gezwungen worden, umlagerte tiefer Trübsinn seine Stirn. Vergebens bemühte sich Ruben, den Grund des Kummers seines Herrn zu erforschen. Auch die Hofbedienten, mit denen er vielfach freundschaftlich verkehrte, bewahrten über die Vorgänge bei jenem Hoffeste das tiefste Stillschweigen, da sie ja für ihr Leben fürchten mussten, wenn sie irgendetwas davon verraten hätten.

Nur so viel erfuhr Ruben, dass Ritter Wolf von Trachenstein am Tage nach dem Hoffeste, von einigen Knappen und Knechten begleitet, nach Worms abgereist sei. Wohl zerbrach er sich den Kopf darüber, was der Ritter, der aus Oberösterreich stammte, in Worms zu tun habe. Allein er vermochte es nicht zu erraten. Da kehrte Daniels Bote zurück und brachte Briefe vom Rabbi und von Nechamah. Daniel küsste den Brief seiner Braut. Dann wollte er den Umschlag lösen, um sich in den Inhalt des Schreibens zu vertiefen, allein er bezwang seine Begier. Er trat auf die Türschwelle, legte die Hand auf den Gottesnamen der Mesusah und sprach: „Ich stelle Gott mir stets vor Augen; Er ist zu meiner Rechten, ich werde nicht wanken.“ Dann küsste er seine Hand, die dem Gottesnamen berührt hatte, und nun erst öffnete er den Brief der Geliebten. Mit unbeschreiblicher Wonne las er die Ergüsse einer reinen, kindlichen Seele. Immer heiterer wurde seine Stirne, und als er an den Schluss des Schreibens gelangte, sprang er in die Höhe und rief:

„Gott, mein Gott, wie kann ich Dir genug danken! Mein Schwur hindert mich, irgendeine Warnung nach Worms gelangen zu lassen und jetzt schreibt mir die Geliebte, dass sie bis nach der Hochzeit nicht vor die Türe des väterlichen Hauses treten wird. Das ist Deine Fügung, allbarmherziger Gott! Gesichert ist sie vor den Nachstellungen des Ritters, der sich ihr gar nicht zu nähern vermag, der sie wahrscheinlich nicht einmal sehen wird. Kein Zweifel an der Treue meiner Braut ist in meinem Herzen aufgestiegen; aber ein so junges Kind! Und schwach ist das Menschenherz. Nun aber ist sie vor allen Angriffen gesichert. Gesegnet seiest Du, teure Mutter, dass Du so sorgfältig Dein Kind bewachst.“

Von diesem Tage an war Daniel wieder heiter.

„Herr“, sagte Ruben „wie froh bin ich, dass Euch das Essen wieder schmeckt! Ist die Gefahr, die Euch bedroht hat, beseitigt?“

„Gott hat sie gnädig an meinem Haupte vorübergehen lassen.“

* * *

Im Gastof zur golden Kanne in Worms war Ritter Wolf von Trachenstein mit seinen Reisigen eingekehrt. Der Wirt beeilte sich, den vornehmen Gast nach seinen Wünschen zu fragen. Neben der großen Wirtschaftsstube befand sich ein kleineres Gemach, in welchem die vornehmeren Gäste zu verkehren pflegen. Jetzt war es leer; denn die Gäste pflegten erst nach Sonnenuntergang einzukehren. In dieses Zimmer führte der Wirt den Ritter.

„Macht's Euch hier bequem, gnädiger Herr“, sagte er, „und befehlet mir, womit ich Euch dienen kann.“

„Zum Ersten“, sagte der Ritter, „holet zwei Krüge von Eurem besten Wein, einen für mich und einen für Euch. Dann besorget ein leckeres Mahl für mich und für Euch; ich will mit Euch zusammen essen und trinken; aber nur mit Euch allein. Sorget dafür, dass wir ungestört bleiben. Ich habe mit Euch zu reden.“

„Ich weiß“, antwortete der Wirt, sich tief verneigend, „die hohe Ehre zu schätzen, die Ihr mir erweist, gnädiger Herr, und werde Alles auf das Pünktlichste besorgen.“

Der Wirt entfernte sich, und ein Mädchen kam herein, um den Tisch zu decken. Bald darauf erschien der Wirt wieder, zwei mächtige Steinkrüge auf den Tisch stellend.

„Trinkt, gnädiger Herr“, sagte er, „Das ist ein köstlicher Tropfen, eigenes Wachstum, aus

den besten Lagen unseres an edlen Wein so reichen Stadtgebietes.“

„Setzt Euch zu mir, Herr Wirt und gebt mir Bescheid. Auf Euer Wohl!“

„Auf Euer Wohl!“

„Das ist ein köstlicher Wein, feurig und mild und nicht so hart, wie unser Österreicher. Der labt den Gaumen und fließt sanft und mild durch die Kehle. Wie lange kann es wohl noch dauern, Herr Wirt, bis das Essen angerichtet wird?“

„Eine halbe Stunde.“

„Werden wir bis dahin ungestört bleiben?“

„Habe angeordnet, dass Niemand hereinkommen darf.“

„Seid Ihr in Worms geboren, Herr Wirt?“

„Meine Vorfahren haben bereits in Worms gewohnt, als der tapfere König Siegfried den Lindwurm erschlug.“

„Auch einer meiner Ahnen, der starke Ritter Wingold erschlug einst einen Drachen, und daher heißt mein Schloss der Trachenstein.“

Der Wirt stand auf und verneigte sich.

„Ich bin hochbeglückt“, sagte er, „dass der edle Ritter von Trachenstein mein armes Haus durch seine Anwesenheit ehrt. Ich heiße Hans Wyler und bin erbgessener Bürger der freien Reichsstadt Worms.“

„Ihr kennt wohl so ziemlich alle Bewohner der Stadt?“

„Gewiss, gnädiger Herr.“

„Es soll auch eine zahlreiche Judengemeinde hier hausen?“

„Die Juden sind schon seit langer Zeit ansässig in unserer Stadt. Schon in grauer Urzeit haben sie sich hier niedergelassen; sie stehen unter dem Schutze des Fürsten von Dalberg.“

„Kennt Ihr auch den Rabbiner? Ich glaube, er heißt Elasar.“

„Wohl kenne ich ihn. Die Mutter des Mädchens, das ihr eben gesehen, die alte Trude, besorgt den Sabbatdienst im Hause des Juden-Rabbi.“

„Was ist das, Sabbatdienst?“

„Die Juden dürfen am Samstag kein Feuer machen, kein Licht anzünden und auslöschten. Da bedürfen sie einer Christenfrau, die das und noch andere Dinge für sie besorgt.“

„Hat der Rabbi Kinder?“

„Eine einzige Tochter. Einen Sohn hat er gehabt; der wurde als Kind erschlagen, weil er sich weigerte, bei einer Prozession am Frohnleichnamstage niederzuknieen.“

„Ist ihm recht geschehen. Die Judenbrut, die wir in deutschen Landen dulden, will immer etwas Besonderes vor Andern voraushaben. Wie alt ist wohl die Tochter des Rabbi?“

„Sie ist noch sehr jung. Allein, sie soll das schönste Mädchen sein, das weit und breit zu finden.“

„Sie soll? Habt Ihr sie noch nicht gesehen?“

„O, gnädiger Herr, die bekommt sobald Niemand zu sehen. Die hüten die Alten, wie wenn sie der Hort der Nibelungen wäre. Nur von der alten Trude weiß ich, dass sie sehr schön sein soll. Übrigens ist sie verlobt mit einem reichen vornehmen Juden. Man sagt, er sei ein mächtiger Herr und gelte viel bei unserem gnädigsten Kaiser. Er muss wohl ein großer Zauberer sein, dass es ihm gelungen, auf den größten Herrscher der Christenheit einen solchen Einfluss zu gewinnen.“

Das Dienstmädchen trat herein, einen mächtigen Rehziemer auf den Tisch stellend, den der Wirt sofort zu zerlegen begann. Beide ließen es sich wohl schmecken, und die großen Steinkrüge mussten wiederholt aufs Neue gefüllt werden.

XIV.

Schon acht Tage weilte Ritter Wolf von Trachenstein in Worms. Nicht war es ihm möglich geworden, die Verlobte Daniels von Gernsheim zu sehen. Mit dem Gastwirte zur goldnen Kanne, den er zu seinem Vertrauten gemacht, hatte er manchen Plan erwogen: aber keiner hatte sich als ausführbar erwiesen.

„Edler Ritter“, sagte endlich Hans Wyler, „weder Ihr noch ich, — wir sind Beide nicht imstande, die Mittel aufzufinden, die Euch zum gewünschten Ziele führen werden. Aber ich kenne einen weisen Mann, der jenseits des Rheins im Walde als Einsiedler lebt. Wenn es Euch recht ist, wollen wir ihn aufsuchen und seinen Rat einholen.“

Der Ritter war damit einverstanden, und am andern Morgen, mit Tagesandbruch, wanderten die Beiden an den Rhein, wo ein Fährmann sie über den Fluss führte. Dort, wo jetzt Dorf an Dorf sich reicht, wo des Wanderer Weg im Sommer durch wogende Kornfelder führt, wo jetzt nach verschiedenen Richtungen hin das Dampfross in der volkreichen Gegend den Verkehr vermittelt, befand sich zur Zeit unsrer Erzählung ein dichter Wald, in welchem Bären und Wölfe hausten. Mitten im Dickicht hatte ein Einsiedler die alten Riesenbäume umgehauen und sich aus deren Stämmen ein Kirchlein erbaut. Hier verbrachte er einsam seine Tage, und von weit und breit wanderten die Leute herbei, um sich von dem Manne, der im Rufe der Heiligkeit stand, Rat zu holen und seinen Segen zu erbitten. Hans Wyler war schon mehrfach bei ihm gewesen; er kannte daher den Weg genau. Sie fanden den Einsiedler, da er in seiner Sitte neben dem Kirchlein ein Heiligenbild für dieses

schnittzte. Der Eremit war ein uralter Mann, welcher das gewöhnliche Maß menschlichen Lebens längst überschritten hatte. Lebte er doch schon fast ein halbes Jahrhundert als Einsiedler im Walde, und war er schon kein Jüngling mehr, als er die Einsamkeit aufgesucht hatte. Ein langer, schneeweißer Bart fiel ihm bis auf die Brust hernieder, und unzählige Runzeln durchfurchten sein mageres Angesicht. Die beiden Männer knieten vor ihm nieder und erbaten seinen Segen. Segnend legte der Einsiedler seine Hände auf ihre Häupter und murmelte einige unverständliche Worte. Hans Wyler öffnete den Quersack, den er mitgebracht hatte, und entnahm ihm ein Brot, eine Flasche Wein und einige Säckchen, mit Erbsen, Bohnen und Hirse gefüllt. Der Wirt zur golden Kanne legte die Gaben in der Hütte nieder, ohne dass der Einsiedler es zu beachten schien.

„Heiliger Vater“, sagte Hans, „dieser edle Ritter, Herr Wolf von Trachenstein, ist aus ferner Gegend hierhergekommen, um bei Euch sich Rat zu erholen. Ein elender Jude hält das Herz uns unseres allergnädigsten Kaisers durch einen bösen Zauber gefangen. Einer der Vorfahren des edlen Herrn von Trachenstein zog einst aus, den Lindwurm zu erschlagen, welcher das Volk beängstigte. Dieser edle Ritter, sonder Furcht und Tadel, ist ausgezogen, um das heilige deutsche Reich von den Fesseln zu befreien, in die ein Jude das Herz des Kaisers geschlagen. Wenn es ihm gelingt, des Juden Braut zu verführen, so ist ihr Verlobter dem Tode verfallen. Noch hat wohl keines Fräuleins oder Dirnleins Herz dem schönen Ritter widerstanden. Aber dieser Judendirne kann er nicht nahen, um sie zu gewinnen. Der Vater hält sie eingeschlossen. Deshalb sind wir zu Euch gekommen, damit Ihr und ein Kräutlein oder ein Pulver ver-

abreicht, das, von der Jüdin genossen, sie in Liebe zu dem Ritter entbrennen lässt, auf dass sie von selbst dem Ritter zulaufe. Die alte Trude, die den Sabbatdienst in dem Judenhause versieht, wird es ihr schon in ihr Morgensüpplein mischen. Gewährt unsere Bitte, heiliger Vater! Ihr werdet dadurch Kaiser und Reich von dem verderblichen Einflusse des Juden Daniel von Gernsheim befreien.“

Als der Eremit den Namen Daniels von Gernsheim nennen hörte, erzitterte sein ganzer Körper. Wie abwesend starrte er vor sich hin, und die beiden Männer wagten kein Wort zu reden.

Alte Erinnerungen hatte dieser Name im Geiste des Einsiedlers wachgerufen. Einst war er ein vornehmer Herr, ein mächtiger Ritter, gewesen, der froh und glücklich an der Seite seiner schönen Gemahlin auf seinem Schlosse Goddelau gelebt hatte. Da wurde er zum Heerbanne aufgerufen und musste mit seinen Vasallen dem Kaiser helfen, die in Deutschland eingefallenen Hunnen zu vertreiben. Nachdem der Feldzug war siegreich beendet worden, kehrte er ruhmgekrönt in die Heimat zurück. Nächtlicher Weile zog er in sein Schloss ein; da fand er seinen besten Freund, der Ritter von Büttelborn, bei seiner treulosen Gattin. Er tötete den falschen Freund und das buhlerische Weib. Aber die mächtigen Verwandten des erschlagenen Ritters sammelten ein Heer, belagerten die Burg Goddelau, erstürmten und zerstörten sie. Durch einen unterirdischen Gang entkam der Ritter den Händen seiner Feinde. Er entfloh nach Gernsheim, wo ihm der Jude Daniel Unterkunft gewährte und ihn lange Zeit in seinem Hause versteckt hielt, bis er, ungekannt und unbeachtet, aller weltlichen Freuden überdrüssig in den Wald zog, um daselbst als Einsiedler zu hausen. Ein halbes Jahrhundert war seitdem vergangen. Jener Da-

niel von Gernsheim war längst gestorben. Es musste wohl sein Enkel sein, der jetzt beim deutschen Kaiser zu hohem Ansehen gelangt war.

Endlich raffte sich der Eremit aus seinem Nachsinnen empor.

„Herr Ritter“, sprach er, „wenn ich Euch zu Willen sein werde, und das Mägdlein wird in Liebe zu Euch entbrennen, werdet Ihr es da zum Christentume bekehren und zu Eurem ehelichen Weibe nehmen?“

„Nicht doch, Heiliger Vater“, entgegnete der Ritter lachend, „das fällt mir nicht ein! Mag die Dirne Christin werden — dagegen habe ich nichts einzuwenden. Aber mein ehelich Gemahl, eine Judendirne, das Eheweib eines Ritters von Trachenstein! Das ist ja ganz unmöglich!“

Da erhob sich zürnend der alte Mann, und seine vom Alter gebeugte Gestalt schien zu mächtiger Höhe zu wachsen. Er musste einst ein gewaltiger Recke gewesen sein.

„Hebet Euch hinweg“, rief er mit mächtiger Stimme, die den Wirt zur goldenen Kanne erbeben machte, „hebet Euch hinweg von mir, Ihr Söhne des Teufels! Wie könnt ihr es wagen, diesen heiligen Ort zu betreten und mich mit Eurem unsaubern Anliegen zu behelligen!“

Der Ritter Wolf hatte die Hand an den Griff seines Schwertes gelegt und war in Begriff, es zu ziehen. Hans Wyler hielt ihn zurück.

„Um Gott, Herr Ritter“, rief er voll Angst, „vergreift Euch nicht an dem heiligen Manne!“

Der Einsiedler blickte verächtlich auf das Schwert des Ritters.

„Ziehet nur Euren Degen, erbärmlicher Mensch“, sagte er, „der Ihr die deutsche Ritterehre schändet! Euer Schwert wird zerschellen an meiner Brust, und Ihr werdet den Heimweg nach dem Trachen-

stein nicht finden! Nichts ist mir verhasster als Buhlerei, und der Sündenlohn, den Ihr mir gebracht, soll mein Herz nicht laben!“

Er nahm die Weinflasche und warf sie zur Hütte hinaus, so dass sie an den Steinen zerschellte und der rote Gehalt die Steine färbte; ihr folgte das Brot und die Säckchen mit Hülsenfrüchten. Staunend sahen ihm die Männer zu.

„Hebet Euch hinweg“, rief abermals der Einsiedler, „und nehmet meinen Fluch mit hinfort! Euer Wohlstand, Hans Wyler, soll allmählich verschwinden, bis Ihr von Haus und Hof vertrieben, den Bettelstab ergreift und Ihr Euch arm und krank und elend von Haus zu Hause schleppt. Ihr aber, buhlerischer Ritter, Euch erwartet ein anderes Los. Auf dem Rabenstein werdet Ihr enden, und Eurem vom Rumpfe getrennten Haupte werden die Raben die Augen aushacken!“

Hoch aufgerichtet stand der Greis da; seine Augen entsandten Zornesflammen. Der Ritter hatte sein Schwert gezogen; aber nicht wagte er, des Greises wehrlose Brust zu durchbohren.

XV.

In seinem Studierzimmer saß Rabbi Eleasar, als ein Fremder, sich tief verneigend, vor den Rabbi hintrat, seine Hand ergriff und sie an die Lippen führte.

„Was ist Euer Begehrt?“, fragte der Rabbi.

„Wie glücklich bin ich“, entgegnete der Fremde, „dass es mir endlich vergönnt ist, den hochberühmten, gelehrten Rabbi zu schauen, dessen Ruf die ganze Welt erfüllt! Aus weiter Ferne bin ich hergewandert, um mich an der Lehre Eures Mundes zu erquicken. Als Knappe, im Dienste meines Herrn, des Grafen Heinrich von Bassenheim, lebte ich bis jetzt am Hofe des Kaisers. Da lernte ich Euren

Neffen, den ruhmreichen Daniel von Gernsheim kennen, und ich bewunderte sein edles Tun, seinen reinen Charakter und seine von größter Menschenliebe erfüllte Seele. Und ich sprach zu mir: Nur durch seinen Glauben kann ein Mensch so gut und edel werden. Ich bat ihn, mich in der jüdischen Religion zu unterrichten. Er aber sprach: Mein Lieber Franz, nicht habe ich die gehörige Muße, hier an des Kaisers Hoflager, Dich genügend zu belehren. Ist es aber Dein aufrichtiger Wille, das Gesetz Mosis kennen zu lernen, so wandere nach Worms zu meinem Oheim, der ein hochgelehrter, weltberühmter Rabbi ist, und bitte ihn in meinen Namen, dass er Dich einführe in die Hallen der jüdischen Weisheit; denn ich habe Dein treues Herz erkannt und weiß, dass Du, richtig belehrt, ein frommer Jude werden wirst. — Ich habe nach seinen Worten getan. Nun bin ich hier angelangt und bitte Euch fußfällig, Rabbi, weiset mich nicht zurück und nehmet mich auf als Euren Schüler. Fleißig will ich lernen, bis ich Alles weiß, was notwendig ist, und wenn Ihr mich würdig befindet, so möget Ihr die Beschneidung an mir vollziehen.“

Erstaunt hatte ihm der Rabbi zugehört, erstaunt betrachtete er jetzt den Fremden, der in demütiger Haltung vor ihm stand. Es war ein schöner, junger Mann von vornehmem Äußern, der eher einem Ritter als einem Knappen glich.

„Hast Du“, fragte der Rabbi, „ein Schreiben von Daniel?“

„Nein“, antwortete der Fremde. „Herr Daniel meinte, es sei nicht ohne Gefahr, wenn er mich schriftlich Euch empfehlen würde. Gehe nur hin, sagte er, mein Oheim wird schon Deinen reinen Sinn erkennen und Dir die nötige Anleitung nicht versagen.“

„Mein Sohn“, sagte der Rabbi, „es ist ein

gefährlich Ding, das Du verlangst, gefährlich für Dich und für mich. Weißt Du, dass, wenn ich Dir willfahre, das Gesetz über uns Beide den Tod verhängt?“

„Ich weiß es, Rabbi, Allein, was ist dies kurze Leben im Vergleich mit der ewigen Seligkeit, die ich durch Euch zur erlangen hoffe? Belehret mich und nehmet mich in das Judentum auf, und mein heißester Wunsche würde sein, für die Religion die ich bekenne, als Märtyrer zu sterben.“

Wohlgefällig schaute der Rabbi auf den schönen Jüngling, dessen Herz so sehr sich sehnte, die Wahrheit zu erfassen und für sie sich zu opfern.

„Hast Du“, fragte er, „vielleicht ein Auge auf ein jüdisches Mädchen geworfen?“

Betroffen blickte der Fremde dem Rabbi ins Angesicht. Dieser glaubte die wahre Sachlage erraten zu haben und fuhr zu reden fort:

„Du darfst, wenn Du mein Schüler werden willst, mir die geheimsten Gedanken Deines Herzens nicht vorenthalten.“

„Nein“, sagte der Andere, „ich kenne kein jüdisches Mädchen, das ich heiraten möchte.“

„Versprichst Du Dir vielleicht“, fragte der Rabbi weiter, „irgendeinen weltlichen Vorteil von Deinem Übertritte zum Judentum? So wisse, wir Juden sind arm, gedrückt und verfolgt, und wer sich uns anschließt, muss dieses harte Los teilen.“

„Ich erwarte nichts als den himmlischen Lohn im jenseitigen Leben.“

„Auch als Christ kannst Du Dir diesen erwerben, wenn Du brav und redlich Deine Pflichten zu erfüllen Dich bestrebst. Wir Juden haben gar viele Gesetze und Vorschriften zu beobachten, an die man, um ihnen nachzukommen, von frühester Jugend auf gewöhnt sein muss.“

„Ich werde mich daran gewöhnen; je mehr

Vorschriften zu halten sind, desto größer wird der Lohn sein.“

„Desto größer auch die Strafe für die Übertreter. Gehe jetzt, mein Sohn, und überlege Dir alles, was ich Dir gesagt habe. Komme morgen um diese Stunde wieder zu mir, und wenn Du dann noch auf Deinem Wunsche beharrest, so wollen wir das Weitere mitsammen überlegen.“

Der Fremde küsste dem Rabbi die Hand und entfernte sich.

Sinnend saß Rabbi Eleasar noch lange Zeit da: Durfte er dem an ihn gestellten Ansinnen Folge leisten? Er konnte sein Leben dadurch gefährden. Zudem strebt das Judentum nicht danach, Proselyten zu machen: Allein, wen Jemand in reinster Absicht dem Judentum sich anschließen will, so darf man ihm nicht zurückweisen. Einst wollte eine heidnische Prinzessin, Thimna, die Schwester des Fürsten Lotan, der Familie der Patriarchen sich anschließen, wurde aber zurückgewiesen. Israel aber musste diese ungerechtfertigte Zurückweisung hart büßen. Thimna gebar einen Sohn, Amalek, welcher der Stammvater der schlimmsten Feinde Israels wurde. Es ist demnach nicht recht, Jemanden zurückzuweisen, der in reiner Absicht nach der Wahrheit strebt. Und dieser Jüngling schien doch von der edelsten Absicht beseelt zu sein!

Während der Rabbi so sann, ward an die Türe geklopft, und ein Bauersmann trat herein.

„Seid Ihr der Judenpfarrer?“, fragte der Bauer.

Rabbi Eleasar lächelte über die sonderbare Anrede; doch nickte er zustimmend.

„Der heilige Vater Andreas, der Einsiedler drüben im Walde, lässt Euch seinen schönsten Gruß

entbieten. Er lässt Euch sagen, Ihr solltet hübsch achtgeben auf Eure Herde; ein Wolf wolle in dieselbe einbrechen. Ein Ritter, Namens Wolf von Trachenstein, stellt einem Lämmchen aus Eurer Herde nach. Ein Jude, Namens Daniel von Gernsheim, stehe, so sagt der heilige Einsiedler, beim Kaiser in hohem Ansehen, nun, er soll gestürzt werden, wenn es dem Ritter gelingt, dessen Braut zu verführen. Der Ritter war draußen im Walde, um ein Liebestränklein zu holen, damit die Dirne ihm nachlaufe. Und nun wisst Ihr, der Ihr doch der Judenpfarrer seid, wovor Ihr ein Lämmchen aus Eurer Herde zu schützen habt. Und damit Gott befohlen!“

Noch hatte der Rabbi sich nicht von seinem Erstaunen erholt, und schon war der Bauersmann verschwunden.

Welch eine schreckliche Mitteilung war dem Rabbi geworden! Seinen Schwiegersohn wollte man verderben! Und durch weiches Mittel! Durch die Verführung der Braut? Wo steckte da der Zusammenhang? Sollte das Ganze ein Trug sein, die Ausgeburt der Fantasie eines Eremiten? Unmöglich! Was wusste der Einsiedler von Daniel und dessen Braut? Und ein Ritter sei der Feind, ein Ritter Wolf von Trachenstein? — Da kam es wie eine Erleuchtung über den Rabbi: Wenn der Ritter und der Proselyt eine und dieselbe Person wären! Vielleicht wollte der Ritter, unter dem Vorwande, Jude zu werden, sich in das Haus des Rabbi einschleichen! Als Schüler des Rabbi konnte es ihm nicht fehlen, Nechamah manchmal zu sehen und zu sprechen. Das war ein teuflischer Plan! Der Rabbi erhob sich und rief voll Andacht: „Gepriesen seist Du, mein Gott, der Du die bösen Pläne und Ratschläge der Hinterlistigen zerstörst!“

XVI.

Der Rabbi öffnete das Fenster, das nach der Straße zu führte. Schräge gegenüber befand sich das Haus, in welchem der Gemeindediener wohnte. Die Kinder desselben spielten auf der Straße.

„Herz“, rief der Rabbi einem Knaben zu, „sage Deinem Vater, er soll gleich einmal zu mir kommen!“

Wenige Minuten nachher trat der Gemeindediener ins Zimmer.

„Jakob“, sagte der Rabbi, „Du bist ein kluger Mann, und deshalb möchte ich Dich beauftragen, eine geheime Sache auszuforschen. Die Angelegenheit ist sehr wichtig und erheischt die größte Vorsicht. Kennst Du vielleicht den Stadtschreiber, der die Torwärtermeldungen entgegennimmt?“

„Wir haben als Kinder mitsammen gespielt.“

„So suche ihn zu erforschen, ob vielleicht in den letzten Tagen ein Ritter Wolf von Trachenstein und ein Knappe Franz, ein Diener des Grafen von Bassenheim, eines der Tore unsrer Stadt passiert habe!“

„Ich werde mich gleich an die Arbeit machen und Euch, sobald als möglich, Kunde bringen. Aber ich behalte die Namen sehr schwer. Wie sagte der Rabbi, Bär von Schlangenheim und Franz von Bassenstein?“

„Nein“, entgegnete der Rabbi lächelnd, „Wolf von Trachenstein und Franz, ein Knappe des Grafen von Bassenheim. Ich werde Dir die Namen aufschreiben, damit Du sie nicht wieder vergisst.“

Nach einigen Stunden kehrte Jakob zurück und erzählte, dass der Stadtschreiber sämtliche ihm eingelieferte Passierbücher nachgelesen, dass ein

Ritter Wolf von Trachenstein in die Stadt eingezogen und in der Herberge zur goldnen Kanne Quartier genommen habe. Dagegen habe ein Knappe Franz, ein Diener des Grafen von Bassenheim, keines der Stadttore passiert.

„Ich danke Dir, Jakob“, sagte der Rabbi. „Jetzt aber gehe, ich bitte Dich, in die Herberge zur goldnen Kanne und frage nach dem Ritter Wolf von Trachenstein. Sollte er nicht da sein, so warte dort, bis er kommen wird und dann sage zu ihm, der Rabbi ließe ihn höflich bitten, ihn künftig mit seinen Besuchen zu verschonen. Sollte er es dennoch wagen, unter falschen Namen in mein Haus zu kommen, so würde ich beim regierenden Bürgermeister die Anzeige wegen Landfriedensbruch machen und wegen Verletzung des Privilegiums, welches kaiserliche Majestät uns Juden zu verleihen die Gnade gehabt hat.“

Im Stübchen neben dem Gastzimmer in der Herberge zur goldnen Kanne saßen Ritter Wolf und Hans Wyler, der Wirt, hinter zwei mächtigen Weinkrügen, die mit edlem Rheinwein gefüllt waren.

„Alles geht gut“, sagte der Ritter. „Der alte Narr meint wirklich, ich wollte Jude werden und mich beschneiden lassen.“

„Ha, ha, ha“, lachte Hans Wyler.

„Er hat mich auf morgen wieder bestellt, und da soll der Unterricht beginnen. So hoffe ich, ein täglicher Gast in seinem Hause zu werden, und dann kann es nicht fehlen, dass ich die Bekanntschaft des Dirnleins mache.“

„Und für das Weitere habe ich keine Sorge“, sagte Hans Wyler. „Ein so schöner Ritter wie Ihr, schön von Angesicht, Ihn von Gestalt, der noch überdies die Worte zierlich zu setzen versteht! Kein adeliges Fräulein würde euch widerstreben, um wie viel weniger eine Judendirne!“

Ein Diener kam herein und meldete, dass ein Jude dem gnädigen Herrn zu sprechen wünsche.

„Ein Jude?“, fragte der Ritter. „Was kann der von mir wollen? Lass Ihn eintreten.“

Gleich darauf trat Jakob ins Zimmer, sich tief verneigend.

„Ich heiße Jakob, sagte er, „und bin vom Rabbi hierhergeschickt worden, um den gnädigen Herrn Ritter dessen respektvollen Gruß zu vermelden. Der Rabbi lässt Euch, gnädiger Herr, höflichst ersuchen, ihn nicht wieder die Ehre Eures Besuches zu erweisen. Sollte jedoch der gnädige Herr Ritter oder der Knappe Franz wiederum in die Behausung des Rabbi eindringen, so würde er den regierenden Herrn Bürgermeister davon verständigen und dessen Schutz sich erbitten.“

Der Ritter war aufgesprungen und hatte sein Schwert gezogen. Jakob lief eilig davon. Der Ritter schleuderte den schweren Steinkrug nach ihm, der krachend zu Boden fiel, nachdem Jakob bereits die Türe des Stübchens hinter sich zu- geworfen hatte.

„Ich bin betrogen, verraten!“, schrie, der Ritter, mit dem Fuße auf den Boden stampfend. „Ich werde den Verräter erkunden und dann mit meinem Schwerte sein falsches Herz durchbohren!“

„Mäßigt Euch, Herr Ritter, sagte der Wirt, „wer soll Euch verraten haben? Weiß doch Niemand um Euer Geheimnis, denn ich allein! Und dass ich Euch nicht verraten, dass seid Ihr überzeugt.“

„Wieso aber hat, der Jude mein Geheimnis ergründet, wie hat er erraten, dass ich nicht der Knappe bin, als welcher ich mich ihm vorgestellt habe?“

„Ihr vergesst, edler Ritter, dass die Juden und namentlich die Rabbiner arge Zauberer sind,

die allerlei Teufelsspek treiben. Sie haben eine geheime Wissenschaft, Kabbalah genannt, durch die ihnen alle Geister untertänig werden. Solch ein Kabbalist bohrt ein Loch in die Wand, spricht eine Zauberformel, und der Wein aus meinem Keller muss aus dem Loch in seiner Stube herausfließen. Was wundert Ihr Euch da, dass der Jude Euer Geheimnis erraten? Er hat irgendeinen ihm dienstbaren Geist ausgeschickt, und der hat ihm die Kunde gebracht, dass der Ritter Wolf und der Knappe Franz einer und derselbe seien.“

„Was soll ich nun beginnen? Von diesem nunmehr vereitelten Plane hatte ich sicheren Erfolg erwartet.“

„Vor allen Dingen will ich Euch einen frischen Krug bringen lassen. Mechthilde“, rief er zur Türe hinaus, „hole einen andern Krug für den gnädigen Herrn!“

Ein altes Weib erschien und sprach:

„Mechthilde ist unpass; deshalb bin ich gekommen, ihre Arbeit zu verrichten.“

„Komm herein, alte Trude“, sagte der Wirt, „wir haben mit Dir zu reden. Nicht wahr, Deine Tochter möchte gern heiraten?“

„Das möchte sie wohl“, sagte die Alte; „allein sie hat nichts, und ihr Schatz hat nichts, und ich habe nichts.“

„Und wenn Du fünf Goldgulden verdienst?“

„Fünf Goldgulden! Woher soll ich solche Reichtümer nehmen?“

„Dieser edle Ritter wird Dir die große Summe schenken, wenn Du tun wirst, was er von Dir verlangt. Nicht wahr, Du kommst morgen, Freitagabend, in das Haus des Judenrabbi?“

„Gewiss, Herr.“

„Hat vielleicht die Tochter des Rabbi von

ihrem Gesponsen ein teures Andenken erhalten?“

„Er hat ihr viele Geschenke gegeben. Vor Allem ist ihr ein goldenes Ringelein wert, das er von seiner verstorbenen Mutter geerbt hat. Es hat die Form einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Drückt man darauf, so springt ein Plättchen hervor, auf welchem in hebräischer Schrift der Name der Mutter zu lesen ist. Nechamah hat mir das Ringelen gezeigt und es mir erklärt.“

„Bringe das Ringelein, und der gnädige Herr wird Dir die fünf Goldgulden geben.“

„Das geht nicht. Die Maid wird das Ringelein nicht verkaufen.“

„Du sollst es auch nicht kaufen!“

„Aber, Herr; ich kann es doch nicht stehlen!“

„Wisse, Trude, das ist ein Zauberring, und Du tust ein gutes Werk, wenn Du das Ding in unsre Hände lieferst.“

„Es ist also keine Sünde?“

„Nein, Trude, es ist vielmehr eine verdienstliche Tat. Ich verspreche Dir, dass Vater Anselm, wenn Du beichtest, Dich absolvieren wird.“

„So werde ich suchen dem Ring zu bekommen.“

„Tue das, liebe Trude. Sobald Du das Zaubering uns bringst, erhältst Du die versprochenen fünf Goldgulden und kannst die Hochzeit herrichten.“

XVII.

Der Kaiser, die Prinzen, die am Hofe anwesenden Fürsten und Herren, sowie die fremden Gesandten waren zu einer großen Jagd ausgeritten; ein sechzehnder Hirsch sollte erlegt werden. Der zweite Sohn des Kaisers ritt neben dem Gesandten des Königs, dessen einzige Tochter für den Prinzen bestimmt war.

„Lasset uns langsam reiten, mein Prinz“,

sagte der Gesandte. „Mögen die Andern den Hirsch erjagen; ich möchte mit Euch von einer Angelegenheit reden, die Euch von ungleich größerem Werte sein wird.“

Der Prinz zog die Zügel an und zwang sein Ross zu einer langsamen Gangart.

„Redet, Herr Gesandter“, sagte er, „ich stehe zu Euren Diensten.“

„Hat Euer kaiserlicher Vater Euch nichts von dem Zwecke meiner Anwesenheit am kaiserlichen Hofe anvertraut?“

„Ich bin noch zu jung, als dass des Kaisers Majestät in Staatsangelegenheiten mich mit ihrem Vertrauen beehren möchte.“

„Diesmal handelt es sich aber um Euch, mein Prinz. Zwar hat mir Euer Herr Vater befohlen, gegen Jedermann in Bezug auf diese Angelegenheit zu schweigen. Allein, mein König wird ungeduldig, und er sandte mir gestern den strikten Befehl, mich mit Euch selbst in Verbindung zu setzen. Ich bin meines Königs Untertan und muss ihm mehr gehorchen als einem fremden Herrscher. Habt Ihr schon, mein Prinz, von unserer Prinzessin vernommen?“

„Wer hätte noch nicht vom ihr gehört? Die ganze Welt ist ihres Ruhmes voll. Sie ist die Krone der Jungfrauen, gleich ausgezeichnet durch Schönheit, Geist und Anmut!“

„Es freut mich, mein Prinz, dass Ihr von unserer Prinzessin so gute Meinung hegt. Ich kann Euch versichern, dass das Gerücht nicht übertreibt. Was Ihr da eben gesagt, ist Alles vollkommen wahr. Aber Eines habt Ihr zu erwähnen vergessen. Prinzessin Maria ist zugleich die Erbin einer Königskrone, die künftige Herrin eines großen, mächtigen Volkes, eines herrlichen, reichen Landes,

und ihr künftiger Gatte wird in jeder Beziehung glücklich zu preisen sein.“

„Wohl, das wird er!“

„Nun, mein Prinz, dieses große Glück wird Euch beschieden sein, wenn Euer kaiserlicher Vater sich entschließen möchte, eine kleine Bedingung zu genehmigen, die mein König gestellt hat.“

„Welches ist diese Bedingung?“

„Mein König verlangt, dass des Kaisers Majestät den Juden Daniel aus ihren Diensten entlasse und vom kaiserlichen Hofe entferne.“

„Und mein Vater?“

„Der Kaiser will erst eine passende Gelegenheit abwarten. Aber mein König wird ungeduldig und verlangt einen bestimmten Bescheid. Auch der König von Frankreich hat einen Sohn, schön und ritterlich, wie Ihr. Frankreich wirbt mit aller Macht für seinen Prinzen, und wenn der Kaiser noch lange zögert, so fürchte ich...“

„Lasset mich machen, Herr Gesandter, ich werde mit meinem Vater reden und seine Entscheidung beschleunigen.“

„Aber Ihr dürft mich nicht verraten, mein Prinz, dürft nicht vergessen, dass mir der Kaiser befohlen, gegen Jedermann, also auch gegen Euch das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Ihr müsst, wenn Ihr mit dem Kaiser redet, Euch so stellen, wie wenn Euch allein der Gedanke gekommen wäre, um Prinzess Maria zu werben. Doch nun lasst uns unseren Rossen die Sporen geben, damit wir die Jagdgesellschaft einholen und unser Beisammensein nicht auffallend erscheine.“

Am andern Tage trat der junge Prinz vor seinen Vater.

„Ich habe eine Bitte an Euch, mein kaiserlicher Vater“, sagte er.

„Rede, mein Sohn“, entgegnete der Kaiser,

mit wohlgefälligen Blicken den schönen Jüngling betrachtend.

„In voriger Woche war ein Minstrel bei mir und sang mir begeisterte Lieder von der Schönheit, der Tugend, der Anmut der schönsten Jungfrau, die auf Erden lebt. Seitdem ist mein Herz in Liebe und Sehnsucht nach der schönen Unbekannten entbrannt. O, lasset mich hinziehen und um sie werben! Sie ist meiner nicht unwürdig; denn sie ist eine Königstochter.....“

„Und heißt Maria“, sagte der Kaiser lächelnd. „Deine Sehnsucht, mein Sohn, wird befriedigt werden. Im Deinetwillen weilt der Gesandte ihres Vaters an meinem Hofe.“

Der Prinz ergriff die Hand seines Vaters und führte sie an seine Lippen.

„Wann darf ich meine Reise antreten?“, fragte er.

„Nicht so rasch, mein junger Heißsporn. Der Vater Deiner Angebeteten verlangt, dass ich zuvor einen mir äußerst wertvollen Diener entlasse. Du selbst weißt, welch ein unschätzbare Ratgeber Daniel von Gernsheim mir ist.“

„Und ich soll um eines Juden willen auf das Glück meines Lebens verzichten?“

„Nicht doch, mein Sohn; allein, ich kann den Mann, der mir große Dienste geleistet, doch nicht so ohne Weiteres fortschicken!“

Der diensthabende Kammerherr meldete, dass der Ritter Wolf von Trachenstein um die Gnade bitte, vor dem Kaiser erscheinen zu dürfen.

„Ja“, rief der Prinz, „da bietet sich vielleicht der erwünschte Anlass.“

Der Kaiser winkte, und der Ritter kam herein. Er kniete vor dem Kaiser nieder und küsste den Saum des kaiserlichen Gewandes.

„Steht auf, Ritter“, sagte der Kaiser, „und

erstattet Uns Bericht über den Ausgang Eurer Wette.“

„Soeben“, sprach der Ritter, „kehre ich von meiner Reise zurück. Die Wette habe ich gewonnen. Es währte nicht lange, so entbrannte die Dirne, des Juden Daniel Brant, in Liebe zu mir, und zum Beweise bringe ich dieses Ringelein, das sie mir geschenkt. Der Jude Daniel hat es ihr als teures Andenken gelassen. Einst trug es seine verstorbene Mutter, und auf dem Blättchen hier ist deren Name in hebräischen Schriftzeichen eingegraben. Die Judenmaid hat mir das Ringelein geschenkt. Nimm es, Geliebter, sagte sie, als ich sie darum bat. Seit ich Dich kennengelernt, hat dieses Ringelein keinen Wert mehr für mich. — Auch habe ich zwei ehrenfeste Zeugen mitgebracht, zwei Bürger von Worms, Hans Wyler, den Wirt zur goldnen Kanne, und dessen Küfermeister. Sie sind bereit, zu beschwören, dass die Judenmaid mich Tag für Tag in der Herberge zur goldnen Kanne aufsuchte und mir ihre Liebe schenkte.“

„Lasset die Zeugen vorführen“, sprach der Kaiser.

Die beiden Männer traten ein und beschworen, dass der Ritter die Wahrheit gesprochen.

„Armer Daniel“, sagte der Kaiser, „ich kann Dich nicht retten! Gib Befehl, mein Sohn, dass Daniel von Gernsheim in das Burgverließ abgeführt werde.“

XVIII.

Am kaiserlichen Hofe war die Verlobung des kaiserlichen Prinzen mit der Prinzessin Maria feierlichst verkündet worden. Zu Ehren des frohen Ereignisses wurde ein großes Bankett veranstaltet, und die Klänge der Musik tönnten hinüber in das entlegene Turmzimmer, in welchem Daniel von Gernsheim gefangen saß. Aus besonderer Gnade hatte

der Kaiser den Befehl, ihn ins Burgverließ zu versenken, zurückgenommen und dem ehemaligen kaiserlichen Rat ritterliche Haft gewährt. In ein Zimmer im Turm des kaiserlichen Residenzschlosses, dessen Fenster mit Eisenstäben vergittert waren, hatte man ihn verbringen lassen. Ein Tisch, ein Stuhl und eine hölzerne mit einer wollenen Decke bedeckten Pritsche bildeten das ganze Mobiliar. Auf dem Tische stand eine brennende Lampe und lagen einige hebräische Bücher, sowie Talith und Tephillin, die mitzunehmen man dem Gefangenen gestattet hatte. In der Ecke des Zimmerchens stand ein großer Wasserkrug und eine Waschschüssel.

Bis jetzt hatte Daniel am Tische gesessen und in den Psalmen gelesen. Sie kräftigten und stärkten sein Herz und gewährten ihm einen wunderbaren Halt in seiner traurigen Lage. Als er die Töne der Musik vernahm, schloss er das Buch, stand auf, um in dem Zimmerchen auf- und abzuschreiten.

„Sie feiern ein Fest bei Hofe“, sagte er. „Was mag das bedeuten? Haben vielleicht meine Feinde es veranstaltet, um über mich zu triumphieren? Nicht doch, der Kaiser hasst mich nicht. Allein, er muss einen besonderen Beweggrund gehabt haben, mich zu stürzen. Auf seinen Anlass hin wurde ich gezwungen, jene unglückselige Wette einzugehen, trotzdem ich mich dessen standhaft geweigert hatte!“

Man hörte, wie die schweren Schlösser der Türe geöffnet wurden. Gespannt blickte Daniel nach dem Eingange, und eine helle Freude überflog sein blasses Angesicht, als der Kerkermeister den Grafen von Bassenheim hereinführte. Der Wärter zog sich zurück und schloss die Türe wieder.

„Erlauchter Herr Graf“, rief Daniel, „Ihr seid ein guter Mann und bringt gewiss eine gute Botschaft.“

„Armer Freund“, entgegnete der Angeredete,

„es kränkt mich, Euch sagen zu müssen, dass Ihr Euch in Euren Erwartungen täuscht. Zwar bin ich von des Kaisers Majestät hierhergeschickt worden, um Euch einen Weg zur Rettung vom Tode zu eröffnen; allein ich fürchte, dass Ihr diesen Weg nicht betreten werdet.“

„Ich kann erraten, was man mir anbietet“, sagte Daniel, und seine Züge verfinsterten sich. „Der Kaiser wird verlangen, dass ich dem Glauben meiner Väter untreu werde.“

„Ihr habt es erraten. Der Kaiser entbehrt Euch ungern. Der allgemeine Hass richtet sich nicht gegen Eure Person, sondern gegen den Juden. Auch der Ritter von Trachenstein hat eingewilligt, von seinen Rechte auf Euer Leben abzustehen, wenn Ihr das Judentum abschwören wollt.“

„Ihr wisst, erlauchter Herr Graf, dass es vergebens ist, hierüber ein Wort nur zu sprechen. Hat der allmächtige Gott meinen Tod beschlossen, so will ich gerne sterben, aber als Jude sterben. Will Er mich aber erretten, so ist des Kaisers Macht zu geringe, um meinen Tod herbeizuführen. Doch sagt mir, Herr Graf, was bedeuten die Klänge der Musik, die ich vernehme?“

„Man feiert das Verlobungsfest unsres Prinzen mit der Prinzess Maria. Ihr wisst, dass der Gesandte des Vaters der Braut seit Monaten an unsrem Hofe weilt.“

„Das war also der Zweck der Gesandtschaft, den mir der Kaiser beharrlich geheimhielt! Sollte vielleicht die ganze schändliche Intrige, die man mir gespielt, mit dieser Verlobung im Zusammenhange stehen?“

„Ihr sprecht von einer schändlichen Intrige; was berechtigt Euch dazu? Ist nicht Alles ordnungsmäßig zugegangen?“

„Erinnert Euch, Herr Graf, dass der Kaiser

mich gezwungen, jene unglückselige Wette einzugehen. Und dass ich sie verloren, glaube ich nimmermehr. Vor wenigen Wochen schrieb mir meine Braut, dass ihre Mutter ihr verboten, das väterliche Haus zu verlassen. Die Geliebte meines Herzens ist rein und unschuldig, des bin ich gewiss. Der Ritter von Trachenstein hat sie nicht einmal gesehen, wie viel weniger ihre Liebe genossen! Der Ring ist gestohlen, und die Zeugen haben falsch geschworen.“

„Wenn das, was Ihr sagt, erwiesen werden könnte!“

„Ihr habt, erlauchter Herr Graf, mir stets so viel Liebe und Freundschaft erwiesen, dass ich es wage, Euch zu bitten, für die Rettung meines Lebens tätig zu sein. Ich würde diese Bitte nicht an Euch richten, wenn ich nicht befürchtete, dass mein Tod auch für mein Volk schlimme Folge haben würde. Ohne diese Besorgnis würde ich gern und freudig dem Tode entgegenschauen; denn ich würde es als ein großes Glück ansehen, wenn es mir vergönnt wäre, zur Heiligung des göttlichen Namens mein Leben zu opfern.“

„Ihr seid ein seltener Mensch! Gern werde ich Alles tun, um Euch zu retten.“

„So suchet vor allen Dingen dahin zu wirken, dass der Vollzug des Todesurteils hinausgeschoben werde. Berichtet dem Kaiser, dass ich die Zeugen für falsch erkläre und den Ring für gestohlen erachte. Beschwört ihn bei dem Andenken an die treuen Dienste, die ich ihm zehn Jahre lang geleistet. Nicht würde er, hoffe ich, den Aufschub mir versagen. Dann erwirkt, ich bitte Euch, meinem Diener Reuben ein sicheres Geleit, auf dass er nach Worms reise und meine Verwandten von dem Vorgefallenen benachrichtige. Mein Oheim soll sich an den Fürsten von Dahlberg wenden und dessen mächtigen Schutz erbitten, damit man in Worms eine

Untersuchung anstelle und die falschen Zeugen entlarve. Dann wird die Unschuld meiner Nechamah klar zutage treten!“

„Und Ihr werdet wiederum im Rate des Kaisers sitzen, mehr geehrt, denn je zuvor.“

„Nicht doch, erlauchter Herr Graf. Wenn Gott mir die Gnade erweisen wird, mich vom Tode zu erretten, so werde ich den kaiserlichen Hof meiden und mich nicht wieder solchen Gefahren aussetzen, die der Hass meiner Feinde stets aufs Neue herbeiführen würde. Als vor zehn Jahren ich bei der Kaiserkrönung in Frankfurt am Main aus der Verborgenheit hervortrat, da überhäufte mich mein alter Lehrer mit Vorwürfen. Du hättest nicht hervortreten sollen, sagte er; jetzt aber, da Du es getan, so entfliehe eilig und folge dem Rufe des Kaisers nicht. Geselle Dich nicht zu den Machthabern! Sie nähern sich die Geringen nur, solange diese ihnen Vorteile bringen, und stehen ihnen nicht bei zur Zeit ihrer Not. — So sprach mein alter Lehrer, und zu spät habe ich eingesehen, dass er recht gehabt. Ich habe den Kaiser gedient mit einer Treue und Hingebung, wie wohl wenige Menschen es tun. Das weiß Gott, der Herz und Nieren prüft! Und jetzt, da die Verlobung des Prinzen es wahrscheinlich erfordert hat, dass ich aus des Kaisers Rate entfernt werde, wirft man mich, fort wie einen verbrauchten Handschuh oder wie eine ausgepresste Zitrone. Feinde umlauern mich von allen Seiten und können es mir nicht verzeihen, dass ich, ein Jude, den ersten Herrscher der Christenheit die Pfade der Gerechtigkeit führe. Tausenden habe ich Wohltaten erwiesen, und Keiner gedenket mein, Keiner versucht es, mich vom Tode zu retten! Nur Ihr, edler Herr Graf, dem zu dienen ich noch niemals Gelegenheit gefunden, sucht

mich auf in meinem Kerker! Möge der allgütige Gott Euch dafür belohnen!“

„Wenn es mir gelingen möchte, Euer Leben zu retten, so bin ich reichlich belohnt. Ich werde tun, was Ihr von mir verlangt, und vor Allem Zeit zu gewinnen suchen. Euren Diener werde ich nach Worms entsenden und von meinen eigenen Reisigen begleiten lassen. Gehabt Euch wohl!“

„Gott segne Euch!“

XIX.

„Was willst Du, Trude“, fragte Rabbi Elasar, als die alte Sabbatfrau schluchzend zu ihm ins Zimmer trat.

„Ach, liebster, bester Herr Rabbi“, entgegnete die Angeredete, ihre Tränen trocknend, „ich bitte Euch, tut nur den einzigen Gefallen, und nehmt diese fünf Goldgulden von mir!“

„Fünf Goldgulden? Wie kömmt Du zu so vielem Gelde?“

Aufs Neue fing die Alte an zu weinen.

„Nehmt das Gold, ich bitte Euch, es verbrennt mir die Hand! Vater Anselm hat gesagt, ich käme auf ewig in die Hölle, wenn ich Euch das Sündengeld nicht abgebe. Da, nehmt es hin!“

„Das Sündengeld? Was hat das zu bedeuten? Sage mir doch zuvor, woher Dir das Geld geworden?“

„Ich kanns Euch nicht sagen. Aber nehmt es, ich bitte Euch fußfällig, nehmt es, damit ich der Höllenpein entgehe. Schon fühle ich den ewigen Brand in allen meinen Gliedern, und der Teufel streckt jene Krallen nach mir aus.“

„Aber warum denn?“

„Weil Ihr das Geld nicht nehmen wollt.“

„Was habe ich mit dem Gelde zu schaffen? Ich nehme kein Geld, das mir nicht gehört.“

„Aber es gehört Euch. O bitte, nehmt es doch!“

„Nein, das Geld gehört nicht mir; ich habe seit langer Zeit nicht so viel Geld beisammengehabt.“

„Aber, was Eurer Tochter gehört, ist doch Euer Eigentum! Ich wollte das Geld Nechamah geben; allein Pater Anselm hat darauf bestanden, dass ich es Euch geben müsse.“

„Auch Nechamah hat noch niemals so viel Geld besessen. Wie kann es ihr gehören?“

„Es ist der Erlös für das Ringelein, das ich ihr genommen.“

„Das Ringelein, welches Nechamah verloren?“

„Sie hat es nicht verloren; ich habe es an mich genommen.“

„Du hast es gestohlen!“

„Nein, Herr Rabbi, gewiss nicht. Hans Wyler, der Wirt zur goldnen Kanne, wo meine Mechthilde dient, sagte, es sei ein Zauberring, und ich täte ein gutes Werk, wenn ich ihn an mich nähme.“

„So bringe mir den Ring wieder!“

„Das kann ich nicht. Der Ritter hat den Ring mit sich genommen.“

„Welcher Ritter?“

„Der Ritter, welcher in der goldenen Kanne Quartier genommen und mit welchen Haus Wyler und dessen Küfer hinweggezogen sind. Hans Wyler versprach mir, dass mich Vater Anselm bei der Beichte absolvieren werde. Der aber wurde fuchsteufelswild, schalt mich eine Diebin und befahl mir, Euch diese fünf Goldgulden zu geben.“

„Und woher hast Du dieses Gold?“

„Das kann ich Euch nicht sagen.“

„Du brauchst es mir nicht zu sagen; es ist der Sündenlohn, den Dir der Ritter für den ge-

stohlenen Ring gegeben. Trude, Trude, was hast Du angestellt! Gott gebe, dass Du um nicht Alle hast unglücklich gemacht!”

„Ich bitte Euch, Herr, nehmt das Geld, damit ich nicht in den Höllenpfuhl versinke!“

„Das Geld nehme ich nicht. Bringe es dem Pater Anselm und sage ihm, ich lasse ihn bitten, es an die Armen zu verteilen.“

Weinend entfernte sich das Weib. Der Rabbi setzte sich nieder und stützte das sorgenschwere Haupt mit beiden Händen.

„Ich fange an“, sagte er vor sich hin, „die Intrige zu durchschauen. Ich muss Frau und Tochter davon in Kenntnis setzen; ich darf ihnen die Sache nicht länger verheimlichen.“

Er ging an die Türe, öffnete sie und rief Frau und Tochter herein.

„Was willst Du, Rabbi“, fragte Frau Breindel, „mache schnell, sonst brennen die Knödel an.“

„Lasse sie nur verbrennen!“

„Mein Gott, was ist passiert, dass ich die Knödel verbrennen lassen soll?“

„Setzt Euch und höret mir zu. Ein schweres Verhängnis bedroht uns. Möge Gott es gnädig abwenden!“

„O, sage mir, mein Vater“, rief Nechamah ängstlich „wie geht es meinem Daniel, betrifft es ihn?“

„Es betrifft ihn und uns. Schon vor einigen Wochen ließ der Eremit drüben im Walde mich warnen. Der Ritter Wolf von Trachenstein, ließ er mir sagen, stelle Dir nach, Nechamah, um Deinem Verlobten wehe zu tun, und nun erfahre ich, dass die alte Trude den Ring, den Dir Daniel geschenkt hat und den Du seit einigen Wochen ver-

missest, gestohlen. Sie hat ihn dem Ritter um fünf Goldgulden verkauft.“

„Um fünf Goldgulden!“, schrie Frau Breindel. „Der Ring ist kaum fünf Silbergulden wert. Ihr wisst, ich verstehe mich darauf.“

„Das ist's ja eben, was mich so beängstigt. Die alte Trude hat ihren Diebstahl gebeichtet, und der Geistliche hat ihr befohlen, den Sündenlohn an mich abzuliefern. Bei dieser Gelegenheit habe ich erfahren, dass der Wirt zur goldnen Kanne und dessen Küfer zugleich mit dem Ritter fortgeritten seien. Es scheint mir, dass sie Böses gegen Daniel und gegen uns im Schilde führen.“

„Und was könnte das sein?“, fragte Frau Breindel.

„Mit Bestimmtheit weiß ich es nicht. Vielleicht wird der Ritter sich rühmen, Nechamah gewonnen zu haben. Es ist möglich, dass dann der Kaiser seinem Rate verbieten wird, Nechamah zu heiraten, und wenn Daniel sich dessen weigert, so werden seine Feinde eine Handhabe finden, den Kaiser gegen ihn zu erzürnen.“

„Und was wäre dann weiter?“, fragte Frau Breindel.

„Dann könnte Daniel hierherkommen und fleißig lernen und einst Dein Nachfolger werden. Das wäre sehr gut, und wir brauchten uns nicht von unsrem Kinde zu trennen. Deshalb brauchen meine Knödel nicht zu verbrennen!“

Sie sprach's und eilte in ihre Küche.

„Wollte Gott“, sagte der Rabbi, „ich könnte die Sache auch so leicht nehmen. So sind die Frauen. Vor einem Nichts, vor einem Phantom erzittern sie und ängstigen sie sich, wenn aber eine wirkliche Gefahr droht, so sind sie viel zu kurzsichtig, um diese zu erkennen. Dich, Nechamah, habe ich, Gott sei Dank, anders erzogen. So will ich denn mit Dir überlegen, was jetzt zu tun ist.“

„Vor allen Dingen wäre es wohl notwendig, mein Vater, einen Boten an das kaiserliche Hoflager zu schicken und Daniel zu befragen und zu benachrichtigen.“

„Du hast recht, meine Tochter; allein, wen soll ich schicken, und wer wird für und gehen? Der Weg ist weit und beschwerlich. Raubritter und Schnapphähne machen allenthalben das Land unsicher, so dass man ohne sicheres Geleit eine größere Reise zu unternehmen nicht wagen darf. Zudem wird gar viel Zeit verloren gehen. Ich werde lieber den regierenden Herrn Bürgermeister bitten, eine Untersuchung einleiten zu lassen und das Resultat dem kaiserlichen Hofe zu vermelden.“

„Darüber würde noch mehr Zeit hingehen, und überdies würde es die arme Trude das Leben kosten, da man den Hausdiebstahl mit dem Tode bestraft.“

„Du hast Mitleid mit der untreuen Dienerin?“

„Hast Du mich doch selbst gelehrt, mein Vater, dass man sich auch des gefallenen Sünders erbarmen müsse.“

„Was sollen wir also tun?“

„Wir wollen unsre Angelegenheit Gott empfehlen! Zu Ihm wollen wir beten, dass Er uns schütze und errette.“

„Du bist mein gutes Kind. Gott wird uns behüten und nicht zu Schanden werden lassen.“

XX.

Die Tage und Wochen vergingen den Wormser Rabbiner und den Seinen in banger Sorge. Da kam Reuben und brachte die traurige Gewissheit, dass dem Ritter von Trachenstein die schändliche Intrige gelungen, dass er den gestohlenen Ring als ein Geschenk Nechamahs bezeichnet und dass zwei Bürger von Worms die Wahrheit seiner Aussage

beschworen, dass Daniel zum Tode verurteilt, im Gefängnisse schmachte und dass am Tage seiner Hinrichtung alle Juden ans Deutschland ausgetrieben werden sollten.

Was war zu tun? Wohl wäre es leicht gewesen, die Intrige aufzudecken und die alte Trude wegen des Diebstahls anzuklagen. Allein, was galt die Aussage einer alten Dienerin im Vergleiche mit dem Eide zweier Bürger und der Versicherung eines vornehmen Herrn auf Ritterehre?

„Es ist keine Hilfe“, sagte Rabbi Elasar, „denn bei Gott allein. Wir wollen Fasttage einsetzen und unsre Gebete zu Ihm emporsenden.“

Und so geschah es. Die ganze Gemeinde von Worms, Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen fasteten an jedem zweiten und fünften Wochentage, und die Synagoge wurde von morgens bis abends von Betern nicht leer.

Reuben begab sich nach Hemsheim auf das Schloss des Fürsten von Dahlberg, um diesem hohen Herrn das Empfehlungsschreiben zu überreichen, das er vom Grafen von Bassenhein empfangen hatte.

Die Kunde vom traurigen Geschehniß Daniels und dem Unglücke, das infolgedessen die deutschen Juden bedrohe, verbreitete sich im ganzen Reiche, und überall wurden Fasttage eingesetzt und Gebete angeordnet. Jedermann ging in sich, bereute seine Sünden, tat Buße und flehte mit heißer Inbrunst zu unsren Vater im Himmel.

Unsre Weisen lehren, dass Jeder, der Israel wehe tut, an Ansehen und Ehre zunimmt, von Stufe zu Stufe steigt, bis Also geschah es auch dem Ritter Wolf von Trachenstein. Er war am kaiserlichen Hofe der Held des Tages geworden. War er es doch, der den verhassten Juden gestürzt und dessen Regiment ein Ende gemacht

hatte. Graf Helfenstein, einer der reichsten und vornehmsten Herren des Reichs, hatte eine ebenso schöne wie stolze Tochter. Sie war sein einziges Kind, die Erbin seiner Reichtümer; nur die Lehnsgüter fielen, wenn mit dem Grafen der Mannesstamm deren von Helfenstein ausstarb, an den Kaiser zurück, der dann, wen er wollte, mit denselben belohnen konnte. Der Graf erkor den Ritter Wolf zu seinem Schwiegersohne und erlangte vom Kaiser das Versprechen, dass dem Gemahle seiner Tochter alle seine Güter zugleich mit dem Namen und der Würde eines Grafen vom Helfenstein übertragen werden sollten.

Der zweite Sohn des Kaisers war mit dem Gesandten fortgereist, um persönlich um die ihm bereits verlobte Braut zu werben, und bald darauf war die Vermählung am Hofe des Königs gefeiert worden. Dann kehrte der junge Prinz mit seiner schönen Gemahlin an den Hof des Kaisers zurück. Große Feste wurden zu Ehren des jungen Ehepaares veranstaltet, unter andern auch ein ritterliches Kampfspiel, ein Turnier. Die Fürsten, Grafen und Ritter engagierten sich gegenseitig zum Lanzenstechen, und die stolze Kunigunde, des Grafen Helfenstein Tochter, verlangte von ihrem Verlobten, dass er den Prinzen zu einem Stechen über Schranken herausfordere. Wohl weigerte sich der Ritter dessen.

„Vielholdes Fräulein“, sprach er zu seiner Braut, „es ist nicht gut, mit hohen Herrn einen Wettstreit einzugehen. Unterliege ich, so habe ich die Schande; obsiege ich aber, so erzeuge ich Neid und Hass.“

„Seid Ihr ein Feigling, Ritter“, sprach das stolze Fräulein verächtlich, „dass Ihr es nicht wagt, im ritterlichen Spiele einem Prinzen entgegenzutreten? Mich ärgert's, dass man so sehr die Schönheit seiner Gemahlin rühmt, wie wenn Nie-

mand ihr verglichen werden könnte. Ich will über sie triumphieren, und daher müsst Ihr den Prinzen niederstrecken.“

Dagegen ließ sich nichts einwenden, und der Ritter sandte durch seinen Knappen dem Prinzen die Herausforderung, die auch angenommen wurde.

Ein prächtiger Morgen war es, als das Fest begann. Bald füllten sich die am Kampfplatze errichteten Tribünen mit vornehmen Herren und Damen. An der vordern Brüstung waren besondere Ehrensitze für die kaiserliche Familie angebracht, und Prinzess Maria hatte es unternommen, den Siegern die Ehrenpreise zu überreichen.

Als Alles wohl vorbereitet war, nahm das Fest seinen Anfang. Zunächst betrat unter Fanfarenklang der Herold, auf das prächtigste mit seiner Amtstracht bekleidet, gefolgt von seinen Gehilfen, den heitergeschmückten Kampfplatz und verlas die Turniergesetze. Alsdann nahm er eine Prüfung der Waffen vor. Als solches geschehen, ließ er ein Trompetenzeichen geben und die Parteien ritten ein, nachdem der Name jedes einzelnen Ritters laut ausgerufen war. Der Herold verteilte die Waffen, und das Vorturnier nahm seinen Anfang, indem auf ein gegebenes Zeichen die Streiter gegeneinander losrückten.

Den ganzen Tag, nur von einer Mittagspause unterbrochen, währte das Spiel. Der Kampf mit Turnierkolben, mit Schwertern und Streitäxten war ausgekämpft, schon war auch manche Lanze gebrochen, mancher Ritter kläglich in den Sand gesteckt worden, als gegen Abend das Stechen über Schranken angekündigt wurde. Die Aufseher des Kampfplatzes ließen durch die Bahnknechte eine Schranke inmitten des Platzes aufstellen. Inzwischen traten die beiden Kämpfer zum fahnengeschmückten Eingange. Der Prinz war in einer glänzenden

Rüstung, über der er eine kostbare Schleife mit den Farben seiner Gemahlin trug. Ihm folgte ein Knappe, der das Streitross am Zügel führte, ein anderer Knappe trug seines Herrn Helm, Lanze und Schild. Am Eingangstore bestieg der Prinz das gepanzerte und mit schönen Decken reich behangene Ross; dann setzte er seinen Helm auf, schloss das Visier und nahm den Schild in den linken Arm. Die Lanze aber ließ er seinem Knappen, weil der Herold in der Bahn besondere Waffen an die Kämpfer verteilte. Während der Prinz ungeduldig auf das Zeichen zum Eintritt harrte, hatte sich am jenseitigen Bahngange der Ritter Wolf von Trachenstein aufgestellt, gleichfalls aufs Beste herausgeputzt, gepanzert vom Scheitel bis zur Sohle und über seiner Rüstung eine prächtige Schleife mit den Farben der Gräfin Kunigunde von Helfenstein tragend.

Nun verkündete der Herold, dass der Prinz, Seiner kaiserlichen Majestät zweitgeborener Sohn, und der Ritter Wolf von Trachenstein, beide ehrenfeste und fromme Ritter untadelhaften Adels ein Stechen über die Schranke abhalten wollten.

Die Trompeten schmetterten, die Eingangspforten öffneten sich, und die beiden Gegner ritten in die Bahn. Die Gehilfen des Heroldes reichten jedem eine zwanzig Fuß lange, gewichtige Lanze aus Eichenholz, welche jedoch keine Spitze trug, sondern abgestumpft war. Herr Wolf von Trachenstein warf den Speer in die Luft, fing ihn mit großem Geschick wieder auf und wirbelte dann den gewaltigen Schaft um sein Haupt als sei es ein zierlicher Wanderstab. Hierauf senkte er die Waffe zu zierlichem Gruße gegen den Kaiser und gegen die übrigen Zuschauer, grüßte den Gegner in ähnlicher Weise und ritt, sein Ross zu zierlichen Sprüngen anspornend, an seinen Stand am äußer-

sten Ende der Bahn. Der Prinz suchte es ihm in allen Dingen gleichzutun; doch Jeder merkte, dass er seines Gegners gewaltige Kraft nicht besaß.

Jetzt folgte das Zeichen die Lanzen einzulegen. Wie spielend senkten die Kämpfer die schweren Waffen in fast waagerechter Richtung und deckten sich mit den Schildern. Erwartungsvoll, das funkelnde Auge durch das Visier fest auf den Gegner gerichtet, standen die Herren eine kurze Zeit; dann gab die Trompete das Zeichen zum Losreiten, und in weiten Sätzen jagten die Kämpfer einander entgegen.

Ein gewaltiger Zusammenprall, ein Splitter, und des Prinzen Lanze brach am obern Teile. Der Gegner hatte durch eine geschickte Wendung seines Schildes den Lanzenstoß des Prinzen abgelenkt und dadurch den Sieg errungen.

Der Herold verkündete, dass der ehrenfeste Ritter Wolf von Trachenstein Sieger geblieben im schwersten Kampfespiele und dass ihm deshalb der Preis des Tages gebühre.

Prinzessin Maria konnte ihre Tränen nicht zurückhalten und mit abgewendetem Antlitz reichte sie den Siegespreis dem verhassten Bezwinger ihres Gemahls. Fräulein Kunigunde aber schaute triumphierend die Beschämung der holden Prinzessin, der alle Welt den Preis der Schönheit zugestanden.

XXI.

Vom Tage des Turniers an vollzog sich ein Umschwung in der Gesinnung des Hofes in Bezug auf den Ritter Wolf von Trachenstein. Die Ritter neideten ihm die schöne und reiche Braut. Die Fürsten und Grafen konnten es ihm nicht verzeihen, dass er sich, als künftiger Graf von Helfenstein wie ihresgleichen benahm, und in der kaiserlichen Familie gab Prinzessin Maria bei jeder Gelegenheit

ihren Unwillen über des Ritters rücksichtsloses Benehmen gegen ihren Gemahl unverhohlenen Ausdruck. Dem Ritter wurde es unheimlich unter all den Feinden und Neidern, und er wäre gern mit Schwiegervater und Braut nach deren Gütern gezogen; allein davon wollte Fräulein Kunigunde nichts wissen; sie wollte noch ferner Triumphe feiern inmitten der erlauchtesten Gesellschaft des Reiches, zumal jetzt, da durch die vielen Hoffeste täglich mehr Fürsten und Herren sich veranlasst fühlten, mit ihren Familien das kaiserliche Hoflager aufzusuchen. So war erst vor wenigen Tagen der Fürst von Dahlberg mit Gemahlin und Kindern herbeigereist. Der Fürst und seine Gemahlin, eine geborene Landgräfin von Hessen, standen beide in den dreißiger Jahren, und ihre Kinder waren noch sehr jung. Aber in ihrer Begleitung befand sich eine junge Dame von strahlender Schönheit. Gräfin Esperance von Villefleurs, eine geborene Französin, war, wie man sagte, eine entfernte Verwandte des Fürsten. Wer sie gesehen, war ihres Ruhmes voll. — „Sie ist ein überirdisches Wesen“, sagten die Herren, „und ihresgleichen ist bis jetzt auf Erden nicht erschaut worden. So stellt man sich die Engel vor, wenn sie vom Himmel herniederschweben. „Schlank wie eine Tanne, anmutig wie eine Gazelle, mit einem Antlitz, das an Schönheit mit nichts zu vergleichen war, bezauberte sie Alles durch ihre Erscheinung. Wer aber das Glück gehabt hatte mit ihr zu sprechen, wusste nicht genug den wunderbaren Geist zu rühmen, der aus ihren seelenvollen Augen leuchtete. Sie sprach das Deutsche und Französische mit gleicher Gewandtheit und war in allen Wissenschaften erfahren. Noch war sie bei Hofe nicht vorgestellt; aber schon hatten der Kaiser und die Seinen so viel von ihr vernommen, dass sie mit, Spannung dem Tage entgegenschaueten, an welchem

die Fürstin Dahlberg sie einführen werde. Aber nicht die Fürstin übernahm dieses Amt, sondern der Fürst erbat von Kaiser die Gnade, ihm die junge Gräfin vorstellen zu dürfen, die der kaiserlichen Majestät eine Bitte vorzutragen habe.

In feierlicher Audienz, bei Anwesenheit des ganzen Hofes, empfing der Kaiser den Fürsten, der die junge Gräfin an der Hand führte. Diese warf sich dem Kaiser zu Füßen und küsste den Saum des kaiserlichen Gewandes.

„Steh auf, mein holdes Kind“, sagte der Kaiser, von Wohlgefallen die anmutige Gestalt des vor ihm liegenden Mädchens betrachtend. „Steh auf und trage mir Deine Bitte vor. Ich werde nicht anstehen sie zu gewähren, wenn ich solches vermag; denn dass Du nichts Ungebührliches verlangst, das lese ich im Deinem holden Angesicht.“

Die junge Dame erhob sich und sprach:

„Dank Euch, mächtiger Herr, für Eure gnadenreichen Worte, und verzeihet mir, wenn ich, ein unerfahrenes Mädchen, die Rede nicht so zu setzen verstehe, wie vor dem mächtigsten Herrscher es sich ziemen möchte.“

„Rede nur ohne Scheu.“

„Kaiserliche Majestät, ich bin des Grafen von Villefleurs Tochter. Die Besitzungen meiner Ahnen liegen in Lotharingen, und meine Voreltern waren Niemandem dafür zur Lehn verpflichtet. Da verlangte der Herzog von Lotharingen, dass mein Vater, Graf Robert, ihm den Vasalleneid leiste. Mein Vater aber weigerte sich dessen; er wollte seine Besitzungen ebenso frei seinen Kindern vererben, wie er sie von seinen Voreltern empfangen. Da sammelte der Herzog ein großes Heer, und auch mein Vater bot seine Vasallen und Knechte auf. Er musste der Übermacht unterliegen. Die Burg Villefleurs wurde belagert, erobert, zerstört. Mein Vater,

meine Mutter, meine fünf Brüder fielen unter den Streichen der Eroberer. Mich, da ich noch ein kleines Kind war, rettete meine Amme und entfloh mit mir zu einem Oheim meiner Mutter, zum Grafen von Oggersheim, einem Vasallen des kaiserlichen Palatinus. Dort wuchs ich auf, eine arme Waise, das Gnadenbrot harter Verwandter essend. Vor wenigen Monaten besuchte meinen Großoheim ein Ritter; er gab vor, in Liebe zu mir entbrannt zu sein, und auch ich liebte den schönen, treulosen Mann. Er schwur die heiligsten Eide, dass er kommen würde, um mich als sein ehelich Gemahl auf sein Schloss zu führen, und ich — ich glaubte ihm.“

Die junge Dame schwieg, verschämt die Augen niederschlagend.

„Und er ist nicht wiedergekommen?“, fragte der Kaiser.

„Er hat sich unterdessen mit einem reichen Mädchen verlobt. Als die Kunde davon zu uns kam, da klagte mein Großoheim dem mächtigen und edlen Fürsten von Dahlberg mein Leid, und dieser erlauchte Fürst riet mir, mich Eurer kaiserlichen Majestät zu Füßen zu werfen und von dem Vater und Schützer seiner Völker mein Recht zu heischen.“

„Er hat Dich wohl beraten. Sprich, holdes Kind, wer ist der schändliche Mann, der Dich betrogen?“

„Er weilt an meines Kaisers Hof; es ist der Ritter Wolf von Trachenstein!“

Ein Gemurnel des Unwillens durchlief den Saal. Ritter Wolf, der zugegen, war starr vor Erstaunen und keines Wortes mächtig.

„Tretet vor, Trachensteiner“, rief der Kaiser, „und rechtfertigt Euch, wenn Ihr es vermöget.“

Der Ritter trat vor, ließ sich auf ein Knie nieder und sprach: „Kaiserliche Majestät, ich schwöre bei allen Heiligen und versichere auf Ritterehre,

dass ich dieses Frauenzimmer niemals gesehen habe. Es muss ein Missverständnis obwalten. Ein Anderer muss unter meinem Namen das Mädchen betört haben.“

„Wie“, sprach die Dame, „Du wagst es, falscher Mann, aufs Neue falsch zu schwören, die kaiserliche Majestät zu belügen und zu behaupten, Du habest mich niemals gesehen?“

„Seid Ihr wahnsinnig, dass Ihr solch unbegründete Anklage gegen mich schleudert? Ich schwöre es nochmals bei allen, was heilig ist; ich habe Euch nie gesehen, niemals Eure Stimme gehört. Welch ein Wahn muss Euch betören, dass Ihr mir solches nachsagt!“

„Wolf, mein trauter Wolf, gib doch der Wahrheit die Ehre! Habe ich Dir nicht das goldene Ringelein geschenkt, das Du am kleinen Finger trägst, bin ich Dir nicht in die Herberge gefolgt, um Dir meine Liebe zu widmen?“

„Schamloses Weib! Das Alles ist Lug und Trug. Ich kenne Dich nicht und habe Dich nie gesehen.“

„Ein seltsamer Handel, fürwahr“, sagte der Kaiser.

Das junge Mädchen richtete sich hoch auf und sprach:

„Mein Herr und Kaiser, der Handel ist nicht so seltsam wie er Eure Majestät bedünken mag! Der Ritter hat vollkommen Recht. Er hat mich nie gesehen, nie meine Stimme gehört; ich habe ihm keinen Ring geschenkt und bin ihm nicht in die Herberge nachgelaufen. Diesmal hat er die Wahrheit gesprochen, aber ein anderes Mal hat er des Kaisers Majestät auf das Schändlichste zu belügen sich unterfangen. Ich heiße nicht Esperance von Villefleures; ich heiße Nechamah und bin die Tochter des Rabbi Elasar von Worms, die Braut

des unschuldig eingekerkerten Daniel von Gernsheim.“

Leichenblässe überzog des Ritters Antlitz, und der Kaiser sprach:

„Dein eigener Mund hat Dich verurteilt, Trachensteiner! Du selbst hast mit heiligem Eide beschworen, dass Du dieses Mädchen nie gesehen, nie seine Stimme vernommen, dass es Dir keinen Ring geschenkt. Du hast also früher gelogen, betrogen, gestohlen, da Du beschworen, die Liebe der Maid gewonnen zu haben. Du bist des Todes, Trachensteiner! Führt ihn ins Burgverließ! Aber meinen weisen Daniel setzt sofort in Freiheit.“

XXII.

„Majestät“, sagte der Fürst von Dahlberg, „Wohl bedarf es, nach dem, was hier vorgegangen, keiner weiteren Beweise der Unschuld des jungen Mädchens, das so böslich und schändlich verleumdet ist worden. Da diese Beweise aber vorhanden, so mögen Eure Majestät mir gestatten, sie vorzulegen. Hier ist die eidliche, von Zeugen bestätigte Aussage eines ehrwürdigen Eremiten, die mein Sekretarius zu Papier gebracht hat. Der heilige Eremit bezeugt, dass der Ritter Wolf von Trachenstein und seine Spießgeselle, der Gastwirt zur goldnen Kanne in Worms, Hans Wyler, bei ihm in seiner Klause gewesen und ein Liebestränklein verlangt habe, weil es dem Ritter unmöglich war, die Braut Daniels von Gernsheim von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Hier ist ferner die eidliche Aussage eines alten Weibes, Namens Trude, welches im Auftrage des Trachensteiner das Ringelein gestohlen und dafür einen Sündenlohn von fünf Goldgulden erhalten hat.“

„Der Trachensteiner“, sagte der Kaiser, „hat mehrfach den Tod verdient. Zum Ersten hat er

die Wette verloren und muss schon deshalb sterben. Zum Zweiten hat er die kaiserliche Justiz dahin bringen wollen, eine ungerichtfertigte Hinrichtung zu veranlassen und Daniel von Gernsheim zum Tode zu verurteilen. Zum Dritten hat er betrogen, gelogen und gestohlen. Er soll seiner Ritterwürde entkleidet und wie ein gemeiner Verbrecher gehängt werden. — Du aber, holde Maid, gehe hin und bringe Deinem Verlobten die Freudenbotschaft, dass Wir ihn in seine Ämter und Würden wieder einsetzen.“

In seiner Zelle saß Daniel. Vor ihm lag ein Traktat des Talmuds, in dessen Studium er sich vertieft hatte. Das war während der vielen einsamen Tage sein Trost und seine Freude. Lange war ihm keine Nachricht von der Außenwelt zugekommen. Wohl hatte er erfahren, da Graf Bassenheim einen Aufschub der Hinrichtung erwirkt hatte, dass Reuben nach Worms abgereist war. Wie lange sollte er noch im Kerker schmachten? Würden sich ihm die Kerkertüren zum Tode oder zur Freiheit öffnen? Da hörte er, wie das Schloss der Kerkertüre geöffnet wurde, und was erblickte er? War es eine Gaukelei, eine Sinnestäuschung, die ihm seine Phantasie vorspiegelte? Eine reichgeschmückte Dame trat herein, und diese trug die Züge der geliebten Braut! Er starrte sie an; es war ja nicht möglich, wie konnte Nechamah und noch dazu im Gewande einer Edel-dame hierherkommen? Diese aber stürzte auf ihn zu und rief: „Daniel, mein Daniel, Du bist frei, und wir werden glücklich sein!“

Auch die Stimme der Geliebten konnte Daniel noch nicht überzeugen, dass er nicht traumbefangen sei. Jetzt aber traten der Fürst von Dahlberg und der Graf von Bassenheim in die Zelle, deren Türe nicht wieder geschlossen wurde.

„Ich wünsche Euch Glück, Herr kaiserlicher Rat“, sagte der Fürst. „Der Trachensteiner ist als Verräter und Betrüger entlarvt, und Ihr seid in Euer Amt wieder eingesetzt. Und nochmals wünsche ich Euch Glück zu der heldenmütigen, edlen Jungfrau, die Ihr zur Gattin erwählt habt. Ihr allein habt Ihr die Rettung zu verdanken.“

„Mehr noch“, sagte Nechamah bescheiden, „haben wir der Huld und Gnade des durchlauchtigsten Fürsten zu danken, der sich so liebevoll unserer angenommen.“

„Vor aller Dingen“, nahm nun Graf Bassenheim das Wort, „wollen wir, diesen traurigen Ort verlassen. In Eurer Wohnung, Herr Daniel, wollen wir Euch Alles erzählen, was sich zugetragen. Auch müsst Ihr Eure Kleider wechseln, um vor dem Kaiser zu erscheinen, der Euch mit Sehnsucht erwartet.“

In der Wohnung Daniels hatten der mit den Fürsten Dahlberg zurückgekehrte Reuben und dessen Frau ein opulentes Mahl hergerichtet, welches der Fürst, der Graf, Daniel und Nechamah gemeinsam verzehrten. Bei Tische erfuhr Daniel Alles, was die Herren und was die Geliebte für ihn getan hatten.

„Gott segne Dich, Nechamah“, sprach Daniel gerührt. „In Dir habe ich das biedere Weib gefunden, welches König Salomo wertvoller erachtet als alle Schätze der Welt.“

Nechamah wollte entgegnen, da wurde die Türe geöffnet, und herein traten, zur größten Überraschung der Anwesenden, Rabbi Elasar und dessen Gattin. Sie hatten die Ungewissheit nicht länger ertragen können, und so hatte für schweres Geld der Rabbi ein sicheres Geleit sich gemietet und war mit seiner Gattin hergereist.

Wer schildert das Glück und die Freude dieser

vier Menschen, die nach so harter Prüfung nunmehr ihre Herzen dem Frohsinn erschließen durften!

Als Daniel wenige Stunden nachher vor dem Kaiser erschien, ging dieser ihm entgegen, umarmte und küsste ihn.

„Gelobt sei Gott“, sprach der hohe Herr, „der Dich dem Leben und der Freiheit hat wieder gegeben! Deine Braut wird Dir berichtet haben, dass ich Dich in Dein Amt wieder einzusetzen gewillt bin.“

„Majestät“, sagte Daniel, „verzeiht mir, wenn ich diesmal Eure Huld dankbarlichst ablehne. In solch hohem Amte würde ich stets aufs Neue Neid und Hass erregen und auch Eurer Majestät wiederum mancherlei Verdriesslichkeiten bereiten.“

„So sehr ich Dich auch vermissen werde“, entgegnete der Kaiser nach einigem Besinnen, „so kann ich Dir doch nicht Unrecht geben. Deine Wiedereinsetzung würde mich sofort im Konflikt mit dem Könige, dem Schwiegervater meines Sohnes bringen. Mein Herz blutet mir, wenn ich daran denke, dass ich künftig Deinen Rat entbehren soll. Stets werde ich Dir wohlgewogen bleiben. Hast Du einen Wunsch, so will ich ihn sofort gewähren.“

„Lasset mich für den Trachensteiner um Gnade bitten!“

„Du bist ein edler Mensch, und ich will dem Trachensteiner verzeihen, was er durch den Verlust der Wette hätte erdulden sollen. Dass er aber gestohlen und betrogen, dass er meine Justiz zu einem Morde hat veranlassen wollen, das kann ich ihm nicht verzeihen. Trotzdem will ich auf Deine Fürbitte sein Urteil mildern; er mag in ritterlicher Weise durch das Schwert vom Leben zum Tode verbracht werden. Du aber erbitte etwas für Dich.“

„So möge mein kaiserlicher Herr mir gestatten, nach Prag zu ziehen und dort eine Schule für das Studium des Talmuds zu gründen. In ein-

samer Zelle habe ich mir gelobt, künftighin ausschließlich mein Leben. dem Studium der Gotteslehre zu widmen.“

„Ziehe hin! Möge Gott Dein Vorhaben segnen! Mir aber gestatte, Dir als Entgelt für die ausgestandenen Leiden diese mit Gold gefüllte Truhe zu überreichen; sie wird Dir die Mittel gewähren, für die Bedürfnisse armer Jünglinge, die Deine Schule besuchen, zu sorgen.“

Daniel küsste dem Kaiser die Hand und entfernte sich, um die Vorkehrungen zu seiner Übersiedlung nach Prag zu treffen. Auch Rabbi Elasar und seine Gattin beschlossen, mit ihren Kindern zu ziehen. Zuvor aber wurde, noch am Hoflager des Kaisers, die Hochzeit des Brautpaars gefeiert. Rabbi Elasar vollzog die Trauung, und der Kaiser, sowie der ganze Hof, erschienen als Gäste.

Der Trachensteiner erlitt die Strafe, die ihm einst der Eremit verheißen hatte; an Hans Wyler erfüllte sich jedoch die Verheißung des Einsiedlers nicht; er und sein Küfermeister wurden gehängt.

Nach der Hochzeit, welche sieben Tage lang in Freude und Frohsinn gefeiert wurde, zogen Daniel und die Seinen nach Prag, wo er in Verbindung mit seinem Schwiegervater Hunderte von lernbegierigen Jünglingen um sich sammelte. Daher datiert die Gründung der Prager Jeschibah, an welcher, bis vor wenigen Jahrzehnten, viele der größten Männer Israels ihre geistige Ausbildung erhalten haben.

Voskobari 301

Heinz-Gerhard Greve

Andante

The musical score is written in 4/4 time and consists of three staves. The first staff contains the first four measures, the second staff contains the next four measures, and the third staff contains the final four measures. The music features a mix of eighth and quarter notes, often beamed together. Fingering is indicated by numbers 0-4 above notes, and fret numbers are indicated by numbers 0-4 below notes. The piece concludes with a double bar line.

Vögele der Maggid (eBook)

Eine Geschichte aus dem Leben einer kleinen jüdischen Gemeinde
von Aaron David Bernstein, 1864
+ Vögele der Maggid für klassische Gitarre

Mendel Gibbor (eBook)

von Aaron David Bernstein, 1865
+ Mendel Gibbor für klassische Gitarre

Die vierte Galerie (eBook)

Ein Wiener Roman
von Oskar Rosenfeld, 1910
+ Die vierte Galerie für klassische Gitarre

Tage und Nächte (eBook)

Novellen
von Oskar Rosenfeld, 1920
+ Tage und Nächte für klassische Gitarre

Mendl Ruhig (eBook)

Eine Erzählung aus dem mährischen Ghettoleben
von Oskar Rosenfeld
+ Mendl Ruhig für klassische Gitarre

Vom Cheder zur Werkstätte (eBook)

Eine Erzählung aus dem Leben der Juden in Galizien von F. v. St. G.
Moritz Friedländer, Wien 1885
+ Vom Cheder zur Werkstätte für klassische Gitarre

Gedichte (eBook)

von Ludwig Franz Meyer
+ Ein Gedicht für klassische Gitarre

Polnische Juden (eBook)

Geschichten und Bilder von Leo Herzberg-Fränkell,
1888, dritte vermehrte Auflage
+ Aus der vergangenen Zeit für klassische Gitarre

Eduard Kulke, Ausgewählte Werke (eBook)

+ Musiknoten für das Stück Voskobari 167 für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 1. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 139“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 2. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 140“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Nürnberg und Fürth von Hugo Barbeck, 1878 (eBook)

+ Noten „Voskobari 146“ für klassische Gitarre

Für unsere Jugend. Ein Unterhaltungsbuch für israelitische Knaben und Mädchen.

Herausgegeben von E. Gut (eBook)

+ Noten „Voskobari 143“ für klassische Gitarre

Songs from the Ghetto By Morris Rosenfeld (eBook)

„Mein Judentum“ (eBook)

Die hauptsächlichsten unterscheidenden Merkmale des Judentums und des Christentums. Für jung und alt dargestellt von Isaac Herzberg

+ Noten „Voskobari 145“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Berlin von Ludwig Geiger, 1871 (eBook)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Die Juden in Trier von Fritz Haubrich (eBook)

+ Noten „Voskobari 149“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Magdeburg von Dr. Moritz Spanier (eBook)

+ Noten „Voskobari 150“ für klassische Gitarre

Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz von Dr. Siegmund Salfeld (eBook)

+ Noten „Voskobari 160“ für klassische Gitarre

11 Bücher von Ida Oppenheim (28.8.1864 – 19.10.1935) (eBook)

+ Noten „Voskobari 151“ für klassische Gitarre

8 Bücher von Isaak Herzberg (18.6.1857 – 6.11.1936) (eBook)

+ Noten „Voskobari 152“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Olmütz von Prof. Dr. Berthold Oppenheim (eBook)

+ Noten „Voskobari 153“ für klassische Gitarre

Märchen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 142“ für klassische Gitarre

Novellen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 154“ für klassische Gitarre

Jüdisches Kind aus dem Osten von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 136“ für klassische Gitarre

Wölfleins Liebe, Roman aus dem Kinderleben, von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 157“ für klassische Gitarre

Weitere Texte von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 158“ für klassische Gitarre

Sünde wider den Geist von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Bilder aus dem Leben jüdischer Sträflinge, von Abraham Guttman (eBook)

+ Noten „Voskobari 141“ für klassische Gitarre

Dorfjuden. Ernstes und Heiteres von Ostischen Leuten + Ostdeutsches Judentum.

Tradition einer Familie, von Heinrich Kurtzig (eBook)

+ Noten „Voskobari 159“ für klassische Gitarre

Das Mädchen von Tanger. Einer wahren Begebenheit nacherzählt, von Dr. W. Herzberg (eBook)

+ Noten „Voskobari 155“ für klassische Gitarre

Wenn das Glück will. Eine Erzählung aus dem Orient von S. D. Weiskopf (eBook)

+ Noten „Voskobari 137“ für klassische Gitarre

Zwei Generationen. Erzählungen + Vom östlichen Judentum. Religiöses, Literarisches, Politisches, von M. J. Bin Gorion (eBook)

+ Noten „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Kinder des Ghetto Band I/II + Tragödien des Ghetto, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten „Voskobari 272“ für klassische Gitarre

Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs (1738-1909)

+ Juden Freiburg i. B., von Adolf Lewin (eBook)

+ Noten „Voskobari 279“ für klassische Gitarre

Die Judenmassacres in Kischinew von Berthold Feiwel (eBook)

+ Noten „Voskobari 277“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), Zwei Werke in Jiddisch und Deutsch (eBook)

Jüdisches Kind aus dem Osten / (Di Yidishe Neshome) די יידישע נשמה

Der Baum und der Vogel / דער בוים און דער פֿויגל

+ Noten „Voskobari 136“ und „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

„Der Baum und der Vogel“ von Clara Michelson (1881-1942) auf Deutsch, Englisch, Französisch, Hebräisch, Jiddisch und Russisch (eBook)

+ Noten „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), ENFANT JUIF DE L'EST (Jüdisches Kind aus dem Osten), L'ARBRE ET L'OISEAU (Der Baum und der Vogel) (eBook)

+ Sheet music The Song Of The Bird for classical guitar

Liebesgeschichten aus vielen Ländern von Meir Aron Goldschmidt (eBook)

+ Musiknoten für das Stück „Voskobari 161“ für klassische Gitarre

Altneue Menschen, Ein Judenroman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Kindertage, Erinnerungen aus einem jüdischen Lehrerhaus von Samuel Blach (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 138“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 1. + 2. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 282“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 3. + 4. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 291“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 5. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 286“ für klassische Gitarre

Sheet music of Musikverlag Ulrich Greve:

Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, 2 nd Edition, 18 Pieces*	eBook	UG 1026
	Paper book	UG 1027
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Second Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook	UG 1028
	Paper book	UG 1029
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Third Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook	UG 1030
	Paper book	UG 1031
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fourth Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook	UG 1032
	Paper book	UG 1033
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fifth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook	UG 1034
	Paper book	UG 1035
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Sixth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook	UG 1036
	Paper book	UG 1037
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Seventh Book, 13 Pieces*	eBook	UG 1040
	Paper book	UG 1041
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eighth Book, 11 Pieces*	eBook	UG 1042
	Paper book	UG 1043
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Ninth Book, 13 Pieces*	eBook	UG 1044
	Paper book	UG 1045
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Tenth Book, 12 Pieces*	eBook	UG 1055
	Paper book	UG 1056
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eleventh Book, 26 Pieces*	eBook	UG 1110
	Paper book	UG 1111
An Old Man / ἀνδρεῖος, 2 pieces for 10-string classical guitar*	eBook	UG 1095
Music for 10-string Classical Guitar inspired by a Retirement Home 40 Pieces*	eBook	UG 1146
	Paper book	UG 1147
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Women 40 Pieces*	eBook	UG 1154
	Paper book	UG 1155

Music for 10-string Classical Guitar inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1171 UG 1172
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Ways 20 Pieces*	eBook Paper book	UG 1176 UG 1177
Old Man Suite (άνδρεϊός / An Old Man / Mr Hiller's Hill) dedicated to Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1158 UG 1159
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, 2 nd edition, 14 Pieces*	eBook Paper book	UG 1024 UG 1025
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, Second Book, 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1092 UG 1093
Classical Guitar Music inspired by a Retirement Home 36 Pieces*	eBook Paper book	UG 1142 UG 1143
Classical Guitar Music inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1160 UG 1161
14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar, 3 rd edition	eBook Paper book	UG 1038 UG 1039
Original Pieces For 10-string Guitar, Compilation of books „Beautiful Music For 10-string Classical Guitar“ 1 to 9 + 5 extra pieces + New compositions for 6-string classical guitar + 14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar + One new composition for Renaissance and one for Baroque lute	eBook Paper book	UG 1053 UG 1054
New Original Music For 11-string Alto Guitar, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1049 UG 1050
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Second Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1062 UG 1063
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Third Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1089 UG 1090
New Original Music For 13-string Classical Guitar, First Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1058 UG 1059
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Second Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1060 UG 1061
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Third Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1064 UG 1065
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fourth Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1067 UG 1068
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fifth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1069 UG 1070
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Sixth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1076 UG 1077
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Seventh Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1112 UG 1113

New Original Music For 13-string Classical Guitar, Eighth Book (e tuning), 40 Pieces*	eBook	UG 1114
	Paper book	UG 1115
New Beautiful Duets For 6- and 10-string Classical Guitar, First + Second Book 20 Pieces*	eBook	UG 1079
	Paper book	UG 1080
New Beautiful Duets For 6-string Classical and 11-string Alto Guitar, 10 Pieces*	eBook	UG 1083
	Paper book	UG 1084

Noten und Bücher zum kostenlosen Download hier:
<http://ulrich-greve.eu/free/others.html>

* Composer: *Heinz-Gerhard Greve*